FONDO PROVINCIA

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
1
E
13
BIBLIOTECA M. RIF.

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Palchetto

'dine 11-E 13

NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
41
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

131 B. Prov. XXIV - 41.
2
11

Lebenserinnerungen
und
Denkwürdigkeiten.

Zweiter Theil.

649722

Lebenserinnerungen

und

Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Zweiter Theil.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

Viertes Buch.

Reiſe nach Genua.

I.

Leipzig, 17. Juli 1821.*)

Gern habe ich immer den Gedanken festgehalten, daß der Mensch eigentlich jedes Herrliche, welches irgend Natur ihm bieten kann, schon wahrhaft, d. i. geistig, in sich tragen müsse, um der sinnlichen Aufnahme desselben überhaupt fähig zu sein. Die Anschauung selbst scheint ihm dann als äußerer glücklicher Anstoß, durch welchen ein Unbewußtes plötzlich zum Bewußtsein gelangt, sie erscheint als die günstige Constellation, unter welcher ein ruhender Keim schnell zum vollen Leben aufschwillt, und wir fühlen dann damit erst eine innere Lücke ergänzt, einem dunkeln, unausgesprochenen Wunsche Erfüllung gewährt.

So lag ja eigentlich auch jede große Idee, welche ein begabter Mensch aussprach, schon lange zuvor in seinem Innern schlafend, und nur irgendeine oft an sich sehr unbedeutende äußere Anregung erweckte und hob sie ans Licht, brachte in Wort, Bild oder That sie zur Erscheinung.

Ich selbst hatte vor zwei Jahren, als ich das erste mal das Meer erblickte, bereits eine ähnliche Erfahrung gemacht.

---

*) Ich habe die Abtheilung nach Tagen des ursprünglichen Manuscripts beibehalten, ohne mich dadurch behindern zu lassen, in der spätern Redaction einzelne Hinweisungen auf neuere Verhältnisse beizufügen.

Ich erfaßte dieſes ungeheuere Phänomen nicht als etwas Fremdes, ſondern als etwas längſt mir Zugehöriges, längſt Vermißtes, nur jetzt zum Bewußtſein Kommendes, und konnte nun auch wohl wahrnehmen, daß hier eine neue Seite meines Innern ſich erſchloſſen hatte. So alſo gehe ich nun den Alpen mit großer innerer Spannung, ſo gehe ich der ſüdlichen Natur Oberitaliens und des Mittelländiſchen Meeres entgegen, und zwar nicht blos im allgemeinen die weitere Entfaltung eines bis dahin nicht gebrauchten Flügelpaares der Pſyche mit ruhiger Ergebung erwartend, ſondern auch der ſchärfern Beſtimmung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen und der Erweiterung des Geſichtskreiſes in der Lehre von Bildung und Leben der Erde und ihrer Geſchöpfe, mit Zuverſicht entgegenſehend.

Den erſten Lichtpunkt dieſer Reiſe muß ich den Sonntagsmittag in Meißen nennen, wo wir den edeln deutſchen Bau des Doms betraten. Heiteres Sonnenlicht fiel durch die ſchöngewölbten Fenſter, und mit voller Klarheit folgte das Auge den leicht aufſtrebenden Pfeilern bis zu den wohlgezeichneten, die Kreuzgewölbe ſchließenden und zierenden Roſetten. Wir ſtanden eben unter der Orgel, den Blick nach dem Chore gewendet, wo die ſchlanken Gewölbe und drei in alter Farbenpracht leuchtende Fenſter den Raum des Gebäudes auf würdige Weiſe begrenzen, als feierlich der Schlußchoral zu uns herniedertönte, und uns gegenüber der Prieſter vor den Altar trat, mit den üblichen Segnungen den Gottesdienſt beſchließend.

Geſtern gegen Mittag trafen wir dann in Leipzig ein. Wie ſolch eine Stadt ihren innern Bedürfniſſen nach ſich allmählich aus ſich ſelbſt regenerirt, namentlich wie hier eine Handelsſtadt ihre alten Mauern und Feſtungsthore immer mehr von ſich wirft, und im elegantern, bequemern Kleide, mit flach hingeſtreckten, ſchiefergedeckten Zoll- und Wagehäuſern

nach römiſchem Zuſchnitt, gleich dem gewandten Commis im engliſchen Frack, zu erſcheinen verſucht, darf auch als bedeutungsvoll nicht übergangen werden. Die ganze Umwandlung neuerer Menſchheit zeigt ſich eigentlich in ſolchen Bildern an. Ich war abends noch einmal in meinem alten geliebten Eichenwalde. Nach Regen hatte ein langer Nebelſtreif die Wieſen inmitten des Waldes überzogen. Hinter einigen kahlen Baumſtämmen des Vordergrundes lag der verſchleierte Plan vor mir. Es war die Scheide von Tag und Nacht, röthliche Gegendämmerung belebte den Oſten, und wogend gleich Meereswellen zog der Nebel, bei übrigens ruhiger Atmoſphäre, vorüber. Ein innerer Zug ſchien dieſe zu Boden geſunkenen Wolken zu treiben. Auf einem Fußſteige kamen drei Knaben über die Wieſe; ſie ſchienen in dieſen Wellen und auf ihnen zu wandeln! — Ein vollkommen in ſich beſchloſſenes Bild! —

Weimar, 20. Juli abends.

Geſtern früh bei reinem Morgen fuhren wir aus Leipzig. Noch etwas unbeholfen in Reiſeeinrichtungen hatte ich einen Lohnwagen bis Nürnberg gedungen, und natürlich ging ſo die Reiſe langſam, aber auch mit mehr Beachtung des durchſtrichenen Landes. Wir begrüßten nachmittags das Saalthal in der naumburger Gegend, und dann das ebenfalls bereits in Erneuerung begriffene Naumburg ſelbſt. Nur der alte Dom ragte mit ſeinen drei wunderlichen Kuppelthürmen noch treuherzig über die Menge der Dächer herauf, und hier und da ſtanden auch wol noch einige alte Mauerthürme, in frühern Zeiten der Schirm der Stadt gegen manche harte Berennung. Es fiel mir dabei wieder auf, daß die gothiſche oder vielmehr deutſche Baukunſt gerade in dieſen Landesſtrichen nirgends zu beſonderer Vollkommenheit gediehen iſt, und im ganzen die Grundidee des Aufſtrebens, trotz manchen anmuthig gebildeten

Einzelheiten hier nie genügend und rein ſich ausgeſprochen hat. Am meiſten noch iſt ein eigenthümlicher Stil in Burggebäuden getroffen, und ich erinnere mich aus früherm Durchſtreifen des Saalthals, daß die bei Köſen gelegene Rudolfs- oder Rudelsburg als wahres Muſter eines feſten und tüchtigen Baues ſolcher Art angenommen werden darf.

Von Naumburg führte damals der Weg in lauter Kalkhügeln durch abſcheuliche Hohl- und Bergwege nach Kamburg, wo wir ſchlecht genug übernachteten, dafür indeß 8 Uhr früh in Jena eintrafen, nachdem wir uns noch vor Dornburg an manchen maleriſchen Stellen des Saalufers erfreut hatten. — Die ſonderbaren, wagerecht geſchichteten Kalkfelſen, welche infolge ſtarker Verwitterung ſo leicht vom ſtrömenden Regenwaſſer herabgeſchwemmt werden, bilden mit ihren abgerundeten Kuppen oder ſchroff abfallenden Wänden die anmuthigſten Linien, und die Saale ſelbſt windet ſich zwiſchen breiten Wieſengründen, umgeben von Eichen-, Eſchen- und Erlengebüſchen, tief unten im Thale friſch und glänzend hindurch.

In Jena ſuchte ich zunächſt Frommann auf, dem ich über Goethe frühere Notizen verdankte. Ich erfuhr bald Oken's Abreiſe nach Paris, ſowie Goethe's Verweilen in Weimar, und es blieb demnach diesmal wenig für mich an dieſem Ort zu erlangen; nur einige mir noch nicht perſönlich bekannte Männer wünſchte ich vorher zu ſehen. Iſt man nämlich bei gewöhnlichen Bekanntſchaften zunächſt an das Aeußerliche gewieſen und lernt erſt durch längeres Zuſammenſein das Innere kennen, ſo befindet man ſich bei Gelehrten und Künſtlern meiſtens im entgegengeſetzten Falle und ſucht dann die äußerliche Erſcheinung nur als Complement des ſchon mehr gekannten innern geiſtigen Lebens auf, überzeugt ſich auch dabei oft, daß dieſe Kenntniß ganz unentbehrlich war, um ſo erſt den eigentlichen Menſchen herausfinden und verſtehen zu lernen.

So ſah ich denn zuerſt Kieſer, eine etwas ungelenke große Geſtalt in ziemlich pedantiſcher Haltung eines modernen Profeſſors. Es lag für mich etwas Starres, Feſtgewordenes in ſeinem Weſen, welches mir damals einigermaßen mit dem Syſtem ſeiner Krankheitslehre zu ſtimmen ſchien; denn die meiſten Syſteme gleichen ja dem Kryſtall, dem man zwar wol ein organiſches Leben zuſprechen muß, ſolange er ſich bildet, der aber, indem er fertig iſt, auch erſtarrt, erſtorben vor uns liegt. Ich hätte Kieſer kennen mögen, wie er eifrig noch den Pflanzenbau ſtudirte; denn ein ſchönes Vermögen zu geiſtreicher Naturanſchauung iſt ihm ſicher verliehen, und er hat es durch manche tüchtige Arbeit beurkundet. Unſere anfangs trockene Unterhaltung wurde nach und nach mittheilender, und wir ſchieden in Frieden.*)

Ich ging dann zu Renner, Profeſſor der Thierheilkunde und als Director der Veterinärſchule von ausgezeichneten Verdienſten. — War in Kieſer die theoretiſche Seite überwiegend, ſo wurde hier eine in aller Hinſicht thätige praktiſche Natur auch durch die Lebendigkeit des kleinern Körpers angekündigt. Mit großer Gefälligkeit zeigte er mir die Sammlungen für phyſiologiſche und pathologiſche Zootomie, ſowol der Veterinärſchule als des großherzoglichen Naturaliencabinets, beide an Merkwürdigkeiten ziemlich reich, das letztere noch neuerlich durch ein foſſiles koloſſales Auerochſenſkelet und menſchliche Skelete aus unzubeſtimmender Vorzeit vermehrt, die in der Gegend von Weimar gefunden, wahrſcheinlich aus dem Begräbnißplatz eines früher dieſe Gegend bewohnenden Stammes herrührten. Das neuerlich erſt aufgefundene Auerochſenſkelet kommt aus einem Torfmoor, in welchem es 4 Fuß

*) Wie weit war ich damals davon entfernt, zu ahnen, daß ich über vierzig Jahre ſpäter dieſem Mann in der Präſidentſchaft der alten Leopoldo-Caroliniſchen Akademie, welcher ich in jener Zeit noch nicht einmal als Mitglied angehörte, ſuccediren ſollte.

tief verſchwemmt lag; die Breite der Stirn zwiſchen den Hörnern mißt 9 Zoll. Es iſt ziemlich vollſtändig. Dieſe großherzoglichen Sammlungen befinden ſich übrigens nebſt andern auf dem Schloſſe und enthalten unter andern durch Goethe's Vermittelung auch die ſchönen Abgüſſe antiker Pferdeköpfe, den des Leukippus und einen venetianiſchen. — Goethe ſelbſt hat in ſeinen „Heften zur Naturwiſſenſchaft" (Bd. I, Hft. 2, S. 221) das Nähere mitgetheilt.

Den Mittag brachte ich in Frommann's Haus zu, einer vielſeitig, nach Goethe'ſcher Weiſe gebildeten Familie. Ueberhaupt konnte es mir nicht entgehen, daß in der Nähe eines ſolchen Meteors wie Goethe alles entweder für oder wider ihn entſchieden Partei zu nehmen angeregt werden müſſe, und keine Neutralität mehr gelten könne.

Jena an ſich friſchte in vieler Hinſicht die Erinnerung an meinen frühern Knabenaufenthalt daſelbſt an. Die nicht unbeträchtlichen kalkigen Bergrücken wurden mir jetzt freilich ihrer ſchönen Zeichnung nach bemerklicher als ſonſt; auch betrachtete ich aufmerkſamer die gothiſche Architektur der alten Stadtkirche, welche viele einzelne Schönheiten zeigt, obwol im ganzen auch hier der wahre und reine Sinn dieſer Bauart nie wahrhaft herrſchend war. Ein Thor der Rückſeite hätte ich, wegen ſchöner Einfügung eines Kreuzes in das mit kleeblattförmigen Bogen geſchloſſene Thürgewölbe, gern gezeichnet. Um 8 Uhr abends erreichten wir Weimar. Goethe werde ich den nächſten Tag um 11 Uhr ſehen.

Der eben verklingende Lärm eines Jahrmarkts gewährte noch mancherlei Unterhaltung, und beiläufig lernten wir von der Dienerſchaft im Elefanten auch etwas von der Art kennen, wie das Volk von Weimar ſich die Verhältniſſe außerordentlicher Männer in ſeine trivialen Kreiſe herunterzieht.

Rudolſtadt, 21. Juli abends.

Heute in den Frühſtunden ergingen wir uns in den Parkanlagen zu Weimar, erfreut durch den ſchönen Sinn für Einfachheit und Naturfreiheit, der hier überall herrſcht. Welche Gänge hochſtämmiger Weiden und Eſchen! wie verſtändig ſind die Bäume unten glatt und luftig gehalten, damit oben frei und leicht die ineinander verſchlungenen weitverbreiteten Kronen ſich im Winde wiegen können; wie trefflich auch ſind die natürlichen Felſen an der Ilm und einiges in ihrer Nähe vorgefundene alte Gemäuer benutzt; auf eine Weiſe, daß oft aus der einfachſten Anlage ein voller geſchichtlicher Sinn hervorgeht.

Nach 9 Uhr zog mich der Wunſch, die anatomiſchen Sammlungen des Obermedicinalraths von Froriep zu ſehen, nach der Stadt. Sie wurden mir durch die Gefälligkeit des Beſitzers, den ich in mercantiliſche Geſchäfte ſeines Schwiegervaters (Legationsraths Bertuch) vergraben antraf, ſogleich geöffnet. Sie ſind bedeutend genug, enthalten eine ſchöne Reihe oſteologiſcher Präparate, und außerdem eine inſtructiv gewählte und aufgeſtellte Folge ſorgfältig gearbeiteter Thieranatomien.

Unter all dieſen Betrachtungen war indeß 11 Uhr herangerückt, ja vorübergegangen, und ich eilte nun, Goethe's Wohnung aufzufinden. Gleich beim Eintritt in das mäßig große, im einfach antiken Stil gebaute Haus, deuteten die breiten, ſehr allmählich ſich hebenden Treppen, ſowie die Verzierung der Treppenruhe mit dem Hunde der Diana und dem jungen Faun von Belvedere, die Neigungen des Beſitzers an. Weiter oben fiel die Gruppe der Dioskuren angenehm in die Augen, und am Fußboden empfing den in den Vorſaal Eintretenden, blau ausgelegt, ein einladendes Salve. Der Vorſaal ſelbſt war mit Kupferſtichen und Büſten auf das reichſte verziert und öffnete ſich gegen die Rückſeite des Hauſes durch

eine zweite Büſtenhalle, auf den luſtig umrankten Altan und auf die zum Garten hinabführende Treppe. In ein anderes Zimmer geführt, ſah ich mich aufs neue von Kunſtwerken und Alterthümern umgeben; ſchön geſchliffene Schalen von Calcedon ſtanden auf Marmortiſchen umher, über dem Sofa verdeckten halb und halb grüne Vorhänge eine große Nachbildung des unter dem Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit bekannten alten Wandgemäldes, und außerdem forderte die Wahl der unter Glas und Rahmen bewahrten Kunſtwerke, meiſtens Gegenſtände alter Geſchichte nachbildend, zu aufmerkſamer Betrachtung auf. Endlich kündigte ein rüſtiger Schritt durch die anſtoßenden Zimmer den werthen Mann ſelbſt an. Einfach, im blauen Zeugoberrock gekleidet, geſtiefelt, in kurzem, etwas gepudertem Haar, mit den bekannten von Rauch herrlich aufgefaßten Geſichtszügen, in gerader kräftiger Haltung ſchritt er auf mich zu und führte mich zum Sofa. Die zweiundſiebzig Jahre haben auf Goethe wenig Eindruck gemacht, der Arcus senilis in der Hornhaut beider Augen beginnt zwar ſich zu bilden, aber ohne dem Feuer des Auges zu ſchaden. Ueberhaupt iſt das Auge an ihm vorzüglich ſprechend, und mir erſchien darin zumeiſt die ganze Weichheit des Dichtergemüths, welche ſein übriger ablehnender Anſtand nur mit Mühe zurückzuhalten und gegen das Eindringen und Beläſtigen der Welt zu ſchützen ſcheint; doch auch das ganze Feuer des hochbegabten Sehers leuchtete in einzelnen Momenten des weitern mehr erwärmten Geſprächs mit faſt dämoniſcher Gewalt aus den ſchnell aufgeſchlagenen Augen.

So ſaß ich denn nun ihm gegenüber! Die Erſcheinung eines Menſchen, welchem ich ſelbſt einen ſo großen Einfluß auf meine Entwickelung zugeſtehen mußte, war mir plötzlich nahe gerückt, und ich war um ſo mehr bemüht, dieſe merkwürdige Gegenwart genau zu beachten und zu erfaſſen. Die

gewöhnlichen einleitenden Gespräche waren bald beseitigt, ich erzählte von meinen neuen Arbeiten über die Ur-Theile des Knochengerüstes, und konnte ihm die Bestätigung seiner frühern Vermuthung über das Dasein von sechs Kopfwirbeln mittheilen. Zur schnellern Darlegung des Ganzen ersuchte ich um Bleistift und Papier; wir gingen in ein zweites Zimmer, und wie ich nun den Typus des Fischkopfes in seiner Gesetzmäßigkeit schematisch entwickelte, unterbrach er mich oft durch beifällige Ausrufungen und freudiges Kopfnicken. „Ja ja! die Sache ist in guten Händen", sagte er; „da haben uns der Spix und Bojanus so etwas hergedunkelt! nun nun! ja ja!"*) Der Diener brachte eine kleine Collation. Es war mir ein rührendes Verhältniß Goethe zu sehen, wie er mir den Wein eingoß und ein Brot mit mir theilte, selbst von der einen Hälfte genießend und mir die andere reichend! — Dabei sprach er von meinen beiden Bildern, die ich ihm vor einem Jahre durch Frommann gesendet hatte, erzählte, wie ihm das eine (das Haus auf der Brockenspitze) längere Zeit seiner Bedeutung nach räthselhaft geblieben, wie nur später erst eine dritte Person**) ihm den Aufschluß darüber gegeben, und wie diese Dinge überhaupt wol in Ehren gehalten würden. Dann ließ er sein Portefeuille über vergleichende Anatomie bringen, und zeigte seine frühern Arbeiten. Späterhin kamen wir auf das Bedeutungsvolle in der Form der Felsen und Gebirge für Bestimmung der Art des Gesteins, ja für die gesammte Bildung der Erdoberfläche; und auch in diesen Ideen war er völlig einheimisch, ja er hatte dafür gesammelt, wie eine zweite wohlgefüllte Mappe mit Felsenzeichnungen vom Harz und andern Orten deutlich bewies.

---

*) Mit diesen, auf eigenthümlich gutmüthige Weise betonten Worten pflegte er überhaupt alle Pausen des Gesprächs zu beleben.

**) Der Großherzog, wie Frommann mir sagte.

Merkwürdig waren mir, als ich jetzt kurze Zeit im Zimmer allein blieb, die Anordnungen und Ausschmückungen desselben. Außer einem hohen Gestelle mit gewaltigen Mappen für Kupferstiche in ihrer geschichtlichen Folge, interessirte mich ein mit Schubkästen, behufs der Aufbewahrung einer Münzsammlung, versehener Schrank. Der Aufsatz desselben trug nämlich unter Glas eine ansehnliche Menge antiker Götterbildchen, Laren, Faunen u. s. w., unter welchen ein ganz kleiner goldener Napoleon, in das glockenförmig verschlossene Ende einer Barometerröhre gestellt, sich sonderbar genug ausnahm. Auch sonst aber wollte noch manches beachtet sein; so beschäftigte mich ein alterthümliches wunderliches Schloß, welches mit seinem Schlüssel am Fenstergewände hing, so forderten auch hier manche Kupferstiche zur Betrachtung auf, ja selbst die Einrichtung der Zimmerthür war bemerkenswerth, da sie nicht in Angeln sich bewegte, sondern aus dem Thürgewände hervor- und zurückgeschoben werden mußte. Zuletzt noch sprachen wir über entoptische Farben, und es brachte ihn dies darauf, karlsbader Glasbecher mit gelber durchsichtiger Malerei herbeibringen zu lassen, an denen er mich die fast wunderbar scheinenden Verwandlungen von Gelb in Blau und Roth in Grün, je nachdem die Beleuchtung auf eine oder die andere Weise geleitet wurde, wahrnehmen ließ.*) — Aeußerungen über die ungünstige Aufnahme so mancher seiner wissenschaftlichen Arbeiten konnte er hierbei doch nicht ganz unterdrücken. — Gegen 1 Uhr entfernte ich mich endlich, in aller Hinsicht erfreut und erwärmt.

*) Ich hatte damals sehr den Wunsch, solchen Glasbecher zu erlangen, allein der verehrte Mann sagte mir, dergleichen wären jetzt nicht mehr zu haben, aber versprach mir einen Ersatz dafür. In Wahrheit sendete er mir später einen hübschen kleinen Apparat, in welchem sich über schwarz und weißem Felde schwachfarbige Glasplättchen hin- und herschieben lassen und das Phänomen vortrefflich zeigen. — Ich bewahre diesen kleinen Apparat als theueres Andenken.

Spätere Nachschrift.

Seit jenem Morgen des 21. Juli sind nun mehr als vier Decennien vorübergegangen, und immer noch steht mir die einfach-schöne Gestalt des werthen Mannes, ganz in der Art, wie ich sie sah, und wie der treffliche Rauch als Statuette sie bald nachher ausgeführt hatte*), vor der Seele! Ich hätte ihn damals länger sehen sollen! er wollte mich zu Tisch behalten, ein paar Tage in seiner Nähe, — welche vermehrte und liebe Erinnerungen würde ich mir bereitet haben! Aber so ist die Jugend! mit Hast treibt sie meist fernen Zielen zu, und vieles Große, zu spät Erkannte, geht ihr darüber verloren. — So ich damals! ich habe Goethe nie wiedergesehen, obwol ich noch lange mit ihm correspondirte! — Die Sehnsucht nach Ungesehenem, mein Eifer, die Geschöpfe des Meeres, über deren Bau ich so viel studirt hatte, nun im frischen Zustande kennen zu lernen, sie zu zergliedern und lebendig zu beobachten, das war damals mir das Wichtigste! Und wäre es mir nicht so gewesen, ich hätte freilich manche Arbeit nicht gemacht, die ich später rühmlich durchführen konnte! Ich betrachte es als einen dankbar zu erkennenden Ersatz, daß ich in späten Jahren seinen Hinterbliebenen, seiner Schwiegertochter Ottilie, deren Schwester und Söhnen näher kam; ja daß mir von diesen seine schöne Büste von Tripel in den Saal gestiftet wurde mit den Worten: „Wenn der Papa dies sehen könnte, würde er sagen: Hier weilte ich schon lange!“

Bamberg, 24. Juli.

Gestern Abend spät trafen wir hier ein. Die Fahrt von Weimar über Rudolstadt, Steinach bis Koburg führte mich

---

*) Sie steht, von Rauch selbst mir verehrt, täglich vor meinem Blick.

zum erſten mal über das Thüringerwaldgebirge, der Waſſerſcheide zwiſchen den Flußgebieten der Elbe und des Main und Rhein, wo mich geognoſtiſche Verhältniſſe, Gegend und Landesart mannichfaltig intereſſirten. Das Mainthal ſelbſt gab mir dann wieder andere Bilder; man konnte den heitern, ſchon etwas ſüdlichern Charakter der Gegend nicht verkennen. Bis vor kurzem hatte die Bauart noch etwas von Gebirgsmäßigem; man traf, wie ſchon in Steinach, die Häuſer auch äußerlich mit Schiefer bekleidet und, um das todte Grau doch etwas zu beleben, dann mit weißen Verzierungen bemalt; jetzt wurde dies ſeltener; man kam durch eine Menge nahe aneinander liegender Ortſchaften von urſprünglich maſſiver, faſt opulenter Bauart, indeß herrſchte Verfall infolge langer Kriegsjahre überall. Ein großer Theil wohlhäbiger früherer Anlagen kommt ſicher auf Rechnung des geiſtlichen Regiments, welches ſonſt hier waltete, und ſeine Spur in der Unzahl von Betſäulen, Calvarienberge u. ſ. w. hinterlaſſen hat. Der Stolz der Biſchöfe, welcher eine Menge prächtiger Klöſter und Kirchen ſchuf, rief einen grandioſern, obwol im ganzen geſchmackloſen Stil in der Architektur hervor, und die mildere Regierung des Krummſtabes, welche zum Sprichwort geworden war, ließ auch dem Volk damals noch zu größern Bauten hinreichende Koſten erſchwingen.

Heute früh ſind wir nun hier umhergewandelt, die Baulichkeiten dieſes Bamberg mit ſeinen wohlgebauten Straßen zu betrachten. Die Regnitz durchſtrömt es in zwei breiten Armen, um ſich dann mit dem Main zu verbinden. Mitten auf der Hauptbrücke, welche die beiden Hälften der Stadt verbindet, ſteht das Rathhaus, nach beiden Flußſeiten hin mit koloſſalen, die ganzen Fronten bedeckenden Frescomalereien eines veroneſer Malers verziert. Es waren die erſten Frescomalereien, welche in dieſer Größe uns im Freien aufſtießen, und wenn man auch dem franzöſirten Stil derſelben nicht eben

geneigt ſein konnte, ſo war doch nicht zu leugnen, daß das Ganze durch die Freiheit und Größe der Ausführung imponirte und durch ſeinen ſüdlichen Charakter ergötzte. Dem Dom dann in ſeiner alten rundbogigen Bauart, bei ſeiner Größe und innern Uebereinſtimmung, gaben die Freitreppen, welche zum Gebäude hinanführen, und die alterthümliche Farbe des wohlbehauenen und gefügten Geſteins ein maleriſches und impoſantes Anſehen. Auch im Innern macht die feierliche Pracht der weiten Räume bedeutende Wirkung. Alle Pfeiler ſind mit Gemälden, größtentheils neuitalieniſcher Schulen bedeckt, doch machte ſich auch eine alte byzantiniſche Madonna durch ihre mohrenhafte Färbung und reichen Schmuck uns bemerklich. Es wurde eben Meſſe geleſen, welches an ausführlicher Beſichtigung des reichen Chors, der mancherlei Statuen und ſonſtigen Merkwürdigkeiten hinderte, doch eine Gitterthür, welche aus einem Kreuzgang in die unterirdiſche Kirche hinabführte, geſtattete wenigſtens einen Blick in das Helldunkel dieſer Tiefe, wo mehrere zu einzelnen Kapellen führende Treppen, ſowie ein Brunnen nur mit Mühe unterſchieden wurden. Das Ganze roch wol etwas nach Kloſterweſen und Inquiſition, und es ſtimmten dazu die ſonderbaren Anſchläge in den Kreuzgängen, welche zu fleißigem Beten für Befreiung von Ketzereien und zu Proceſſionen für ähnliche Zwecke aufforderten.

Mir waren dieſe katholiſchen Zuſtände hier zum erſten mal ſo recht gegenſtändlich geworden, und die Erzählung von den neulichen Vorgängen bei Anweſenheit des Fürſten von Hohenlohe vermehrte deren widrige Wirkung; denn als dieſer nach der ſogenannten Heilung der Fürſtin von Schwarzenberg hierher kam, füllte ſich der ganze Domplatz mit Gebrechlichen, um von dem neuen Wunderthäter Linderung und Heilung zu begehren. Ein Auflauf, bei welchem jeder Andersdenkende

und ſeine Ueberzeugung Aeußernde in Gefahr geweſen wäre von dem wüthenden Volke geſteinigt zu werden, entſtand damals, und nur die unter näherer Aufſicht im Krankenhauſe angeſtellten und dort vollſtändig ſcheiternden Heilverſuche des Fürſten, endlich aber das von höherer Behörde unterſagte öffentliche Auftreten deſſelben ſtellten die Ruhe wieder her.

Ich ging dann vom Dom nach dem herrlichen, am Ende der Stadt an der Regnitz liegenden Krankenhauſe, deſſen Einrichtung mir von Dr. Reutel gezeigt wurde, und fand die Ordnung des Ganzen muſterhaft. Die Anſtalt iſt im Jahre 1783 durch den Biſchof Franz Ludwig gegründet, und zwar auf Anregung ſeines Leibarztes Marcus, deſſen Gedächtniß eine am Eingange eingelegte Marmortafel ehrenvoll erhält. Von da zieht die Stadt ſich an Hügeln hinauf, und bei dieſer Lage gewährten mehrere einzelne Punkte die anmuthigſten Ausſichten, wobei eine große Ruine, Giegburg genannt, in weiter Ferne an der Höhe der Thalwände gelegen, recht gut zu der Maſſe von Giebeln und Thürmen ſtand, welche im Vordergrund ſich gruppirten. Ein anderes hübſches Bild gewährte es, als wir zu einer gothiſchen Stadtkirche kamen und unter weit vorgebauter Halle, welche die Durchſicht auf tiefer liegende Straßen geſtattete, mehrere alte Leute, vom Kirchweg ermüdet, dort ausruhen fanden; ſchienen doch recht eigentlich dieſe Hallen dazu gebaut, daß die Müden ruhen, die Erhitzten ſich kühlen und die Schwachen ſich hier erholen, und alle ſo gekräftigt ins Heiligthum eintreten ſollten. — Wie wir dann durch kleine Nebengäßchen weiter zogen, hatten wir noch über mannichfaltige im Innern der Stadt aufgerichtete Betſäulen und an den Häuſern befeſtigte Heiligenbilder unſere Betrachtung. Ich konnte dieſen Brauch im ganzen nicht tadeln, denn man ſage was man will, ſo bleibt es doch zuletzt ein unmittelbar ins Leben eingreifendes Hinweiſen auf das Höhere, woran erinnert

zu werden dem so leicht in blos äußerliches Tageleben sich verlierenden Menschen nie überflüssig wird. Höchst naiv erschien es indeß doch, als wir an einem ärmlichen Häuschen über der Hausthür zwischen den Fenstern den heiligen Laurentius auf seinem Roste liegen sahen, zu dessen beiden Seiten ein paar leere Weinflaschen standen, in welche irgendeine fromme Hand weiße Lilienstengel gesteckt hatte.

II.

Pommersfelde, denselben Tag abends.

Nach 2 Uhr von Bamberg abgefahren, kamen wir nach 4 Uhr auf den schlechtesten Waldwegen hier an. Der Ruf einer bedeutenden Gemäldesammlung hatte mich hierher gezogen, und sicher ist jedem, der in diese Gegend mit ähnlichen Intentionen kommt, anzurathen, unserm Beispiel zu folgen. Schon von weitem erblickt man das mächtige, in opulentem altfranzösischen Stil gebaute Schloß, die ehemalige Besitzung eines Kurfürsten von Trier, jetzt dem Grafen von Schömborn gehörig. Von einem weitläufigen Garten umgeben und auf einer mäßigen Anhöhe gelegen, überschaut es mit seinen vier Flügeln weithin die an sich sonst nicht eben reizende flachhügelige Gegend. Der Eintritt selbst überrascht durch eine gewaltige Säulenhalle mit großem in Fresco gemalten Plafond, und von hier aus wird man sodann durch eine leidlich unterrichtete Schloßverwalterin in die lange Reihe von Sälen und Zimmern geführt, wo die trefflichsten Gemälde sich finden. Vor allen Dingen mußte die ausgezeichnet gute Erhaltung der Bilder, welche vom Maler Dorn aus Bamberg bewerkstelligt wird, rühmlich anerkannt werden. Ferner sind zum Betrachten derselben die bequemsten Vorrichtungen gemacht, die an den Pfeilern zwischen den Fenstern hängenden

Gemälde können durch Angeln vorwärts in vortheilhaftes Licht gewendet werden, die den Fenstern gegenüberstehenden erhalten durch geschicktes Schließen der untern und Oeffnen der obern Fensterladen stets die beste Erleuchtung u. dgl. m. — Etwas Wichtiges mußte der Fremde freilich damals vermissen, nämlich einen gedruckten Katalog; indeß hören wir, daß auch diesem Mangel begegnet werden solle. Weniges aus vielem habe ich mir zu bleibendem Andenken notiren können:

Gleich im ersten Saal hielt mich ein großes Bild von An. Carracci fest. Sicher eins der besten dieses Meisters. Man erkennt schnell die Segnung des Jakob durch den erblindeten Isaak, und besonders wirkt das würdige, ernste, in Halbschatten gehaltene Gesicht des Greises bedeutend. Weiterhin wurden drei herrliche Köpfe von Giorgione bemerkenswerth, und nicht minder zeichnet sich aus durch treffliche Zeichnung und Ausführung der Wettstreit des Apollo und Marsyas von Domenichino. — Als Landschaft ferner regte mich zu besonderer Betrachtung an ein großes Bild von Backhuisen, ein Walfischfang im Nordmeer; große Schiffe liegen im Mittelgrunde zwischen breiten Eismassen, auf denen hin und wieder weiße Bären sichtbar werden; im Vordergrunde heben die graurückigen Walfische selbst ihre ungeheuern Häupter aus den blaugrünen Wogen, Boote sieht man mit deren Angriffe beschäftigt, während die echt winterliche Schneeluft das Ganze glücklich vollendet. — Auch mehrere große Bilder von Lingelbach und eins von Sachtleven wurden uns gezeigt; von letzterm Künstler waren jedoch andere kleinere Bilder bei weitem vorzüglicher, ja durch lebendige Färbung und freiere Behandlung zu dem Besten zu zählen, was ich von ihm gesehen hatte; besonders das eine, wo holländische Küsten im heitersten Sonnenschein dargestellt sind, erfreut das Auge. — Schöne landschaftliche Bilder von Siberechts und Hußmann machten mich ferner mit zwei tüchtigen, bis dahin mir noch fremden

Meistern bekannt. Dasselbe war bei der Darstellung einer einfachen, aber schön beleuchteten Kirche von Sauredam der Fall. Der weisliche Gebrauch des aufgesetzten Silbers und Goldes, um das Glänzende der Orgel und der Stickereien des Altartuches zu erhöhen, machte uns hier besonderes Vergnügen. Ein schöner Marktplatz, von Berkheyde gemalt, zwei treffliche Blumenstücke von Huysum, und zwei der schönsten Mondscheinlandschaften von van der Neer dürfen ebenfalls nicht vergessen werden. — Durch besonders großen und ernsten Stil und eine hellere Behandlung, als man sonst von diesem Künstler gewohnt ist, zeichnete sich aber namentlich ein mäßig großes Bild Rembrandt's aus. Es stellt Paulus dar an die Römer schreibend. Mit strengem, kraftvollem Antlitz sitzt der Apostel auf seinem harten Lager aufrecht, und hinter ihm wirft das hoch angebrachte Fenster einen milden Sonnenschimmer an die Mauer. (Ich darf diesen Worten jetzt hinzufügen, daß dies Bild, welches mir einen ungewöhnlich bleibenden Eindruck hinterlassen hatte, von Rembrandt in seinem einundzwanzigsten Jahre gemalt ist und neuerdings durch einen schönen Stich von Fleischmann ein weiteres Bekanntsein erlangt hat.) — Ein Gegenstück dazu gewissermaßen war ein größeres Bild von Guido Reni: Petrus, wie er St.-Agatha im Kerker besucht; die feste und vollkommene Ruhe im Gesicht der Agatha wirkt hier auf den Betrachtenden durchaus mit verwandter Stimmung. — Ebenso schön empfunden, obwol auf andere und ängstlichere Weise ausgeführt, war von unserm vielgetreuen Lukas Cranach ein Christus unter den Kindlein. Vorzüglich der Ausdruck des innigen liebevollen Gemüths im Angesicht des Christus (das Bild zeigte alle Figuren nur bis zur Brust) fesselte den Blick des Beschauers. — Auch zwei Madonnen, eine von Trevisano, die andere von Johann van Eyck verdienen jede in ihrer Art die ausführlichste Betrachtung.

Was nun das sogenante Genre betrifft, so war vorzüglich

ein Bild von Gabriel Metzu trefflich gemalt: es zeigte eine schreibende Dame von einem hinter ihr argwöhnisch heranschleichenden Ritter in reicher spanischer Tracht belauscht, und war mit allem Farbenglanz und Seidenschimmer ausgeschmückt, die diesem Künstler so ganz zu Gebote stehen. — Eines großen Familienbildes mit sechs Köpfen von van der Helst muß ich aber dann noch besonders gedenken, es war das erste von solcher Kraft und solchem Umfang, das ich von ihm sah, und bot eine außerordentliche Charakteristik des Individuellen dar. Man kann ferner denken, daß in einer so reichen Galerie auch die kostbarsten Thierstücke nicht fehlen. Van der Meulen hatte einen herrlichen Postzug von sechs Apfelschimmeln gemalt, von Vitt fand sich eine schöne Gruppe Jagdhunde, und Weniz' Hasen mußten auf mehrern Bildern ihrer unendlichen Ausführung wegen vollkommen bewundert werden. — Zuletzt jedoch muß ich des Bildes erwähnen, welches als die Krone der Sammlung betrachtet wird, obwol der Künstler bisher nicht mit Sicherheit zu ermitteln war, indem manche es für Rafael's, andere für Leonardo da Vinci's Werk erklären. Mir schien es beider würdig, obwol es doch auch von dem Stil beider wesentlich abweicht. Der Gegenstand ist eine trauernde Frau mit einem Kinde auf dem Schos, in dessen Zügen sie die Bildung irgendeines geliebten Verstorbenen zu erkennen scheint. Die Gestalt ist lebensgroß und von schöner Bildung, sodaß uns ihre Züge gewiß nicht leicht wieder entschwinden werden, und eine sanfte Schwermuth wirkt nach, wie das Gedächtniß einer stillen Mondnacht.

Bei alledem darf über Betrachtung der Kunstwerke auch der reiche Schmuck der Zimmer nicht unerwähnt gelassen werden. Eins, ein Eckzimmer, zeichnet sich besonders aus durch die Bekleidung aller Wände und selbst der Decke mit Spiegeltafeln, über welche eine unsagliche Menge bronzener vergoldeter Arabesken gelegt war. Es machte eine imposante

Wirkung, als die von der Abendsonne vergoldete Gegend durch die gewaltigen Fenster in diesen goldbelegten Spiegelwänden zurückstrahlte! — Außerdem die Arbeiten von Marmor, die Humpen von schön geschnitztem Elfenbein, das treffliche Porzellan, viele kleine Bildwerke, z. B. ein gar anmuthig gearbeiteter handhoher Löwe von Bergkrystall, sie bewiesen sämmtlich, daß diese geistlichen Fürsten gar wohl wußten die Pracht der Erde mit den Gütern des Himmels zu vereinigen!

Wir wurden für die Nacht in einem Seitengebäude des jetzt gänzlich unbewohnten Schlosses einquartiert und hatten in den weiten öden Zimmern Muße genug, über die mannichfaltigen Gegenstände, welche an uns vorübergegangen waren, ausführlich nachzudenken.

Nürnberg, 25. Juli abends.

Früh nach Erlangen, wo wir gegen 11 Uhr eintrafen, und wo ich mich leicht vollends überzeugte, daß man wol nicht leicht von Dresden sich hierher wird berufen lassen mögen. Erlangen an sich ist ein ganz hübsch gebauter, aber schlecht, unter Kieferwäldern, Sand und Sumpf gelegener kleiner Ort. Die Zahl der Studirenden wurde gegen 600 angegeben. Das abgebrannte, am Markt liegende Schloß ist von der Regierung der Universität angewiesen worden, und es schienen jetzt einige, obwol kleine Anstalten zum Wiederaufbau desselben getroffen zu werden.

Schnell rollte der Wagen von hier nach Nürnberg, und ich darf sagen, daß der Vorstellung, welche man von dieser alten Reichsstadt mitbringt, zuvörderst durch ihren Anblick aus der Ferne keineswegs entsprochen wurde. In größerer Nähe treten freilich dann die mächtigen Mauern, die einzelnen großen runden Mauerthürme und das auf felsiger Anhöhe liegende Schloß bestens hervor und die Wirkung wird alsbald

bedeutend und eigenthümlich. Die neue Zeit arbeitet indeß auch hier mächtig daran, die Reste alter Bauart immer mehr und mehr zu zerstören. — Bald nachdem wir abgestiegen waren, eilte ich zur Sebalduskirche. Ihre äußern Verzierungen sind nicht rein gothisch, vielmehr theils unbeholfen, theils überladen; bei weitem besser aber ist das Innere. Bereits im Jahre 801 soll hier eine Kapelle gestanden haben, die Kirche selbst wurde in den Jahren des 11. Jahrhunderts durch ihren dritten Baumeister Paul Ackermann vollendet. Die hohen, mit Statuen verzierten Pfeiler des Kirchenschiffs, besonders aber die noch schlankern Pfeiler am Hochaltar, machen eine Gesammtwirkung, welche durch die mit schönen Glasmalereien reichgeschmückten Fenster gar um vieles erhöht wird. Es befindet sich hier ein Bild von Albrecht Dürer, der Familie Holzschuer gehörig, welches bei aller Steifigkeit viel des Guten enthält. Es ist eine Kreuzigung, worauf der Sage nach die Thore von Jerusalem, der Weg nach Golgatha sowie das Heilige Grab, nach Zeichnungen, welche ein Holzschuer aus dem Morgenlande brachte, von dem ehrlichen Meister treu dargestellt wurden. Als ein anderes Werk von ihm wird das zierliche Schnitzwerk am Kirchenstuhl seines Freundes Schreyer gezeigt, welches den heiligen Sebald vorstellt. Nicht ohne Rührung sah ich dann das berühmte Grabmal des heiligen Sebaldus von Vischer, woran dieser alte getreue Meister mit seinen Söhnen funfzehn Jahre gearbeitet hat. Die Apostel zwischen den Säulen und besonders das unten angebrachte eigene Bildniß des Meisters, in ganzer Figur mit Schurzfell und Käppel, verfehlen nicht ihre Wirkung; der Gesammteindruck aber war mir für meinen Sinn zu überladen, und selbst der zierliche Gedanke mit den laubenförmig das Ganze schließenden Bögen und den das Fußgestell tragenden Schnecken wollte nicht ansprechen. Wir sahen ferner ein schön gemaltes Chorbuch von 1482; eine Gedenktafel M. Böheim's, welcher

1449 ſchon Inſeln von Amerika entdeckte und mit Columbus correſpondirte, und endlich Hanz Hirſchvogel's treffliche Glasmalerei vom Jahre 1515, an den Fenſtern hinter dem Chor, wo bereits M. Luther's und Melanchthon's Bildniſſe geſehen werden, welche der damalige Burggraf Friedrich Markgraf von Brandenburg, um ſie gegen Unbilden zu ſchützen, dann in die oberſten Fenſterroſen zu ſetzen befahl, jetzt, zur Jubelfeier der Reformation, ſind ſie jedoch wieder herabgenommen und tiefer unten eingeſetzt worden. Vor dem Fortgehen zeigte der alte Kirchner uns noch ein merkwürdiges, der Familie Böhmer gehöriges Schnitzwerk vom Jahre 1131, ſowie eine durch die fromme Familie Tucher geſtiftete Ewige Lampe. Die letztere wird auch jetzt beim proteſtantiſchen Cultus fortwährend unterhalten und von Kranken oder ſonſt Beſchwerten noch immer gläubig beſucht; hat ſie doch eben durch dieſen Glauben vielleicht noch fortwährend manchem Erleichterung gebracht.

Nun hinauf zur Burg, wo Mittwochs und Sonnabends die Gemäldeſammlung einem jeden geöffnet iſt. In der Vorhalle ein ſonderbares Bild von Hütt von ſehr tüchtigem Machwerk, zwei Rieſenſchildkröten täppiſch übereinander hinkriechend, hinter ihnen das Meer mit Schiffen. Beſſer jedoch ſagten uns zu in dem Hauptzimmer die trefflichen Dürer'ſchen Apoſtel. Zwar ſtreiten Nürnberg und München ſich darum, wer die Originale beſitze, denn beide haben dieſe Figuren lebensgroß und faſt gleich ſchön; dieſe aber hatte ich jetzt vor mir und ſie erfreuten mich innig. Die eine große Tafel zeigt den Johannes und Petrus, die andere den Paulus und Markus. — Welche ernſte gewaltige Köpfe, welche großartig geſtalteten Gewänder, welche Treue und Wahrheit der Ausführung! — Das, mag man ſagen, heißt gemalt wie ein Mann, und zwar wie ein chriſtlicher Mann, in deſſen Sinne der „Demuth und Kraft doppelte Palme" ſich einigt! — Außerdem ſah ich eine

Reihe großer Bilder von Michael Wohlgemuth, Dürer's Lehrer. Vier heilige Frauen faſt lebensgroß nebeneinandergeſtellt, lenken die Blicke durch hohe Reinheit ihrer verklärten Geſichter unwiderſtehlich auf ſich. Mag auch ſonſt in der Zeichnung manches verfehlt ſein, mag man die kleinliche Behandlung der Blumen und Kräuter tadeln, auf denen ſie ſtehen, es weht doch ein Geiſt im Innern, welcher alle dieſe Misgriffe überſehen läßt. — Außerdem trifft man freilich hier eine Menge Bilder von geringer Bedeutung, und das unfreundliche Local ladet nicht zu langem Verweilen. Ein großes Bild aus Johann van Eyck's Schule, das lebensgroße Porträt einer Frau und eines Knaben, muß ich indeß auszeichnen. Es hatte ungemeine Friſche und Klarheit der Farben, und anmuthig war, wie der Knabe in dem kleinen Frauengemach ſo gar fein und züchtig vor der jungen Mutter ſtand. Noch fiel uns das eherne etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß hohe Bild eines Apollo, wie er den Pfeil abzudrücken im Begriff iſt, durch tüchtige Arbeit auf. Das Jahr iſt 1532, als Verfertiger wird abermals Viſcher genannt. Endlich viele Glasmalereien, Wappen u. dgl., die alle beitragen, den eigenen nebelhaft mittelalterlichen Duft fühlbar zu machen, der dies alte Nürnberg wol noch lange umſchweben wird.

Die Ausſicht aus den Burggemächern über Stadt und Umgegend iſt natürlich auch zuſtimmend und hiſtoriſch bedeutend, denn ſüdweſtlich gleich liegt hier der Berg, wo die Schweden vergebens Wallenſtein's Lager zu erſtürmen verſucht hatten. Im Burghof ſelbſt liegen auch noch eine Reihe alter Hellebarten, obwol diesmal nur junge altdeutſch gekleidete Maler ſtatt der alten Knappen daneben umherwandeln. Dafür gab es jedoch auch jetzt noch dort die reizendſten alten Baulichkeiten zu betrachten, ja zu zeichnen. Beſonders nahmen die unterirdiſchen Ausfallthore mit ihren Brücken und ihrem von oben einfallenden Licht gar pittoresk ſich aus.

Wir ſtrichen nun durch mancherlei Straßen umher, alle von ungleicher winkeliger Bauart, und fanden uns plötzlich in der Dürerſtraße, wo ein großes alterthümlich mit vielem Holzwerk ausgebautes Haus, einem Stadtthor und Mauerthurm gegenüber, allen als Dürer's Wohnhaus bekannt iſt. Sah man ſich nun hier die nähern Umgebungen an, betrachtete man die großen Ziehbrunnen, die mit den Giebeln vorwärts gebauten Häuſer, die alten Galerien an den Stadtmauern und deren Thürme, ſo mußte man ſogleich an Dürer's Radirungen und Holzſchnitte erinnert werden, wo oft genug dergleichen Gegenſtände als Hintergrund zu morgenländiſchen Begebenheiten erſcheinen. Weiterhin kamen wir zur Lorenzkirche, in deren Nähe jener ſeltſame Brunnen unſere Aufmerkſamkeit feſthielt, an welchem feine Waſſerſtrahlen aus den Trompeten der zahlreich angebrachten Genien und aus den Brüſten ſämmtlicher Cardinaltugenden ſich ergießen, in deren Mitte Juſtitia mit Wage und Schwert thront. Das Ganze iſt das fleißigſte, indeß auch überladenſte Gußwerk, und doch muß man geſtehen, daß dem Gedanken, eine ganze Stadt aus ſo tugendreichen Brüſten unmittelbar tränken zu laſſen, an kindlicher Naivetät nicht leicht ein anderer beikommt. Jedenfalls machen die vielen zarten, ſpringenden Waſſerſtrahlen immer eine gar hübſche Wirkung! — Die Lorenzkirche ſelbſt hat wieder ein mit Verzierungen ſehr überladenes Portal und iſt keineswegs im reinſten gothiſchen Stil erbaut; doch herrſcht ja überhaupt in dieſem Bauſtil eine wunderbare Freiheit, und eben weil ein feſter Kanon fehlt, und alles mehr dem Gefühl des Architekten überlaſſen bleibt, mußten, neben ſo viel Trefflichem, auch mancherlei Fehlgriffe hervorgehen. Nur die durchgehende Empfindung des Aufſtrebenden und der Entwickelung und Erhebung eines ſich immer Verfeinernden, und hierin zugleich das Gefühl des die unendliche Naturmannichfaltigkeit Zuſammenfaſſenden und in höchſter Einheit Vollendenden, konnte

daher hier dem Künstler sagen, was zu viel und was zu wenig sei. Es wird sogar hieraus erklärlich, warum (wie man fest behaupten darf) es nicht ein einziges Bauwerk gibt, welches in diesem Sinne ganz vollkommen genannt werden könnte. Rühmlich ist es indeß, daß gerade dem Deutschen es vorbehalten war (wie Moller trefflich nachweist), diesen Sinn gothischer Baukunst am reinsten zu empfinden und darzustellen; indeß selbst in Deutschland bleiben die Werke, welche einer solchen schönen Mitte wirklich sehr nahe kommen, selten genug. (Der Dom zu Meißen kann gewiß mit zu den echtesten gerechnet werden; was die nürnberger gothische Baukunst betrifft, so überschreitet sie größtentheils die schöne Mitte der Einfachheit und Mannichfaltigkeit bedeutend.)

Im Innern der Lorenzkirche herrschte schon die Dämmerung des einbrechenden Abends und die altersgrauen, schlanken Pfeiler, namentlich aber die hier noch ganz mit tieffarbiger Glasmalerei ausgefüllten hohen Fenster machten eine eigene schwermüthige Wirkung. Hinter dem Hochaltar findet sich von Wohlgemuth ein halbverblichenes, doch eigenthümlich schönes Gemälde, neben dem Altar aber steigt das ungeheuere, nur mit gothischen Zierathen freilich auch überladene, ja ganz daraus zusammengesponnene steinerne Tabernakel von Kraft bis zum Gewölbe der Kirche.

Bei spätem Abend wollten wir jetzt noch Dürer's Grabstätte aufsuchen, wurden aber fälschlich zum Rochuskirchhof gewiesen. Eine einsame alte Kapelle am Ende der Vorstadt, umgeben von vielen, mit schweren wagerecht liegenden Denksteinen geschlossenen Gräbern, bei abendlichem Gewitterhimmel, sprach übrigens eine Empfindung aus, die wohl zu Dürer's Grab hätte stimmen können. Eine bejahrte, halb irre Frau, welche Tag für Tag auf diesem Gottesacker, ihren Rosenkranz betend, zwischen den Gräbern zubringt, gab dem verlassenen Ort seinen letzten scharfen Charakterzug. Ihr

Mann war ein tiroler Fuhrmann und ſtarb zu Nürnberg, ſie ſelbſt lebt nun hier ganz allein, von ihren Kindern aus Tirol unterſtützt, und erwartet ſo ſtill das Eingeſenktwerden neben ihrem Mann. — Wieder ein echt mittelalterliches Bild!

Ingolſtadt, 27. Juli mittags.

Geſtern noch war in der Frühe unſer erſter Gang in Nürnberg zu dem vorgeſtern verfehlten Grab Dürer's. Wir wanderten zum Johanniskirchhofe, an den ſieben Leidensſtationen vorbei, die einſt ein frommer Mann aus der Familie Holzſchuer in Jeruſalem ſelbſt abgemeſſen, und hier durch aufgerichtete mit Inſchriften verſehene halberhabene Bildwerke von Kraft ſeinen Mitbürgern hat ausführen laſſen. Dicht am Johanniskirchhof endigte ſich dieſe Reihe durch einen Calvarienberg, einen von niedrigen Steinen eingefaßten Platz mit drei hohen Kreuzen, alles gleich den beiden unten ſtehenden Marienbildern aus Sandſtein ſehr wacker gearbeitet, aber leider ſehr beſchädigt. Das Ganze gewährte mit dem dicht dahinterliegenden Kirchhof ein gutes Bild.*) — Auch auf dieſem Kirchhof ſind die Steine alle flach gelegt und gewöhnlich mit äußerſt brav gegoſſenen Bronzeſchildern verſehen. Männer, mit Vorrichtung eines Grabes beſchäftigt, wieſen uns nach der Stätte, wo Albrecht Dürer ruht. Wir verweilten lange in hellem Schein der Morgenſonne an dieſem ſtillen Ort und konnten nicht umhin, die Umgebungen durch eine Zeichnung

*) Ich habe ſpäter daſſelbe zu einem meiner tüchtigſten Bilder wirklich ausgeführt, und hatte lange daſſelbe, nebſt einem Bild von der Gotthardsſtraße, unſerer Freundin Frau von Lüttichau zur Decoration ihres Familienzimmers überlaſſen, wo beide Einheimiſche und Fremde vielfältig erfreut haben. Gegenwärtig ziert das erſtere das Zimmer meiner Töchter, während das andere der hieſigen Künſtlerſchaft für die Auction zum Zweck eines Künſtlerhauſes überlaſſen worden iſt.

uns einzuprägen. So saß ich dort vor einem frischgeöffneten Grabe, der Morgenwind bewegte leise die Sonnenrosen, die fromme Hände zwischen die Gräber gepflanzt hatten, und nur manchmal wurde ich durch die in nürnberger Mundart geführten Gespräche einiger Kinder unterbrochen, welche mit Gießkannen die Pflanzungen zwischen den Gräbern erfrischten. Es stehe hier Dürer's Grabschrift, ihm von seinem Freunde Pirkheimer gestiftet:

ME. Al. DU.
Quicquid Alberti Dureri mortale fuit
sub hoc conditur tumulo
Emigravit VIII Idus Aprilis
MDXXVIII.

AD

Hier ruhe
Künstlerfürst
Du mehr als großer Mann
In viel Kunst hat es dir
Noch keiner gleich gethan
Die Erd war ausgemalt
Der Himmel dich nun hat
Du mahlest heilig nun
Dort an der Gottesstadt.
die
Bau- Bild- Mahler-Kunst
Die nennen dich Patron
Und setzen dir nun auf
im Tod
die
Lorbeer Kron.

Diese letztern Verse stehen auch lateinisch daneben, und am Umrande des Grabsteins sind noch in großen goldenen Buchstaben die Worte zu lesen:

Pictura. Sculptura. Architectura.

Ein Todtengräber führte uns noch zu den Denksteinen von Pirkheimer, Hans Sachs und Martin Böheim, indem

er beiläufig meinte: es trete hier mancher über so einen Stein hin, ohne daran zu denken, daß etwas gar Werthes und Würdiges darunterliege. — Ich setze noch die Grabschrift her, welche des ehrlichen Hans Sachs Denkstein auf bronzener Tafel angefügt ist.

Des ersamen Hanß Sachsen Zuckhermachers und Anna seiner Ehewirtin und Irer beider seligē Erben Begrebtniß An. Dom. 1589.

Hir lieg ich in der erden ruhe und Schlaff
Bis ich durch Christum widerum erwach
Der dañ mein Grab wirdt Entdeckhen
Und mich zu ein Herlicher Leben Erweckhen
Doden Leib und Seel wird wider vereinigt werden
Darin ich werde sehen Gott meinen Hern
Die heilige Dreifaltigkeit mit grossen Ehrn.

In die Stadt zurückgekommen, gingen wir nun zu dem Rathhause, wo in dem großen Saal, sonderbar contrastirend, Dürer's Wandgemälde eines Triumphzuges (von dem indeß gar wenig mehr zu erkennen) und der moderne Königsthron mit dem Bildniß Maximilian's von Baiern gezeigt wurde. Außerdem enthalten die obern den Hof umgebenden Galerien des Rathhauses lange und lebensgroße Plafonds in Stuccaturarbeit, Turniere vorstellend, welche einst in Nürnberg gehalten worden sind. Die wunderlich geharnischten Ritter und Rosse, die Kampfwärter und die Galerie der Zuschauer geben reichen Stoff zur Betrachtung und lassen deutlich einsehen, warum die neuromantische Schule von diesem Nürnberg so recht wie das Kind von der Amme ernährt werden mußte.

Nun sollte denn auch noch die Stadtbibliothek besichtigt werden, und in Wahrheit gab es hier Eigenthümliches genug! In einem alten winkeligen dunkeln Gebäude gelangten wir mit Mühe zu dem die Aufsicht führenden Prediger. Der alte Mann wohnte mit seiner Ehewirthin in einem kleinen Stübchen mit mehr breiten als hohen großen rundscheibigen Fenstern,

ganz ſo wie man auf altdeutſchen Bildern ſie ſo häufig gemalt ſieht. Zwei ſchöne, gleich Seidenhaſen ganz aſchgraue augsburger Katzen ſchnurrten behaglich auf dem altväteriſchen Sofa, und überhaupt ſah man ſämmtlichem Geräthe wohl an, daß es ſchon frühern Generationen gedient hatte. Endlich wurden wir wirklich zu der ungefähr 30000 Bände zählenden, ärmlich in niedrigem klöſterlichen Locale aufgeſtellten Bibliothek geführt. Das Merkwürdigſte war mir hier ein Globus aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, auf welchem die Länder in den ſonderbarſten Geſtalten verzeichnet, und namentlich von Amerika erſt zwei ſchmale Landſtrecken ſichtbar waren. Was alles hat ſich doch ſeit jenen Zeiten an ſolchen Karten, aber auch auf dieſem Erdball geändert! — Auch ein altes Bild zog mich hier an, einen im 16. Jahrhundert geſehenen Kometen über einer nürnberger Straße in tiefer Nachtzeit darſtellend. In aller Unvollkommenheit hatte es doch etwas, das mich an manche Friedrich'ſche Bilder erinnerte. — Sonſt wurden uns noch einige von Luther's Handſchriften und manche ſchön ausgeführte Glasmalereien gezeigt. Unter den aufgehangenen Bildniſſen fand ich auch den als Anatom und Arzt gleich wackern Coiter, welcher in ſeinem einundvierzigſten Jahre zu Nürnberg verſtarb, — als ich aber endlich den am Gewölbe aufgehangenen vertrockneten Blütenſtengel einer großen, einſt hier im Garten eines Patriciers blühenden Aloë gewahrte (der Stengel mochte wol ſeine 12 Fuß Länge haben), ſo hätte ich ihn freilich am liebſten einer ungeheuern ſüdwärts zeigenden Magnetnadel verglichen, welche aus all dieſem Moderduft und Dunkel mich nach wärmern und hellern Regionen hinwies. War ich doch diesmal auch wirklich auf dem Wege dahin!

Es blieb nun zuletzt noch die Aegidius- und Liebfrauenkirche zu ſehen. Die erſtere aber ſchreckte mich ab durch ihr moderniſirtes Aeußere, und die letztere quälte das

Auge durch die schreienden Farben, mit welchen ihr Inneres neu aufgeputzt war. Die Architektur ist überdies äußerlich und innerlich überladen, und diese Pfeiler im Kirchenschiff stehen überhaupt einer gothischen Kirche nicht wohl zu Gesicht.

So beschlossen wir also diese Rundschau und fuhren mit einem neugemietheten Wagen über Weißenburg und Ingolstadt gen München ab.

München, 28. Juli abends.

Die vergangene Nacht wurde in Pfaffenhofen zugebracht. Auf dem Wege dahin, unmittelbar hinter Ingolstadt, begrüßten und überschritten wir die Donau, die hier noch fast zur Hälfte schmäler ist als die Elbe bei Dresden, und durch weitausgedehnte Ebenen unter Weiden und Wiesen dahinströmt. Weiterhin wird der Boden blos sandig, die Gegend ist einförmig und in der Vegetation machen nur die großen Büsche des schön blühenden und ebenso schön riechenden Feldholunders (Sambucus ebulus) sich bemerklich. In Pfaffenhofen waren wir jetzt zuerst so recht im Baierlande, und eine bequeme materielle Behaglichkeit charakterisirt sogleich Gegend und Menschen. Die dicke gutmüthig schwatzhafte Wirthin war über unsere im Wagen mitgeführten Feldholunderbüsche nicht wenig erfreut. Auch sie hatte wol einige Stöcke ausländischer Pflanzen auferzogen und schien Lust an dergleichen zu haben, aber daß eine so zierliche Pflanze, als dieser Feldholunder, in ihrer Nähe wild wachsen könnte, das war ihr eine ganz fremde Begebenheit. Ihr bejahrtes kupferiges Vollmondsgesicht sah dabei zutraulich unter der kleinen goldgestickten bairischen Mütze und über den fünf silbernen Ketten des Mieders hervor, und das Verstehen ihres Dialekts machte uns nicht geringe Mühe. Seltsamerweise hing unter dem Spiegel unsers Zimmers Luther's und seiner Frau Bildniß, und

als wir unſere Wirthin inquirirten, wie ein ſolcher Ketzer in dieſem tiefkatholiſchen Lande zu dergleichen Ehren gelange, ſo meinte ſie naiv genug, daß dies eben nur der einkehrenden Fremden halber geſchehe, unter denen oft Proteſtanten und Juden ſich befänden, was doch halt alles gute Leute wären, welche an dem Luther und ſeinem „Kätterl" ihre Freud' hätten.

Heute früh waren wir nun von Pfaffenhofen hinangefahren gegen die münchener Hochebene, welche, gebildet durch unendliches Kalkgerölle, ſich bis zum Fuße der Alpen ausdehnt. Lange ſchon hatte ich mich jetzt auf das Erſcheinen der Alpen gefreut, als endlich plötzlich, wie wir eben eine geringe Anhöhe erreichten, über einem lang hingeſtreckten Kieferwalde ein blauer zackiger Rücken gleich einer fernen Wolke ſichtbar wurde; es waren wirklich jene gewaltigen Felſenmauern, welche Europa ſeine Richtung von Oſten nach Weſten angewieſen haben, und welche jetzt an ihren Kämmen und Spitzen die leuchtende Bekleidung ewigen Schnees erkennen ließen! Der ungeheuere Zug der Hochgebirge von Steiermark, Salzburg, Tirol und der Schweiz lag in ſeiner Herrlichkeit mir ſomit hier zum erſten mal vor Augen.

Ein Punkt vorzüglich gewährte die trefflichſte Anſicht, indem zugleich die weite Ebene mit ſichtbar wurde, welche bis zum Fuße der Gebirge ſich erſtreckt. Im reinen Sonnenlicht bekam dieſe Ferne ganz die Farbe eines ſich lang ausdehnenden violettblauen Meeres, und die hohen zackigen Gebirgsmaſſen ragten majeſtätiſch darüber hervor, an ihrem Fuße duftigblau, und nur an ihren Kämmen und Gipfeln beſtimmter begrenzt. Ich fühlte, daß hier eine zweite große Seite der Erſcheinungen des Erdenlebens mich erwarte.

Um Mittag fuhren wir nach München herein, und ich blieb nun die übrigen Tage des Monats in München und durchging alle die Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft ſoviel ihrer damals dort ſchon aufgeſpeichert waren. Allerdings fand

ich die Glyptothek noch im Bau, und nur einzelne Säle enthielten einige Antiken und ließen den Reichthum erst ahnen, der später dort dem Fremden imponiren sollte. Noch war der kunstliebende und kunstschöpferische König Ludwig nur als Kronprinz in diesen Regionen schaffend, und noch fehlte bei weitem der größte Theil von dem, was ich 20 Jahre später dort kennen lernen sollte. Nichtsdestoweniger hat dieser erste Aufenthalt mich in vielem gefördert, und wenn ich auch billig Bedenken tragen muß, die einzelnen Schilderungen des Tagebuchs hier zu wiederholen, so darf ich doch einzelne Bemerkungen darüber nicht ganz übergehen.

Sehe ich nämlich jene Blätter gegenwärtig durch, so finde ich mich damals zunächst in Anerkennung der Antike immer viel weiter zurück, als in der der Malerei. „Ein Zug von Eiseskälte des Gemüths geht durch die Plastik des Alterthums", heißt es unter anderm da, und von den Bildern machte mir eigentlich nur die heilige Cäcilia von Leonardo da Vinci den lebhaftesten und begeistigendsten Eindruck; Beweis genug, daß jener christlich-romantische Zug, der früher mit merkwürdiger Herrschaft durch Deutschlands Kunstwelt ging, auch mich in mancher Beziehung zu bestimmen nicht verfehlt hatte.

Schleißheim sah ich bei jenem Aufenthalt nicht, doch war ich in Nymphenburg, wohin mich der Anfang eines zoologischen Gartens gezogen hatte, den man übrigens später bald beseitigt hat.

Unter den Männern der Wissenschaft lernte ich in München nur den damals schon bejahrten Gruithuisen kennen, den ich in ziemlich ärmlichen Umgebungen antraf. Er hatte sich von der Physiologie zur Astronomie gewendet, und beschäftigte sich viel mit dem Mond, über dessen Kraterbildungen er sich freilich sehr seltsame und unphysiologische Vorstellungen geschaffen hatte, daß sie nämlich entstanden seien durch Hineinstürzen kleiner kosmischer Massen in den noch weichen Mond-

körper, wobei jedes einstürzende Stück dann einen aufgeworfenen Wall zurückgelassen habe, ohngefähr so (wie er sich ausdrückte), als ob Knaben Thonkugeln mit dem Blaserohr in einen weichen Thonklumpen geschossen hätten; ein Gedanke, so abenteuerlich, daß man nicht bedauern konnte, seinen Urheber der Physiologie der Erde abtrünnig geworden zu sehen. Auch Wolken behauptete er im Mond gesehen zu haben, sowie ein Flußbett. — Von Spix, Martius und Sieber sah ich nur die Sammlungen, die durch sie hierher gekommen waren, und erfreute mich sattsam daran. Im allgemeinen ließ mir München einen reichen, aber keinen besonders begeistigenden Eindruck zurück.

Buchlor, 1. August abends.

Heute früh 6 Uhr rollte unser Wagen bei sich aufhellendem Wetter zum letzten mal über das münchener Marmorpflaster.

Hinter Inning, wo wir zu Mittag blieben, und wo uns bei einem Spaziergange die auf dem Gottesacker fromm den Kreuzen angehängten Weihkessel so malerisch und bedeutungsvoll waren, daß wir nicht umhin konnten, ein solches Kreuz zu zeichnen, trafen wir den eigentlichen Lichtpunkt dieses Tags, den herrlichen, mehrere Meilen langen Ammersee. — Hinter großen Linien von üppig wachsendem Schilf, hinter eingesteckten Netzstöcken und Reusen, dehnte sich die blauliche Fläche des Sees weit aus; links sprang ein flacher waldiger Hügel herein, den Hintergrund schlossen dann die schönen violett und ultramarinblauen Fernen, in denen eben noch ein hochliegendes Kirchlein sichtbar wurde, und endlich folgten die großen tiroler Gebirge, wo über die breiten abgerundeten Massen der Vorgebirge die zackigen Formen der Alpen, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch heraufragten.

Der Boden ist bis gegen Landsberg immer noch Nagelflue, wird aber schon bedeutend hügelig. Getreidefelder wechseln mit großen Waldungen, schönen Weiden und Wiesen; herrliche Eichen und vollbelaubte Buchen stehen am Wege, gewiß, man versteht nun, warum Claude einen Theil seiner Studien gerade in diesen Gegenden sammeln konnte. — Auf der Nachmittagsstation fand ich bei einem Dorfwirth einen geschriebenen Theaterzettel angeschlagen und erfuhr, daß hierherum häufig Burschen und Mädchen Komödien aufführen, wozu Nachbarn und Landsleute förmlich eingeladen werden, was schon in Hinblick auf die alten Passionsspiele im bairischen Hochlande, mein Interesse erregen mußte. — Ein solcher Komödienzettel war mir zu merkwürdig, als daß ich ihn nicht in der Schreibtafel hätte notiren sollen, und ich gebe ihn hier meinen Freunden zur Ergötzung:

Mit obrigkeitlicher Bewilligung
wird Sonntag den 5. August von der Gesellschaft in
Pflugdorf aufgeführt
Die von Gott gekrönte Unschuld
Ein Schauspiel in 10 Abhandlungen
dargestellt an der Pfalzgräfin Genoveva.

Personen

Siegfried Pfalzgraf — Michael Schmid Pechler von Stoffen
Genoveva dessen Gemahl — Jungfer Elise Landsbergerin von Pflugdorf.
Schmerzenreich ihr Sohn — Sohn von Peter Schmid Maler detto
Gollo Hofmeister der Bösewicht — Mathäus Frieholz
Rudinger sein Mitgehülfe — Mathäus Schmid
Reinold Jägermeister — Sebastian Schmid
Dietrich } Hofherrn — Peter Schmid
Heinrich } Hofherrn — Mathäus Fischer
Rosalie Oberhofmeisterin — Jungfer Rosalie Allmayerinn von Stadel
Kerkermeisterin — Jungfer Susanne Aichbergerin
Kerkermeisters Tochter — Jungfer Maria Wurmin
Drogenes, Koch — Adam Allmayer von Stadel
Faustus } zwei Jäger — Sylvester Berchtold
Sylvester } zwei Jäger — Anton Schmid
Karuka Zauberin, 2 Fischer, 6 Waldmänner; 1 Engel, 1 Postillon, 1 Klopfer, 2 Läufer und Soldaten.

Preis der Plätze.
1r Platz und Gallerie nach Belieben, 2r Platz 12 Xr. 3r Platz 6 X. —
Der Anfang präcis 1 Uhr Nachmittags.
Leider konnte ich nicht zuhören!

Gegen Abend paſſirten wir hinter Landsberg, einer alten, ehemals wohlbefeſtigten am Berg angelehnten Stadt, den Lech, welcher hier gewaltig brauſend über ein großes Wehr fällt und der Donau zueilt. — Späterhin zeigten ſich noch einmal die Alpen im roſigten Lichte der Gegendämmerung, und beim Untergang des erſten Mondviertels in die ſpäte Abendröthe fuhren wir hier in unſere Herberge, wo die ſchwäbiſche Kleidung und Mundart, beſonders an der ſehr lebendigen und geſprächigen artigen Wirthstochter, uns zu ergötzlicher Unterhaltung gereichte.

Kempten, 2. Auguſt abends.

Der Morgen war heute ziemlich bewölkt und kalt; auf den Höhen ſpiegelten die tiroler Gletſcher mit ihren zackigen Kanten im Frühlicht. In den nähern Umgebungen tritt der Charakter des Hochlandes immer beſtimmter hervor, indem die Häuſer mehr die platten ſteinbeſchwerten Dächer annehmen und Gentianen am Wege blühen.

Mittags in Kaufbeuren machten wir einen Spaziergang vor die Stadt, um die höchſt reizende Gegend, in welcher dieſer, mit alten Ringmauern, hochliegender Burg, und einer bedeckten Brücke gezierte Ort liegt, etwas ausführlicher zu betrachten. Das Ganze bildet ein von den tiroler Alpen ſich herabziehendes Querthal, und wird von einem mäßigen, hier ſchon ſehr beruhigten Gebirgswaſſer luſtig durchſtrömt. — Wir kehrten dann wieder zu unſerm Wirthshaus zurück, wo ſich indeß eine große Volksmaſſe geſammelt hatte. Die Bierkrüge

wurden emsig gefüllt und geleert, und an Fäden waren über den Köpfen der trinkenden Bauern Schiefertafeln beweglich aufgehangen, welche der Wirth bei jedem neuen Kruge herniederließ, weislich indeß die Tafel nach geschehener Einzeichnung jedesmal wieder über den Horizont der Tischgesellen hoch hinaufzog.

Nachmittags kamen wir durch Günzburg, und in dieser Gegend sah man vorzüglich allerliebst gebaute Bauerhäuser, welche flach und breit hingestreckt, Scheune und Stall umfassend, mit ihren weißen Vordermauern und bunten, meist blau und goldgelb bemalten Giebeln eine gar anmuthige Wirkung hervorbrachten. Der Boden übrigens immer noch Nagelflue, Tannen- und Fichtenwuchs ausgezeichnet, der Getreidebau begünstigt.

Endlich gegen 6 Uhr erfreuten wir uns der Einfahrt in das schöne, südwärts von den Alpen begrenzte Thal der Iller, an welcher Kempten liegt.

III.

Lindau, 3. August abends.

So begrüß ich denn heute, gerade am Geburtstage meines Vaters, die langersehnte Schweiz!

Wir fuhren früh bei schwülem, etwas gewitterhaftem Morgenhimmel aus Kempten, passirten einen Gebirgszug, welcher die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiet der Donau und dem des Rhein bildet, und kamen gegen Mittag in ein kleines würtembergisches Städtchen Isni. Ich hatte den ziemlich hohen Berg größtentheils zu Fuß erstiegen und genoß eben noch einmal des Ueberblicks über einen Theil des Illerthals. Am Wege stand eine kleine Kapelle, und der Anblick von zwei dort betenden Frauen stimmte gut zu diesem stillen Morgen.

In dem winkeligen ärmlichen Isni ging ich vor Tisch noch ein paar Gassen auf und nieder, und blieb endlich vor einem Buchladen stehen, welcher sich wol neben den Apothekerladen stellen durfte, den Shakspeare im „Romeo" aufs beste geschildert. An der zugeschlossenen kleinen Glasthür (die Käufer wurden durch einen Zettel ersucht, mittels der Klingelschnur den Besitzer herbeizuvermögen) lehnten aber doch unter allerhand Postillen Schiller's Gedichte und einige seiner Dramen. Es war mir nun mit einem mal erst recht deutlich, daß ich hier im Würtembergischen, in Schiller's Geburtslande sei,

denn dieſer Rückſicht wol allein hatten jene Bücher ihren Platz zu danken.

Nachmittags war es, als wir auf einer Anhöhe zuerſt den Bodenſee als dünnen Silberſtreif erblickten. Noch einmal wurde in einem Dorfe vom Kutſcher angehalten, und von hier an wurde jetzt im Wirthshauſe der Wein das einzig vorräthige Getränk. Fuhrleute und wandernde Soldaten ſaßen in der freundlichen fenſterreichen Wirthsſtube im luſtigſten Sonnenſchein bei Moſt und Markgräfler- oder Seewein. — Eine Strecke weiter fort, und das Rhein- und Bodenſeethal öffnete ſich den erſtaunten Augen auf eine herrliche Weiſe. Ungeheuere, zu den Wolken, ja über die Wolken aufſteigende Berge wurden im fernen Duft ſichtbar, bei deren Anblick man ſich fragte, ob denn wol Berge auch ſo gewaltig erſcheinen könnten? Der Weinbau zeigte ſich dabei immer mächtiger, und auf dem weithin ausgedehnten Spiegel des Sees lag auf einmal Lindau mit ſeinen Wällen und Brücken vor uns. — Der Weg führte nun anhaltend bergab, die Hitze wurde drückender und die Vegetation üppiger. Unter den ſchönſten Wein- und Obſtgärten näherten wir uns dem See, wo uns mehrere Fuhrmannswagen, mit Kirſchkörben reich befrachtet, begegneten, und rollten endlich langſam über die lange, die Stadt mit dem Lande verbindende Brücke, indem wir uns zu beiden Seiten, vorzüglich aber in Süden, wo die herrlichſten Gebirge bis an den See heranragen, mit reichſter Augenweide umgeben fanden. — Ein Altan hinter unſerm Wirthshauſe gewährte ſo herrliche Ausſicht über Hafen und See, daß wir uns gleich dort niederließen, um zu zeichnen. Bei ſinkender Sonne umgingen wir dann noch die Wälle der Stadt, welche weitläufige Weingärten mit einſchließen. — Herrlich ſank die Sonne in das nordweſtliche Ende des Sees, badende Knaben ſprangen von den Hafenmauern in die grünen, wenig bewegten Wogen, und über der ſchönſten Abendröthe ſchimmerte das erſte Viertel des Mondes,

der See selbst aber streckte sich in zauberhaft duftigem Grau den Hochgebirgen entgegen. — Ja noch auf dem Heimweg gestaltete sich bei nun mächtiger werdendem Mondlicht das alte Hafenthor mit seinem altergrauen Thurm, zum anmuthigsten Bilde.

Konstanz, 4. August abends.

Durch die üppigsten Felder unter Obstbäumen, deren Stämme bis zur Krone hinauf mit Epheu umsponnen, und bei der köstlichsten, wärmsten, gewürzreichsten Luft, wanderten wir heute früh von Lindau den Weg längs dem Seeufer hinauf. Die Straße zog sich dann höher an den Bergen hin, die Umgebungen wurden alltäglich und die Hitze drückte gewaltig. In Friedrichshafen nahmen wir Post nach Mörsburg, und dort mietheten wir abends ein kleines Fahrzeug, und so stießen wir mit einbrechender Dämmerung in dem von Kalkfelsen umgebenen kleinen Hafen vom Lande. — Ein günstiger Ostwind trieb uns jetzt langsam über die herrlich wogende smaragdgrüne Fläche des Sees; das allmählich immer heller leuchtende Mondviertel spiegelte sich in den zitternden Wellen, und die schönen Farben des Abendhimmels verglühten mehr und mehr vor der in Osten aufsteigenden Nacht. Oft verbarg nun das leichtgeschwellte Segel den Mond, das Spiegelbild seines Lichts erschien dann doppelt leuchtend, und so, unter mannichfaltigen Betrachtungen, landeten wir nach dreiviertel Stunden immer noch viel zu bald, in einer recht muntern Brandung an einem Dorfe vor Konstanz.

Wir hatten noch einen halbstündigen Weg zu Fuß zu machen. Unter dem köstlichsten Sternenhimmel schritten wir bei stiller Nacht an manchem hohen Kreuz vorbei zwischen lauter Weingärten hindurch und endlich über die Rheinbrücke hin zu unserm Gasthof, zum Adler. — Am Markte gewahrte

ich noch im Vorübergehen den hoch in den Sternenhimmel hinaufragenden Dom, dessen gothisches Portal von einer einzigen Lampe aber hell genug erleuchtet wurde.

Denselben Tag mittags auf dem Rhein.

Still an der Spitze eines kleinen Rheinschiffs liegend und von nichts leidend, als von gewaltiger Sonnenhitze, fahre ich im Tagebuche fort.

Der konstanzer Dom hatte, seinem einfachen Stil gemäß, schon von außen wohlthätig auf mich gewirkt, und als wir nun die Thür zum Thurm entdeckten, wurde schnell der Entschluß gefaßt, bei dem köstlichen wolkenlosen Himmel seine Höhe zu ersteigen. Ein dienstfertiger Knabe zog für uns die Klingel, und bald schaute der Thurmwächter über die schwindelnd hohe Galerie herab. Es wurde geöffnet, und mühsam erstiegen wir die 14 schlechten hölzernen Stiegen. — Hier nun aber auch die reizendste Aussicht über Stadt, Land und See! — Die Gegend mit ihren milden Hügeln, vielfachen Weingärten, schönen Feldern, vom breiten, große Inseln umfassenden Rhein durchschnitten, glich nordwärts einem Frühlingsgarten, wenn südwärts der schöne Spiegel des Bodensees unabsehlich sich ausdehnte. Eine Stelle der Thurmgalerie, wo man den spitzen Glockenthurm des Doms mitten vor sich hatte, und über das Kreuzdach der Kirche auf den das Sonnenlicht widerspiegelnden See hinausblickte, hielt mich besonders fest, und ich fing an zu zeichnen. — Nicht lange aber hatte ich so gestanden, da begannen die Glocken zu läuten, die feierliche Kirchenmusik mit Gesang begleitet, klang aus dem Dom zu mir herauf, und alles stimmte zu einem großen andächtigen Chor zusammen.

Augenblicke dieser Art lassen sich im Leben zählen; sie kommen selten, und es ist immer gleich gesorgt, daß irgendeine Störung folge, um uns von solchen Flügen wieder zur Erde

herabzubringen. So auch hier; der Thurmwächter trat mit seinen Ortserklärungen hervor, zeigte ausführlich die Stelle, nordwestlich der Stadt, wo im Jahre 1415 Huß verbrannt worden war, machte das Haus bemerklich, wo das ihn verurtheilende Concilium gehalten wurde, und fort war die höhere Stimmung. — Man führte uns dann zu dem Hause, wo Huß gewohnt hatte, sein Brustbild, in Stein gehauen, schaut dort aus der Mauer; sein Andenken ist dauerhafter.

Im ganzen ist Konstanz ein verfallener, winkeliger, trauriger Ort, und alle Bemühungen der Regierung, ihm aufzuhelfen, sind bisjetzt vergeblich gewesen. — Der Schiffer selbst, der uns zur Rheinfahrt abholte, ein bejahrter wohlbeleibter Mann, sprach es aus: „daß die Stadt leide um des unschuldig Gemordeten willen; der Fluch dieser That hafte noch immer auf ihren Bewohnern."

Gegen 10 Uhr fuhren wir mit dem Boot von der großen bedeckten Rheinbrücke ab und glitten aus jener verwitterten dumpfigen Stadt frisch auf den köstlich blaugrünen Wellen stromabwärts. Der Rhein ist hier noch mehr See als Fluß, und in seinem weiten Spiegel ruht die weitläufige Insel Reichenau. — Wie nun die wohlbebauten anmuthigen Ufer sich überall so zutraulich in diese Fluten hereinstrecken! wie das klare Sonnenlicht über diese weite ruhige Wasserfläche sich ausgießt, alles eine Klarheit! — Beschreiben läßt sich das nicht, ja nicht einmal schreiben, zumal in solchem schaukelnden Kahn.

Zürich, 6. August abends.

Von Konstanz bis Stein am Rhein ist die Strömung noch kaum bemerklich, aber von hier aus, wo wir einen neuen Schiffer erhielten, wurden die grünen, klaren Wogen schon um vieles lebendiger. Immer schöner lehnten die dichtbepflanz-

ten (nicht terraſſenförmig angelegten) Weingärten ſich an den anmuthigen Hügeln übereinander, immer luſtiger wurde es in den am Ufer gereihten Dörfern und Flecken, deren Häuſer und Mauern ganz zuverſichtlich (da hier der Flußſtand nie bedeutend variirt) faſt bis in die klaren grünen Wellen hineingebaut ſind. Badende Knaben ſchwammen oft zu beiden Seiten an den Ufern, Muſik ſchallte aus den Dörfern herüber, und es ſah beſonders keck und vergnüglich aus, als in einem Hauſe dicht am Waſſer ein Fenſterladen des erſten Stocks, offen bis zum Stubenboden die volle Einſicht in die Wirthsſtube geſtattete, wo eben recht verwegen eine artige Frau ſich nahe am Fenſter auf den maſſiven Schenktiſch geſetzt hatte. — Weiterhin hingen wieder herrliche Walnußbäume ihr breites Laub über das ſie nährende Gewäſſer, Ruinen alter Schlöſſer ragten hier und da aus den bewaldeten Hügeln auf, und das fort und fort klar ausgegoſſene Sonnenlicht vollendete den ſüdlichen Charakter des Ganzen.

Weht doch wirklich ein recht eigener Zauberhauch über dieſen hier im Jünglingsalter ſtrömenden Rhein! — denn, betrachtete ich mir ſo dieſe Ufer im einzelnen, ſo mußte ich manchmal geſtehen, daß die Elbufer wol der Form nach ganz gut mit ihnen ſich meſſen können; aber verglich ich nun wieder im ganzen, wie dürftig kam mir dann der Charakter jener gegen dieſe jugendliche Heiterkeit vor!

Gegen halb ſieben Uhr landeten wir vor Schaffhauſen, welches von dieſer Seite einen beſonders zierlichen Anblick gewährt, indem es mit ſeinem alten Schloß zwiſchen den Berglehnen des Ufers hervortritt.

Schaffhauſen iſt klein und winkelig gebaut, doch bei weitem belebter als Konſtanz. Im ganzen ſah alles, bis auf die Thorwärter herunter, ſehr naiv und unzulänglich aus, doch war hier und da die Neigung ſichtbar, in Inſchriften den Vorübergehenden ſich auf eine witzige Art mitzutheilen. So ſahen

wir auf einer Gartenwand einige Todtenköpfe gemalt mit einer Inſchrift, welche den Vorübergehenden aufforderte, doch aufzuſuchen, welcher hiervon wol Kaiſer, welcher Edelmann und welcher Bauer geweſen ſei?

Unſer Abendſpaziergang führte uns über den Schloßberg zwiſchen Weinbergen und Gärten, zuletzt an das untere Ende der Stadt, und wir ſahen uns jetzt wieder am Rhein. Aber wie ganz anders erſchien nun hier dieſer wohlbekannte Strom! Es war als träfe ich einen lieben Freund wieder an, aber ich fände ihn verändert von heftiger Bewegung ergriffen, auf ein nahes, bedeutendes Ereigniß geſpannt. — Schon hier beginnen die Wellen ſich ſchäumend über mächtige Felsplatten zu ſtürzen, das klare, blaugrüne Waſſer bricht ſich in den mannichfaltigſten Formen und Farben, die Ufer werden ſchroffer und das mächtige Flußbett iſt ein Wühlen und Brauſen. Kein Kahn wagt ſchon von hier an ſich mehr in dieſes Toben, und mit Luſt ſieht man ſo den herrlichen Strom zum gewaltigen Katarakt ſich vorbereiten. Lange konnten wir von dieſem Anblick nicht fort, die ſpät verglimmende Abendröthe, und der ſich in dunſtige Gewitterſchleier hüllende Mond erinnerten endlich an den Heimweg. — Erheitert durch ein in der Badeanſtalt des Wirths genommenes Rheinbad, verſchliefen wir ein ſtarkes in der Nacht vorüberziehendes Gewitter glücklich und waren heut früh 6 Uhr ſchon auf dem Weg zum Rheinfall. — Man geht am rechten Rheinufer zwiſchen Weinbergen und unter mächtigen Nußbäumen wol eine halbe Stunde, bis man gegenüber Schloß Lauffen gewahrt und den Donner des Rheinfalls deutlicher vernimmt, kommt dann einen Hohlweg herunter und befindet ſich plötzlich vor dem hart am Falle gelegenen Hammerwerk, unmittelbar über dem Katarakt. Die mächtigen, tiefunterwaſchenen Felskegel ragen herrlich aus dem zum Abſturz eilenden tobenden Strome hervor, und im leicht aufſteigenden Waſſernebel bildeten die jetzt eben durch Frühgewölk brechenden

Sonnenſtrahlen duftige Farbenbogen. Nachdem wir nun hier die mannichfaltigſten Anſichten aufgeſucht, ja zum Theil gezeichnet hatten, ſtiegen wir herab, um die Anſicht der Geſammtbreite des Falles zu genießen.

Wir kamen dort auch zu dem Thurm, in welchem ein Speculant mittels einer Camera-obſcura die Natur für Fremde in ein zweckmäßiges Taſchenformat zuſammenbricht, ſchifften dann, ohne dieſen Ehrenmann zu beläſtigen, im ſchwankenden Kahne über die vom Sturze noch zitternden dahineilenden Wellen an das linke Ufer, und gingen nun hier zu der hart am heftigſten Falle vorgebauten Galerie.

Hier war denn doch erſt die wahre volle Genüge! Gleich großen Wolkenbergen ſtürzten die ungeheuern Gewäſſer vor den unterwaſchenen, im Sturze ungebrochen feſtſtehenden Felsmaſſen hernieder! Dichter Waſſerſtaub umgab mich; ganze Waſſermaſſen flogen ſtäubend über die Galerie, und von oben beleuchtete die Sonne die raſtlos fortſteigenden und ſchäumenden Wellen! Man war ſo recht mitten im Reiche Neptun's!

Wir ſtiegen endlich zum Schloſſe Lauffen hinauf und hatten dort jetzt, von einer andern Galerie, beſonders aber von einem kleinen Eckthurme, die Maſſe des Sturzes in ihrem herrlichſten Wellenleben und innerlichen Schäumen in einem Geſammtbilde zuſammengefaßt unter uns. Das Phänomen war in jedem Sinne außerordentlich!

Ueber die Berge des linken Rheinufers gingen wir von da in drückender Mittagshitze nach der Stadt, beſtiegen gleich nach Tiſche den leichten einſpännigen Wagen unſers Wirths und rollten ſo über Egliſau, wo die bedeckte Rheinbrücke paſſirt wird, die mit einem alten Thurme zuſammen ein hübſches Bild macht, hierher nach Zürich.

Zürich, 7. Auguſt.

Sogleich beim Erwachen ſah ich heute über den Spiegel

des Züricherſees hinaus, und erfreute mich des wieder aufgeheiterten Himmels. Viele mit Holz beladene Kähne liegen hier am Ufer, ein Thor, von einem Wächter bewohnt, ſteht geradezu im Waſſer am Eingang des Hafens. Die Straßen ſind ſehr lebendig, das ganze Bild wirkt eigenthümlich und hübſch auf den Beſchauer. — Nach einigen Gängen durch die Stadt führte man uns nachmittags zur Kunſtausſtellung, wo eboch wenig Bedeutendes zu finden war, mit Ausnahme zweier Bilder aus Rom von Robert, eins eine ſterbende Nonne, das andere einen Zug Pilgrimme. Beſonders letzteres, wo die ſechs bis acht nach guten Studien gezeichneten Wallfahrer bei einbrechender Abenddämmerung ſingend auf ihrem Weg dahinziehen, macht einen ruhigen und nachhaltigen Eindruck. Auch waren von einem jungen Maler, Freudweiler, vorzüglich gelungene Studien nach Rafael'ſchen Bildern aufgeſtellt. — Unter den Landſchaften war das beſte ein Waſſerfall, von einem Franzoſen Meuron, einem Dilettanten. Auf der Stadtbibliothek ſahen wir einen als Hautrelief gearbeiteten Plan der Schweiz. Er hat die Größe etwa eines gewöhnlichen Billards, umfaßt den größten Theil der geſammten Schweiz, und iſt von einem Bauer Namens Müller von Engelberg gearbeitet. Die höchſten Gebirge haben hier über zwei Zoll Höhe, die Region des ewigen Schnees iſt durch weiße Färbung angegeben, die Seen durch eingelegte Spiegel, und Dörfer und Städte mit linſengroßen Häuſerchen ſorgfältig bezeichnet. Gewiß eine ſtattliche Landkarte! und ſehr geeignet, einen bequemen Ueberblick dieſer verſchlungenen Gebirgsketten und Thäler zu gewähren. — Auch fanden ſich dort mehrere römiſche, hier ausgegrabene Alterthümer verwahrt, ſo der Grabſtein eines Knaben. Die Inſchrift nennt das alte Thuricum ausdrücklich. — Ebenſo ſieht man Lavater's Marmorbüſte von Dannecker, auch iſt Lavater's (ſeitdem vermehrte) Naturalienſammlung hier aufgeſtellt. Sie enthält an Verſteinerungen einiges Intereſſante, namentlich

zahlreiche und schöne öninger Fischabdrücke. Sonst fand sich hier auch der, von Scheuchzer für einen versteinerten Menschenschädel angesehene und als homo diluvii testis beschriebene Abdruck eines vorweltlichen Salamanders, welcher jedoch entwendet und in ein niederländisches Museum gewandert ist. Die eigentliche Bücherſammlung ist nicht sehr bedeutend. — Nachdem ich endlich noch die naturhistorische Sammlung durchgesehen, welche die Schweizerische naturforschende Gesellschaft angelegt hat und eifrig vermehrt, besuchte ich Dr. Schinz. Ich fand einen muntern gefälligen Mann von auffallender Aehnlichkeit mit meinem alten leipziger Professor Schwägrichen. Er hat eine treffliche Sammlung Schweizervögel und Säugethiere zusammengebracht, welche er mir mit größter Bereitwilligkeit vorzeigte, sowie er mir auch noch das anatomische Theater der dortigen medicinischen Lehranstalten eröffnete, und hiermit waren denn meine züricher Forschungen für diesmal beendigt.

Auf dem Rigi, 9. August vormittags.

Wir zogen gestern früh mit dem beladenen Führer von Zürich aus über den Albis, einem hohen, aus Nagelflue bestehenden Gebirgszug, dessen Kamm in einem Gebirgspasse überschritten wird, von dem sich die herrlichste Aussicht zurück nach dem Züricher- und vorwärts nach dem Zugersee darbietet. Vom Albis herab geht dann ein höchst anmuthiger Fußweg, immerfort durch Gärten, Felder, Weinberge und unter gewaltigen epheuumsponnenen Nußbäumen hinführend, an Cappel vorbei*) nach Zug, wo wir einen Kahn mietheten zur Fahrt nach dem am Fuße des Rigi liegenden Arth.

Wie nun der Kahn auf diesen klaren, grünen Wellen

*) Der Ort ist bekanntlich merkwürdig durch die in seiner Nähe vorgefallene Schlacht, in welcher Zwingli blieb.

dahinglitt, und uns die hohen, ringsum aufsteigenden, bewaldeten Berge überblicken ließ! Hier und da Wasserfälle herabrauschend! An den Ufern hin Dörfer unter Wein und Nußbäumen gereiht! Vor uns die schöngezeichneten Formen des Rigi in duftiges Silbergrau gehüllt! — Und wäre man Faust, man müßte zu solchem Augenblick sagen: „Verweile doch! du bist so schön!“

Schon vom See aus hatten wir die mächtigen Mythenberge hinter Arth aufragen sehen, und ohne uns im Orte zu verweilen, wanderten wir gleich die halbe Stunde zu dem verschütteten Goldau im Thal hinauf. Der Roßberg, welcher die furchtbare Steinlavine auf diesen unglücklichen Ort herabsendete, bleibt uns dabei immer zur linken, und ich überzeugte mich schon auf dem Wege, wie sehr ich Ursache hatte, die mitgebrachte Vorstellung von der Natur eines solchen Bergsturzes zu berichtigen. Man denkt sich nämlich in solchem Falle gern einen jähen Abhang, von dessen Gipfel eine Erd- und Steinmasse losbricht und Vernichtung bringend niederstürzt; statt dessen erblickt man einen sehr allmählich, etwa unter einem Winkel von 40 Grad ansteigenden Berg, aus wechselnden Schichten eines fetten Letten und Nagelflue gebildet, dessen größerer unterer Theil mit Wiesen und Gebüsch recht anmuthig bedeckt ist. Wirken nun schmelzender Schnee, verbunden mit heftigen Regengüssen anhaltend ein, so erklärt es sich leicht, wie ganze Schichten des Letten sich erweichen können, wie sie dann den aufgelagerten Schichten von Nagelflue nicht mehr den nöthigen Halt gewähren, und somit das Herabgleiten einer solchen Schicht herbeiführen müssen, die, wenn man sie auch an der Form des Berges so gut als gar nicht vermißt, doch oft eben hinreicht, um eine ganze Stadt zu bedecken.

Da standen wir also in mildem Abendsonnenschein auf diesen schon wieder berasenden Trümmern! — Funfzehn Jahre sind seit dem Sturze verflossen, doch wild und schroff liegen

noch die mächtigen Blöcke von Nagelflue und Letten gleich ungeheuern Grabsteinen über 490 verschütteten Menschen aufgethürmt. Es war eben dieselbe Tageszeit, als da der Sturz geschah! Unser Führer, der ihm in Arth so nahe gewesen, wußte noch manche besondere Umstände des Ereignisses zu berichten, und drohend leuchtete im rothen Abendlicht die noch nicht verharschte Wunde des Roßbergs. — Und doch siedelt der Mensch schon wieder in Hütten und Häusern dicht an, ja auf diesen Trümmern sich an!

Dämmerung senkte sich nun allmählich ins Thal, spät verglimmte das Licht an den Gipfeln der Mythensteine, die Glocken einzeln weidender Kühe und das Rauschen der vom Rigi herabströmenden Wasserfälle läuteten die Vesper dieses reichen Tages, und als wir endlich zu dem Kloster Maria zum Schnee (dem Klösterli, wie unser Führer sagte) gelangten, war völlige Nacht eingetreten, und wir sahen uns dort Quartier zu nehmen genöthigt.

Das Haus war ziemlich voll von Leuten, welche aus benachbarten Orten über den Rigi nach Luzern wallfahrten, wo ein Volksfest eine große Menschenmasse versammelt; denn zum Gedächtniß der am 10. Aug. 1789 in Vertheidigung Ludwig's XVI. gefallenen Schweizer ist dort an einer Felswand ein kolossaler, auf Frankreichs Schilde sterbender Löwe, und zwar nach einem Modell Thorwaldsen's und von einem seiner Schüler, ausgehauen worden, und die Einweihung dieses Denkmals soll nun eben morgen wieder am 10. Aug. stattfinden. Natürlich war alles aufs lebhafteste mit solchem Feste beschäftigt; dabei aber freilich das Nachtlager das schlechteste, und schon gegen 3 Uhr weckte uns der wackere Führer, damit wir noch vor Sonnenaufgang auf den Rigikulm gelangen möchten.

Es war ein wunderlicher Gang durch die noch ganz dunkle Nacht; der geübte Führer voraus, zeigte die schmalen

Fußpfade, dabei die Luft derb kalt auf dieſen Höhen, welche den Kamm des Rieſengebirges ſchon übertreffen. In den Thälern rauſchten eine Menge Waſſerfälle. Schnaufende Kühe mit Glocken lagen hier und da unter den Tannen, und zuweilen ragte ein einſames Kreuz in den Nachthimmel hinauf. So ſtiegen wir wol anderthalb Stunden, und erreichten jetzt, bei ſchon etwas dämmerndem Tag, ein zunächſt vor dem eigentlichen Kulm liegendes Wirthshaus. Mächtig traten nun aus dem Dunkel die großen ſchön gezeichneten Kämme der verſchiedenen Gebirgszüge hervor, und klein und einſam ſchimmerte dagegen im Haus ein ſtilles Lichtchen. Ohne zu weilen wendeten wir uns zur Erſteigung des höchſten Kulms, wo wir allerdings vor Sonnenaufgang anlangten, doch den öſtlichen Himmel ſtark bewölkt fanden. Auch ſo war indeß die Wirkung des an den Wolkenſäumen gebrochenen Lichts, wie es ſich auf der langen Reihe der in Süden zackig aufragenden Gletſcher ſpiegelte, unbeſchreiblich ſchön. Uebrigens war es hier noch kälter und ein ſcharfer Weſtwind ließ nur am öſtlichen Abhange einigen Schutz finden, wo endlich die nach 7 Uhr das Gewölk durchbrechende Sonne eine behagliche Erwärmung vollendete. Nun aber wurde auch der volle Reichthum der Gegend ſichtbar. In Süden zieht ſich die Kette der Surenen hin, aus Alpenkalkſtein beſtehend, und deshalb in den ſchroffſten Formen und von wunderlichem Gefüge, die Gipfel mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Scheerhorn, Finſteraarhorn, Schreckhorn, Wetterhorn, Jungfrau lagen vor uns, nur der Gipfel der letztern in Wolken gehüllt. Das treffliche Fernrohr eines Herrn Keller (dem Fertiger des für Reiſende ſehr zweckmäßig eingerichteten Panoramas vom Rigiberge) zeigte uns dieſe öden Eisfelder, wohin faſt nie der Fuß eines Menſchen ſich verirrt, in größerer Nähe, ſodaß man ſich mit einem mal in die Mitte des December verſetzt meinte. Herrlich lag denn auch im Oſten wieder der ſchön

geformte Roßberg, und hinter ihm die schroffen Mythenberge, welchen dann, in der Gestalt nahe verwandt, die gleichfalls aus Alpenkalk gebildeten Pilatusberge in weiter Ferne westlich gegenüberstehen.

Wie nun das Sonnenlicht immer heiterer und wärmer sich verbreitete, fingen plötzlich am östlichen Abhange an die mannichfaltigsten Nebel- und Wolkenspiele sich zu entwickeln. Massenweis schienen sie rastlos aus den erwärmten Wänden des Berges zu dringen, stiegen dicht vor uns drehend und ziehend aufwärts, verschwanden scheinbar in dem von leichten Streifwölkchen durchzogenen Himmelblau, bis sie späterhin als kleine Cumuli sichtbar wurden. Und wie dies Spiel in der Nähe fortdauerte, so spann sich auch ein zarter weißlicher Duft um die ultramarinblauen Spitzen der entfernten Gebirge. — Gedenke ich dabei noch der vielen nähern, größtentheils mit zum Rigi gehörigen schön geformten Gebirgskämme, der Hinabsicht auf dreizehn bald näher, bald ferner liegenden Seen*), des heitern Sonnenlichts auf dem zierlichen Schweizerhause am Rigikulm, und der schönen mit Gentianen und Alpenrosen geschmückten Alpenweiden des Rigi selbst, so habe ich doch immer nur schwache Umrisse zu einem Bilde gezogen, welches überdies noch durch die in Menge umhergrasenden mächtigen dunkelfarbigen Kühe und die zierlichen Schafe und Ziegen auf das eigenthümlichste belebt wird.

Am ausgebreitetsten ist übrigens die Aussicht nach der Nordseite, gegen das flachere Land hinaus, jedoch eben diese Fläche mit ihrer unendlichen Buntheit von Feldern, Wäldern, Dörfern und Städten ist weit weniger imponirend, und immer zieht die Südseite das Auge wieder an sich.

---

*) Das dunkle Smaragdgrün gab dem näher liegenden Zuger- und Vierwaldstätterse das Ansehen, als ob sie mit Eis belegt wären.

Küßnacht, denſelben Tag nachmittags.

Es war 11½ Uhr mittags geworden, ehe wir von dem herrlichen Rigikulm uns trennen konnten. Sämmtliche Gäſte, Engländer, Deutſche, Schweizer, meiſtens zum Volksfeſte nach Luzern eilend, waren längſt voraus. Wir hatten mehreres gezeichnet und konnten nicht umhin, dieſe Blätter dem Panoramenzeichner Keller vorzulegen, welcher mit größter Gefälligkeit unſern Umriſſen die Namen der Gebirgshöhen beifügte. Der Himmel fing ſich übrigens gegen Mittag an mehr zu bewölken, und die Gletſcher traten wieder mit jener metallenen Schärfe hervor, die man gewöhnlich als Vorboten ſchlechten Wetters dort bemerken wird.

Wir ſtiegen nun gegen den Vierwaldſtätterſee herab, wo man die Schichtung des ganzen, ebenfalls aus zuſammengebackenem Kalkgerölle (Nagelflue) gebildeten Berges vorzüglich deutlich erkennt. Auch dieſe Schichten ſind wenig haltbar und haben gegen Wäggis herab ſchon mehrere Fälle geſendet. Vor 26 Jahren wurden viele Häuſer dadurch in den See geſchoben.

Stanz, denſelben Tag abends.

Unſer Führer, ein in alle Wege wackerer und ſtarker Mann, dem die ſchweizeriſche Antwort „Ja Herr!“ faſt bibliſch zu Munde ſteht, brachte uns beim Herabſteigen vom Rigi noch in eine Sennenhütte. Dieſes kleine, von Balken zuſammengeſchränkte, mit Holz gedeckte und mit Steinen beſchwerte Haus lag in einem weitläufigen Gehege, wo ſchönes Vieh umhergraſte. In der Hütte war nur ein Bub von etwa 16 Jahren, guter Geſichtsbildung, mit langem gerade abgeſchnittenen Haar, grauem Oberhemd und einer im Nacken angebrachten Kapuze. Das Holzwerk der Hütte war gewaltig verräuchert, und den Fußboden gab die Erde ſelbſt her. Der große Keſſel,

in welchem die Milch zum Gerinnen erwärmt wird, hängt in solchen Hütten allemal zum Hin- und Zurückdrehen beweglich über dem Feuer. Er war jetzt eben geleert, und der Käsekoloß stand in der Presse. Allerhand Geräth lag und hing umher, besonders durften die einbeinigen, gleich an den Hüften festzuschnallenden Stühle zum Melken, und die gedrechselten Eimer nicht übersehen werden. Auch sehr große hölzerne Kübel mit Molken waren aufgestapelt, welche letztere theils das gewöhnliche Getränk abgeben, theils zur Bereitung des Ziegers dienen; und endlich wurden in der einen Nebenkammer uns ganze Gestelle voll Käse gezeigt, sowie in einer andern Kammer ein großer Trog mit durchfließendem Quellwasser, in welches eine Reihe von Aeschen voller Milch gestellt war, denn alle Milch wird hier zur Käsebereitung verbraucht.

Nach langem Bergabsteigen gelangten wir gegen 2 Uhr in die hohle Gasse von Küßnacht, einem ganz gewöhnlichen wenig tiefen Hohlwege von jungen Buchen beschattet. Fromm haben die alten Schweizer am Eingange eine Kapelle mit spitzem Glockenthürmchen errichtet, unter deren Vordach die Begebenheiten der Schweizerbefreiung in einem Bilde vereinigt sind. Geßler's Tod durch den Pfeil Tell's, dessen Gedächtniß das Kirchlein geweiht ist, fällt am meisten ins Auge. Nebenan steht manch alter gemüthlicher Reim, z. B.:

Hier ward Geßler's Hochmuth erschossen
Daraus ist unsre Freiheit entsprossen.
Wie lange wird solche währen?
Noch lange wenn wir die Alten wären!

Wir mietheten in Küßnacht einen Kahn und fuhren über den Vierwaldstätterse nach Stanzstadt, Wäggis links, Luzern rechts liegen lassend, von welchem letztern uns die Menschenmasse des Volksfestes zurückscheuchte. Es war Regenwetter eingefallen, die niedrig ziehenden Wolken spielten mannichfaltig um die hohen Berggipfel, die Bergwände selbst waren in düsteres Grau gehüllt, der hellgrüne See wallte unruhig,

und so wie die gestrige Fahrt den heitersten Eindruck hinterließ, so trug die heutige durchaus einen trüben, melancholischen und doch immer großen Charakter.

Bei Stanzstadt kamen Gebirgshörner von Alpenkalkstein näher an den See, und man bemerkte deutlich die stark einfallenden, oft gebogenen Schichten, und die senkrecht abgesonderten, fast säulenförmigen Stücken. Stanzstadt, im Eingange eines herrlichen Thales zwischen dem schroffen Pilatusberge und Buochserhorn gelegen, erreichten wir gegen 7 Uhr und hatten nun noch einen halbstündigen, höchst anmuthigen Weg durch ein wahres Alpenthal nach Stanz. Schon der Eingang des Thales wurde durch die schönen Seeufer und einen alten, romantisch genug in die See hineingebauten Thurm trefflich eingeleitet. Weiterhin nun die großen, köstlich verästeten Nußbäume und der üppige Graswuchs am Wege; der klar herabrauschende starke Gebirgsbach, und die zierlichen längs seiner Ufer erbauten Schweizerhäuser, von Holz sauber zusammengefügt und breit bedachet; oben aber die ungeheuern, häufig fast senkrechten Gebirgswände, mit Waldstreifen doch bis zur Höhe bewachsen und von immer noch sprühenden Wolken umspielt!

Wir schienen erst jetzt recht mitten in die Schweiz eingetreten zu sein!

Stanz war der Wohnort des Arnold von Winkelried, und ritterlich steht seine Bildsäule, ein Bündel Lanzen im Arm haltend, auf einem Brunnen der Kirche gegenüber.

Stanz, 10. August vormittags.

Gestärkt durch eine glückliche Nachtruhe, erwachten wir unter gewaltigen Regengüssen. Immer noch umweben die Wolken die Berge, und es ist leider wenig Aussicht zu gutem Wetter. — Es ist heute hier Feiertag; die zierlich gekleideten

Schweizerinnen ziehen zu der unſern Fenſtern gegenüberliegenden Kirche, die mit ihrer luſtigen Vorhalle ein heiteres Anſehen hat. Dieſen immer etwas breitſchulterigen, von Geſicht ſelten hübſchen Frauen, ſteht übrigens ihre Tracht meiſtens ſehr gut. Die geflochtenen Haare werden durch eine große ſilberne Nadel in einem Neſte zuſammengehalten und ſind mit einer rothen Schleife geziert, ein großer, ganz flacher Strohhut mit vier mächtigen Bandſchleifen geſchmückt, ein buntes Mieder, weite kurze Hemdärmel, ſchmale Schürzen, breite, aber kurze Röcke nebſt Schnallenſchuhen gehören zu dem üblichen Anzuge. Was männliche Tracht betrifft, ſo iſt ſie weniger ausgezeichnet. Sehr breitrandige Filzhüte und Ledergürtel ſcheinen vorzüglich getragen zu werden. Einige bemerken wir jedoch auch mit wahren Sandalen.

Aber dieſer Regen ergießt ſich auch unaufhörlich!

Stanz, denſelben Tag abends.

Dieſer vom Wetter erzwungene Raſttag war bei allem Regen doch nicht ohne mannichfaltig hübſche Erſcheinungen. Vormittags beſchäftigte mich insbeſondere die Beobachtung der raſtlos entſtehenden und die Berge umlagernden Wolken. An dem ungeheuern, hinter den nächſten Häuſern aufragenden Bergrücken lagen zuweilen zwei ganz verſchiedene Wolkenſchichten gleichſam terraſſenartig übereinander. Bald flockten ſie ſich gleich zarter Baumwolle auseinander und umſpannen die Tannenſpitzen, bald ſah man ſie ſich maſſiger zuſammenballen und raſtlos wechſelnd zur Höhe hinanſtreben. Erfährt man aber in dieſen Gebirgen ſo deutlich die Bildung der Wolken, ſo kann man auch hinwiederum ihre Auflöſung ſehr beſtimmt verfolgen. Gegen Abend ſtand z. B. vor einem fernern Berge ein länglicher, völlig geformter weißer Cumulus. Kurze Zeit nachher fing er an ſich aufzulockern, auszubreiten, und war ehe man es dachte, völlig verſchwunden. — Eine wahre Natur-

geſchichte der Wolken könnte eigentlich nur in ſolchen Hochgebirgen, wo man mit dieſen Luftgeſtalten nach und nach höchſt vertraut wird, ausgearbeitet werden.

Trotz allem Regen wanderte ich vormittags noch zur Kirche. Man iſt hier erzkatholiſch, und in dieſem Sinne iſt denn auch die neue Kirche innen und außen verziert. Merkwürdig war mir eine kleine Nebenkapelle, in welcher ein unterirdiſches Gewölbe zugleich als Beinhaus diente; ſparſam durch einige kleine ſchief eingebaute Fenſter erleuchtet, mit wenigen morſchen Gebetbänken verſehen, ließ es in ſeiner hintern Halle eine ganze dicht mit Todtenköpfen und Todtenbeinen belegte Wand mühſam erkennen. Zwei kreuzförmige Leuchter dienten wahrſcheinlich zum Lichteraufſtecken am Allerſeelentag, waren aber jetzt auch mit einigen Todtenköpfen behangen und beſteckt, dunkel aber brannte in einem großen eiſernen Gehäuſe die Ewige Lampe. — In der obern Kirche neben dem Altar ſah man die widrigſten Votivbilder von barocker Arbeit. Ein heiliger Martin, dem von Kriegsknechten die Eingeweide aus dem Leibe gewunden wurden, eine Maria ganz mit Schwertern beſteckt und dergleichen mehr. — Einige Weiber beteten an der Grabſtätte eines neuerlich kanoniſirten Geiſtlichen, und ich ſah dort eine ganze Reihe unförmlicher Wachsbilder an Schnuren aufgehangen, Krankheiten andeutend, von denen dieſer Heilige geholfen haben ſollte.

Gegen Abend gingen wir bei noch immer fortdauerndem Sprühregen auf eine Anhöhe hinter der Stadt, fanden unter dem Dach einer Ziegelſcheune einen trockenen Platz, und zeichneten ſo die nahe liegenden Pilatusberge mit größerer Sorgfalt, als wir ohne dieſes Regenwetter wol angewendet haben möchten. Uebrigens iſt auch hier alles auf langen und ſtarken Regen eingerichtet. Schon die breiten Vordächer mögen dieſe Beziehung haben, aber außerdem geht auch niemand ohne Regenſchirm. Selbſt die gemeinſten Leute, Jungen mit leinenen

Ueberhemden, Holzsandalen und Butten auf dem Rücken, gehen unter breiten, wachsleinenen Regenschirmen.

Altorf, 11. August abends.

Heute früh endlich gegen 9 Uhr zogen wir unter fortwährendem Regen von Stanz nach Buochs, an dem einsam unter mächtigen Obstbäumen gelegenen Hause des Arnold von Winkelried vorüber; dort nahmen wir einen dreirudrigen Nachen und fuhren so gen Fluelen ab. — Dieser Vierwaldstätterse zeigte sich heute in peinlichem Lichte. Schwere Wolken des grauen Regenhimmels lagen gleich einer finstern Decke auf allen Bergen, deren untere Hälfte sonach allein sichtbar blieb. Dumpfe Schwüle herrschte in der Luft, und die an sich herrlich mit Nußbäumen und Dörfern geschmückten, ja infolge des unendlichen Regens noch mit vielen Wasserfällen gezierten Ufer, lagen grün und blau in unerfreulicher Härte unter den Wolken.

Wir landeten zuerst vor Tell's, mit bunten Wandgemälden und vielen Reimen gezierter Kapelle, welche recht wild und keck, gleich Tell's Sprung selbst, am schroffen, bewaldeten Axenberge hervorgebaut ist. Um den Fuß des Axen, welcher weiterhin mit ungeheuern senkrechten Felsenmauern in den See hereintritt, fuhren wir dann nach Fluelen, wo wir in starker Brandung landeten. Immer noch hatten uns streifende Sonnenblicke von Zeit zu Zeit erfreut, und der mächtige Brieftenstock, eine Spitze des Hochgebirges, trat mehrmals majestätisch über den glänzenden Wolken hervor, sodaß uns denn doch dieser schönste Theil des Vierwaldstätterse's, wo man sich, dank Schiller's Genius! schon lange einheimisch gefühlt hatte, nicht ganz verloren ging.

Wir zeichneten aus dem Fenster des Wirthshauses zu Fluelen die schroffe Wand des Axenberges, zum Theil wegen

der geognoſtiſch merkwürdigen Lagerung ihrer Schichten, wo der Alpenkalk in höchſt merkwürdiger Weiſe ſich meiſt krummſchalig oder wellenförmig zuſammengedrückt darſtellt; Formen, welche erſt in neuerer Zeit durch Anerkennung gewaltiger Verdrückungen bei großen Erhebungsvorgängen richtiger gedeutet worden ſind.

Dann von hier nach Altorf, einem hübſch und, nach dem Brande vom Jahre 1800, neugebauten Flecken. Auf dem Markt ſteht ein einzelner Thurm wieder mit Tell's Geſchichten bemalt, dahinter dann die ungeheuerſten Gebirgswände aufſteigend, dicht mit Schwarzwald bedeckt.

Vor einem Gaſthof war eben eine ganze Karavane Reiſender vom Gotthard heruntergekommen. Die Saumroſſe und Maulthiere mit Klingeln, die abſteigenden Frauenzimmer, das hohe Gepäck, alles hatte ſchon ein völlig italieniſches Anſehen.

Altorf, 12. Auguſt.

Den ganzen Tag Regen! Wir mietheten indeß doch zur morgenden Abreiſe die Maulthiere des Wirths, und machten dann mit Schirmen bewaffnet uns auf, um nach Bürgeln, Tell's Geburts- und Wohnort, zu wandern. Ein halbſtündiger Weg führte zwiſchen vielen Gartenmauern unter großen Nußbäumen und über manchen von dick-trübem Gebirgswaſſer angeſchwollenen Bach dahin. Auf einer Anhöhe, unter welcher der ganz erdfarbige Schächen fürchterlich brauſend aus dem Schächenthale hervortobte, lag die Kirche des Orts, und ihr gegenüber, da wo Tell's Haus geſtanden haben ſoll, eine kleine, jetzt ſehr beſchädigte Kapelle, welches denn doch alles genau betrachtet ſein wollte. Viele auf Tell's Geſchichte bezügliche Bilder ſind faſt unerkennbar geworden, und ebenſo die an ſich ſchwachen Verſe unleſerlich. Die Kapelle iſt 1582 erbaut und 1758 erneuert.

Schon von fern waren wir übrigens dort einen Fremden mit seinem Führer gewahr worden, und im Eintreten blieb ich nicht wenig überrascht, hier den berliner Maler Pascal zu erkennen. Früher Dilettant, hatte er späterhin, bei genugsamem Vermögen, seine Geschäfte als Kaufmann völlig aufgegeben, um blos der Kunst zu leben. In einer vergleichenden Beurtheilung der berliner und dresdener Ausstellung hatte man seine und meine Arbeiten hier und da einander verglichen, weshalb er mich in diesem Frühjahr aufsuchte, um etwas auch von meinen Bildern kennen zu lernen.

Auch er erkannte mich jetzt und wir erzählten uns gegenseitig. Seine Tour war über Salzburg, Wien, Venedig, Florenz, Mailand, Lago-Maggiore, Lago di Como und zuletzt über die Grimsel und Furka gegangen. Er war immer mit seiner ganzen Familie gereist, und es klärte sich bald auf, daß niemand anders als dieses die Fremden gewesen waren, die wir gestern in Altorf an einem andern Gasthof von den Saumthieren hatten absteigen sehen.

Tüchtig durchregnet kehrten wir nach 5 Uhr in unser Wirthshaus zurück.

Andermatt auf dem Sanct-Gotthard, 13. August abends.

So wäre uns denn doch dieser Zug trotz allem Wetter gelungen.

Allerdings erwachte ich nämlich auch diesen Morgen zu Altorf noch unter ziemlich heftigen Regengüssen, bald jedoch hielten sie an, die dicke graue Nebeldecke bildete sich wenigstens zu geformten Wolken, ja endlich wurde zu unserer großen Freude blauer Himmel hier und da sichtbar. Die Abreise wurde sofort nach 8 Uhr bestimmt, und wir fuhren mit zwei Maulthieren in „ä leichte Wägeli", wie der Wirth sagte, zu Altorf hinaus. Der Weg führte unter großen Nußbäumen

an einer Kapelle vorbei, von welcher dem Reisenden die anreizende Inschrift „Per Italia" entgegenleuchtet. Nochmals fuhren wir dann über den reißenden Schächen, und begegneten am Eingange des Reußthales einem alten graubärtigen Kapuziner, dessen gelbbraunes, umgürtetes Gewand, weiße Kapuze und Stab, eine gute Staffage zu diesem trüben Morgen bilden konnte.

Weiterhin zeigte der Kutscher auf die unter gewaltigen Felsenmauern liegende, von Nußbäumen umgebene grüne Matte, wo am ersten Sonntag jedes Maimonats die Landsgemeine des Canton Uri sich versammelt. Inmitten ist dann ein Tischgestell und auf ihm ein Stuhl, welchen der Landammann einnimmt, und so wird allda getagt. Alle zwei Jahre wird hier ein neuer Landammann gewählt.

Am andern Ufer der Reuß erkannten wir die Ruinen von Attinghausen, und eine abermalige Erinnerung an Schiller trat sogleich uns hervor.

Nun begann das köstliche Thal der Reuß immer gewaltiger und reicher sich zu öffnen; die ungeheuern, schroffen, unten mit Schwarzwald bewachsenen Felswände waren höher oben mit Wolken noch immer umsponnen, welche, wo sie sich lüfteten, die stark beschneiten höchsten Bergeshäupter sichtbar machten. Die Felsen selbst sind fortwährend weißer, grauer, schwarzer oder gelblicher Alpenkalk, die schalige Schichtung jedoch, wie am Vierwaldstättersee, ist hier völlig verschwunden. Die stark angeschwollene Reuß mit ihrem weißgrünlich trüben Gewässer braust heftig zur rechten Seite des Wegs. Einzeln liegende Häuser von schwärzlich trübem Ansehen bilden ein kleines Dorf. Weiterhin sieht man den ins Thal vorspringenden Felsen, welcher die gründlich zerstörte Ruine von Zwinguri trägt.

In Amsteg selbst stiegen wir ab, da weiterhin der Weg nur noch für Fußgänger und Reiter gangbar wird, was übrigens

bald ſich ändern ſoll, da man bereits mit Anlegung einer neuen fahrbaren Straße vielfach beſchäftigt iſt.

Die ausgeſpannten Maulthiere wurden jetzt zum Reiten gerüſtet, der Führer ging voran, und ſo rückten wir denn in die Gebirge hinein. Anfangs zieht die alte Straße ſich immer am rechten Ufer der Reuß hinauf, dahingegen die neue auf der linken Seite ſich hält, und mit ihrer reinen Linie von weitem ſchon ſich deutlich verfolgen läßt. Hier erſt eröffnet ſich nun die wahre Herrlichkeit des Reußthales! Die ſchneebedeckten Berghörner ſtanden ihm beſonders gut; die Sonne fing ſie an zu erleuchten, und von allen Seiten ſtürzten ſchäumende Bergwaſſer zur Reuß hernieder. Der Reitweg geht oft dicht an ſchroffen Abgründen und mitten durch die herniederſtürzenden Waſſerfälle hindurch, allein der ſichere Tritt dieſer Maulthiere entfernt die Gefahr, und man blickt bequem ſitzend nach allen Seiten frei um ſich. Herrlich wurde dieſer Weg vorzüglich gegen Waſen, einem ganz in dieſe Schluchten, in der Nähe des Pfaffenſprungs (einer gewaltigen Felskluft) hineingebauten Dorfes. Welch ein Rückblick da über die dunkle Schlucht, in welcher die grünliche Reuß ſchäumt, nach der beſchneiten, ſonnig erleuchteten hohen Alpe, die Windgelle genannt! — Wie hier das innere Maß für Naturſchönheit ausgeweitet wird! und wie da unſerm ganzen Sein Läuterung und Kräftigung in jedem Moment zuſtrömt!

Hinter Waſen kaufte ich von einem Mädchen ein paar Gemshörner und einige Bergkryſtalle. Der Weg führt jetzt wieder am linken Ufer der Reuß hinauf. Hinter dem Dorfe Göſchenen, deſſen graue aus Holz zuſammengefügte Häuſer ſelbſt nur herabgerollte Felsſtücke ſcheinen, verliert ſich allmählich der Holzwuchs, die Flora aber bleibt auf den Matten zwiſchen den Steinen noch ziemlich gewöhnlich. Immer enger und ungeheuerer thürmen ſich nun dieſe Granitfelſen, anfänglich noch mit Knieholz kümmerlich umwachſen, oft furchtbar

überhängend. Unter einzelnen Granitblöcken zeigten kleine hölzerne Kreuze zuweilen die Stellen an, wo im Winter und Frühjahr (denn die Straße wird das ganze Jahr hindurch bereist) Wanderer durch stürzende Lavinen begraben worden waren.

Fürchterlich schön tobt jetzt der Fluß in unzähligen Wasserfällen durch das enge Felsenbett. Keck gesprengte Bogenbrücken führen hinüber und herüber, bis zuletzt über einem herrlichen Wassersturze und zwischen den ganz veränderten Felsen des Urgesteins die sogenannte Teufelsbrücke sichtbar wird. Kühn ist ihr schmaler Bogen über den schäumenden stäubenden Sturz gespannt und die schroffsten Granitblöcke umgeben sie. Der Weg wendet sich nun auf dem rechten Ufer jäh aufwärts, und man steht am Eingange des Urseners Lochs, eines über 100 Schritte langen Felsenganges, welcher in seiner Mitte Licht durch eine vergitterte zur Reuß führende Oeffnung erhält. Hindurchgedrungen steht man dann in einem neuen Thale, oder vielmehr in einem Gebirgskessel, worin Andermatt liegt. Die Berge, welche dieses Wiesenthal einschließen, waren sämmtlich seit gestern beschneit, das Ganze hatte, bei wieder ziemlich bewölktem Himmel, ein höchst winterliches Ansehen, und wir waren trotz der Mäntel tüchtig durchfroren.

Dieser Bergkessel war jedenfalls in der Urzeit ein See, der endlich nach dem Reußthale hin den schmalen Durchbruch machte, neben welchem einst Menschenhände das Urseners Loch ausgearbeitet haben. — Ueberhaupt ist dieses ganze Reußthal ein langes vielfach gewundenes, bald erweitertes, bald verengertes Querthal auf das Hauptgebirgsjoch der Alpen, und führt eben seiner Länge wegen den Wanderer sehr allmählich zur Höhe des eigentlichen Gebirgspasses, welcher 6390 Fuß über dem Meere liegt, während die Spitze des Sanct-Gotthard selbst gegen 8385 Fuß sich erhebt.

IV.

Faido, 14. Auguſt abends.

Früh gegen 7 Uhr beſtiegen wir heute zwei Pferde, welche uns nach Airolo über den Gotthard bringen ſollten. Es war ein heiterer, kalter Morgen, und herrlich ſpielten leichte Wölkchen um die Schneegipfel. Noch in Andermatt begegneten uns Proceſſionen zum morgenden Feſte, Mariä Himmelfahrt. Voraus alte Fahnen und Knaben mit Klingeln, dann aber eine Menge ziemlich werktägig gekleideter Frauen und Kinder, alles unter Läuten der Dorfglocken fortſchreitend. Weiterhin gab es herrliche Rückblicke in das urſener Thal, welches hinter uns von Felſen ſo ganz umſchloſſen ſchien, daß man ſich faſt auf den Ort beſinnen mußte, wo man hereingekommen war; herrlich auch das Vorwärtsſchauen auf den in hellem Sonnenlicht daliegenden, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Furka! — Hospital, an deſſen Kirche ſich die Straßen nach Gotthard und Furka theilen, ſtellt durch und durch einen wahren Gebirgsort dar. Grau, ſchmuzig, unordentlich liegen die Hütten, untermiſcht mit einigen modernen Gaſthöfen, unter- und übereinander; ein hoher alter Wartthurm ſcheint ſchon in grauen Zeiten die Wacht über dieſe Bergſtraßen gehalten zu haben.

Von hier ritten wir endlich auf allmählich ansteigenden Wegen immer der Reuß entgegen zum wahren Gotthardspaß hinauf. Merklich wird jetzt dies Gebirgswasser kleiner, bildet aber fortwährend die schönsten Wasserfälle. Das Thal flacht sich nach und nach mehr aus; die Vegetation ist auf Gras und Kräuter eingeschränkt, welche letztere im allgemeinen immer noch wenig Neues zeigen. Höher steigend werden die Bergwände rauher und kahler, herabgestürzte größere und kleinere Granitblöcke liegen an ihren Lehnen und an ihrem Fuße; die weißen Gipfel leuchten schon näher, immer noch zuweilen von Wolken umspielt.

Endlich traten wir hinter einem über gewaltige Felsblöcke sprudelnden Wassersturz, von wo noch ein köstlicher Rückblick in das Reußthal nach der Windgelle hin, in die völlige Schneeregion ein. Der frischgefallene Schnee war schon häufig wieder geschmolzen und lag nun in einzelnen Massen auf Gras und Steinen. Eine göttlich reine heitere Bergluft umgab uns, die lange entbehrte Sonne erwärmte uns, und gleich wie an einem schönen Märztage blühten die Blumen unter dem Schnee hervor. Die Flora hatte sich nun auch wesentlich verändert; Sempervivum, Ranunculus alpestris, Veratrum nigrum, Ptarmica und Alpenrosen standen am Wege.

Wir ritten an den Resten einer großen im Frühjahr gestürzten Lavine vorüber, und weiterhin zeigte uns der Führer abermals mehrere Kreuze von einigen im Februar dieses Jahres hier verunglückten Handelsleuten. Betrachtet man die gewaltigen Bergwände an beiden Seiten, so wird freilich die Möglichkeit so ungeheuerer Schneestürze gleich vollkommen begreiflich. Im Sommer liegt eigentlich auf diesem Wege nie Schnee, und daß wir heute über Schnee reiten können, muß nur als Folge des vorgestrigen Unwetters betrachtet werden. Offenbar sehen aber bei solchem frischgefallenen Schnee die Berge schöner aus, da dann der ewige

Schnee allemal ſoviel harmoniſcher mit den untern Felſen ſich verbindet.

Nach langem Fortreiten in dem immer flacher werdenden beſchneiten Thale, wo uns ganze Züge beladener Maulthiere*), aber auch manche einzelne Wanderer begegneten, gelangten wir jetzt auf den höchſten Punkt des Gebirgspaſſes, auf die Waſſerſcheide des Gotthard, wo es intereſſant iſt unter ungeheuern Felsblöcken einen klaren Waſſerſpiegel zu gewahren, aus welchem einerſeits die gegen die Nordſee ſtrömende Reuß, und andererſeits der gegen das Mittelmeer ſtrömende Ticino zugleich ihren Urſprung nehmen. Links und hoch über ſich aber ſah man nun die eigentliche Gotthardsſpitze, und rechts den gleichfalls mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Berges Santa-Maria.

Wenig hinter der Stelle, wo die Waſſerſcheide bemerkt wurde, liegt das im Kriege halb zerſtörte Ospizio, wo ein italieniſcher Wirth ſein Weſen treibt. Ein wunderlich graues Gemäuer von den Schneegipfeln umringt, ja heute ſelbſt in der Nähe von beſchneiten Felsblöcken umgeben! Jäh ſteigt jetzt plötzlich, dem gewaltſam nach Süden hinabſtürzenden Teſſin nach, der Weg in die ungeheuern Schluchten hinab, und wenn man nun ſo ſteil den ſchmalen, an Abgründen hinführenden Weg hinabreiten ſoll, ſo kommt das fürs erſte faſt bedenklich vor, indeß die Thiere ſind vollkommen daran gewöhnt und treten auch hier überall hinlänglich ſicher.

Die Thalwände beſtehen dort aus ſchiefrigem Granit (Gneis) und ſind ſo jähe, daß ebendeshalb die Lavinen im Frühjahr hier um ſo mehr wüthen müſſen. Mehrere kleine hölzerne und eiſerne Kreuze bezeichneten wieder ihre todbringenden Wirkungen. Man ſah noch jetzt einige Reſte verjährter Schneeſtürze im Thalgrunde.

---

*) Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg,
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg.

Tiefer und tiefer neben dem herrlich ſchäumenden Teſſin ſtieg nun der Weg abwärts; der Schnee war bald gänzlich verſchwunden, Geſträuche und Bäume zeigten ſich wieder, lange Züge beladener klingelnder Maulthiere zogen zum Gotthard hinauf, und die Thäler der italieniſchen Schweiz öffneten ſich immer ſchöner. Vor Airolo ſahen wir ſchon die längs des Ticino üblichen aufgerichteten Stangen mit Querhölzern (großen Leitern vergleichbar), um das immer noch ſchwer reifende Korn dieſer Thäler daran abzutrocknen.

Airolo ſelbſt, wo wir Mittag hielten, iſt ein ärmlicher Ort, in deſſen Bauart ſchon Schweizeriſch und Italieniſch ſonderbar zuſammenfließen. Die Volksſprache iſt ein italieniſches Patois. Schon hier war nun im Wirthshauſe alles anders; italieniſcher Schmuz fing ſich an zu zeigen, auf dem Eſtrich des Zimmers ſtanden zwei merkwürdige Betten, jedes faſt für drei Perſonen breit genug, übrigens blos aus einigen derben Matratzen beſtehend, welche auf zwei ſägebockartig gekreuzten Fußpaaren ruhten; eine Rolle diente zum Kopfkiſſen, und etliche buntgewirkte tiroler Decken ſtellten das Deckbett vor. Auch fiel ein eiſerner Dreifuß, welcher das Waſchbecken tragen mußte, in dieſer Weiſe faſt noch mehr in die Augen, auch einige bunte Heiligenbilder daneben wurden natürlich nicht vermißt; dem Wirthe aber, in luftiger Nankingjacke mit gelbem Strohhut und brennendem Cigarro, ſah ſchon ſo ziemlich der italieniſche Beutelſchneider aus den Augen.

Mit einem Träger verſehen, und nachdem wir unſern vorigen Führer nebſt Pferden zurückgeſendet hatten, wanderten wir jetzt nachmittags von hier weiter auf einer trefflich gebauten Heerſtraße, das reizende Teſſinerthal hinab. Dieſe Straße ſoll mit der von Altorf heraufgeführten zuſammentreffen; ich geſtehe, daß es mir im poetiſchen Sinne lieber wäre, wenn ſie unvollendet bliebe, denn nothwendig verliert dann dieſer

erhabene Gebirgspaß allzu viel von seinem eigenthümlichen romantischen Gewande.

Dicht hinter Airolo drängt sich der Ticino durch ein langes Thor großer Gneisfelsen hindurch, und nur behufs der Straße hat man es etwas erweitert. Die ungeheuern Felsmassen, der durchschäumende Bergstrom, die darüber aufragenden Thalwände und oben die weißen Berggipfel — es war unbeschreiblich herrlich!

Die Straße führt durch mehrere Dörfer, wo die niedliche Tracht der Mädchen mit ihren zierlichen Strohhüten und die freundlichen Kindergesichter uns zu wahrer Ergötzung gereichten; ja hier und da zeigten sich an Wegkapellen und an den Häusern große Heiligenbilder, deren meistens sehr tüchtige Ausführung einen volksthümlich bessern Stand der Kunst schon sichtlich beurkundet.

Ein zweites herrliches Felsenthor, welches in der Urzeit der Ticino sich erbrochen und Menschenhand nun zur Straße erweitert hat, ist am Zollhaus al Dazio, und gegen diesen Straßenbau muß man freilich die sonst so berühmte Teufelsbrücke weit zurücksetzen. Die Gneisfelsen sind bald zu ungeheuerer Höhe ausgesprengt, bald ruhen Gewölbe von Brücken oder Straßenmauern auf schlanken Pfeilern, und romantisch ragt dann unter den schroffen Massen eine niedliche Kapelle mit bunter Frescomalerei hervor. Hinter dieser Schlucht war es, wo wir zuerst große Gruppen guter Kastanienbäume an den Bergen fanden; sie bilden dort Formen, fast schöner als Eichen, und ihr dunkelgrünes langspitziges Blatt steht ihnen gar vornehm.

So führte uns denn dies anmuthig begrünte, aber immerfort von ungeheuern Bergwänden eingeschlossene Thal fast unmerklich hierher nach Faido, während von allen Seiten die herrlichsten Wasserfälle zum Ticino herabstürzen, und wir

mußten uns faſt wundern, daß im allgemeinen doch dieſe Gegend ſo wenig genannt wird.

Ueberſchüttet von den ſo mannichfaltig ſchönen und großen Erſcheinungen der letzten zwei Tage, ſuche ich jetzt im erſten italieniſchen Nachtlager endlich das hochbeinige Bett auf, nachdem uns die Magd längſt ihr „felice notte" gewünſcht hatte, während ſie die abendliche Lampe brennend auf den Tiſch ſetzte.

Bellinzona, 15. Auguſt mittags.

Der Himmel ſah geſtern Abend ziemlich trübe aus, und ſo hatten wir uns denn unſerm Wirth von Faido verdungen, uns in zwei Tagen nach Milano zu ſchaffen. Gegen 5 Uhr wurden wir alſo mit dem Zurufe der Magd „e ora!" geweckt und beſtiegen nun bald ein leicht fortrollendes Fuhrwerk. Es hatte in der Nacht ſtark geregnet, und noch war der Himmel leicht umflort. Die köſtlichen Thalwände des Ticino erſchienen im feinſten Duft bis zu den ſchneebedeckten Häuptern hinauf.

Beſondere Zierden dieſes Weges bleiben fortwährend die großen Kaſtanienbäume, welche im freieſten, immer zur Rundung hinſtrebenden Wuchſe zu beiden Seiten ſich zeigen. Dabei liegen oft gewaltige abgeſtürzte Felsblöcke am Wege und im Fluſſe, die trefflich gebaute Straße ſenkt ſich fortwährend (oft ſo ſtark, daß ſie Schneckengänge beſchreiben muß) abwärts, und raſtlos ſtäuben die klaren Waſſerfälle gleich dünnen Floren von den ungeheuer hohen Felswänden herunter.

Die herrlichſten, in reizenden Gegenſätzen ſich gegeneinander ſenkenden Linien wurden jetzt im Morgenduft ſichtbar, und gerade die gewaltige Höhe iſt es, welche hier ganzen Kaſtanienwäldern und Felsmaſſen nur die Wirkung kleiner Verzierungen eines unendlich Großen zutheilt. Links am Wege lag auf ungeheuer hohen Felſen eine kleine Kirche, rechts ſpielten die

Morgenwolken um eine Schneespitze und sahen fast aus, als glühten sie an einem Vesuv herauf. Alles groß und nie gesehen!

Bald kamen wir an eine nach dem Canton Chur führende, hier in das Tessinerthal geöffnete gewaltige Bergschlucht, wo auf dunkelblauen vierfach hintereinander abgestuften Gebirgsrücken glänzend weiße Wolken auflagen. Die Fernsicht in dieses Thal, der Vorgrund näherer mit Kastanien bedeckter schräg gegeneinander sich senkender Bergwände, die heitere warme Luft, der lustig am Wege umher sich rankende Wein, es war das erste Bild eines wahrhaft südlichen Himmels, welches mir entgegentrat! — Ueberhaupt erschien nun der sonnige Himmel merklich in glänzenderm Licht, ja nachdem wir am Morgen noch frischgefallenen Schnee auf den hohen Bergköpfen deutlich bemerkt hatten, erfreuten wir uns mittags dieser südlichen Heiterkeit doppelt. Nun sahen wir Bellinzona, ein auf mehrern Hügeln gelegenes Städtchen von völlig italienischem Ansehen. Mehrere Citadellen mit zackigen Zinnen werden sichtbar, üppige Weingärten strecken sich mit Landhäusern untermischt an den untern Bergwänden hinauf, und hoch über der Stadt, wie zur Seite des Weges, ragen nackte, aber nicht mehr beschneite Gipfel in die Wolken.

Wir fahren durch das Thor und finden, statt eines ärgerlichen Pflasters, den Wagen federleicht auf Steinplatten, welche gleich Trottoirs für die Räderspuren gelegt sind, dahinrollen. Auf den Straßen ist es sehr lebhaft; viele Leute kommen zufolge des heutigen Feiertags aus der Kirche, vor deren Thür auf echt italienische Weise ein großer Vorhang die Thürflügel ersetzt. Die Frauen, in weißen, zum Theil auch bunten Kleidern, sind meistens mit schwarzen Florschleiern geschmückt. Ihre Physiognomien sind durchgängig interessant und haben meistens etwas von jenen geistreichen eigenthümlichen Zügen, die ich bisher nur zuweilen an italienischen Sängerinnen be-

wundern konnte. Auch der Gasthof, wo wir Mittag halten, ist charakteristisch. Ein großer mit Backsteinen gepflasterter Saal, mit verzierter Balkendecke und großem in Stucco reich ausgearbeitetem Kamin wird uns zum Tafelzimmer angewiesen. Man sieht wenig Fenster, und diese wenigen gehen nach dem Hofe und sind noch zur Erhaltung der Kühle mit Jalousien bedeckt. Unsere Stanza ist ganz von gleichem Schlage: überall Steinpflaster, die Oefen gänzlich verschwunden, und italienischer Schmuz bereits nicht zu verkennen. Man kann sich schwer überreden, daß man hier noch in der Schweiz sei.

Wir machten vor Tische einen Spaziergang. Zwischen den Weinbergsmauern vor der Stadt überblickten wir das herrliche Thal mit Lust, und fühlten uns endlich einmal wieder von der Sonne recht ordentlich durchwärmt. Eidechsen in Menge fuhren pfeilschnell an den Mauern entlang und hinauf, auch wurden sofort einige gefangen und bestens aufbewahrt. Zurückgekehrt, wurden mancherlei uns noch wenig mundende Gerichte aufgetragen. Kartoffeln und Fleisch finden wir hier zuerst in Oel gebraten. Auch der italienische tintenhafte Rothwein will nicht behagen.

Lugano, denselben Tag abends.

Gegen 3 Uhr fuhren wir von dem schön gelegenen Bellinzona*) weiter. Der Weg führt über den Monte-Cenero, und zwar immer auf denselben herrlichen Straßen. Nur hier und da hatten wilde, von den Bergen stürzende Gewässer infolge des letzten heftigen Regens Beschädigungen verursacht. Auch hier sind die Berge mit üppigen Kastanienwäldern bedeckt, deren mit großen Früchten beschwerte Bäume eine reichliche Ernte hoffen lassen. Ebenso trafen wir am Fuße des Berges

*) Die breit redenden Schweizer verstümmeln den Namen in Bellenz.

den erſten Feigenbaum, welcher ſeine reichbeladenen Zweige breit über die Gartenmauer herüberhing. Weiter hinauf am Berge fand ſich dann viel Stechpalmengeſträuch, auch ſahen wir in der Wirklichkeit, was als Staffage, bald gut, bald ſchlecht gemalt, man längſt auf ſo vielen Bildern geſehen hatte, eine Wegkapelle unter Kaſtanienbäumen, von andächtigen italieniſchen Frauen, in ihren breiten Strohhüten oder zierlichen Schleiern, umgeben; daneben aber wurde durch das dunkelgrüne, in der Sonne blitzende Kaſtanienlaub der Anfang vom Lago-Maggiore ſichtbar, in den hier der Ticino ſich ergießt; und am Ufer des Sees erſcheint Locarno, der Hauptort des Canton Teſſin.

Wie aber doch dieſes heiße Sonnenlicht jenſeit der Alpen ſo ganz anders leuchtet als in unſerm Norden! Wie dunkelblau die Schatten der ſchönen fernen Gebirgsmaſſen; wie ſcharf die Umriſſe der ganzen Ferne von dem ſo durch und durch leuchtenden Himmel ſich abſetzen; wie dunkel und ſchön reflectirt die Schatten ſelbſt auf den nahen Gegenſtänden; und wie blitzend und ſonnig die Lichter!

Hinter dem Monte-Cenero, bis in die Nähe von Lugano, war der Weg weniger ausgezeichnet. Frauen auf Eſeln dahertrabend, auch ein Geiſtlicher auf wohlgeputztem Eſelein in Begleitung einiger Weiber des Weges ziehend, wurden nicht unbeachtet gelaſſen. Auch trafen wir abermals vor einer Kapelle am Wege allerhand Volk im Abendſchimmer kniend, der gehaltenen Meſſe beiwohnend und geiſtliche Lieder ſingend.

Die Dörfer mit ihren Häuſern mit ganz offenen Fenſtern und faſt ganz platten Steindächern haben ein pittoreskes, aber ſehr verwildertes Anſehen. Dabei ſind die Kirchthurmſpitzen völlig verſchwunden; kleine oder größere platt geendete ſchlanke Glockenthürme ſind an ihre Stelle getreten. Beſonders gedeiht überall der Wein, deſſen Beeren hier ſchon der Reife ganz nahe ſind, man ſieht ihn luſtig über flach liegende

Lattengerüſte, oder von Baum zu Baum ſich ranken, und Winter wie Sommer bleibt er unbedeckt ſtehen. Auch Maisfelder ſind nun ſchon ganz allgemein geworden und erſetzen die faſt verſchwundenen Kornfelder.

Endlich, endlich Lugano ſelbſt! herrlich am Lago di Lugano gelegen, von gewaltigen Bergen umgeben. Der ſpitzige Monte-San-Salvatore, dicht vom grünen Spiegel des Sees aufſteigend, zeichnet ſich vorzüglich aus.

Dieſe Stadt iſt nicht unbedeutend, die Straßen ſind wieder mit breiten Steinplatten für Wagenräder belegt, und ein offener Platz am Seeufer, von hübſchen Gebäuden umgeben, macht eine ſehr gute Wirkung. Die meiſt lang und flach gebauten Häuſer werden ſchon an vielen Fenſtern mit kleinen von Eiſengeländern umfaßten Balkonen verziert. Auch hier finden wir im Gaſthof wieder einen ungeheuern Speiſeſaal mit gewaltigem arabeskenreichen Kamin und Austritt auf weinumrankten Balkon, übrigens aber immer dieſelbe Miſchung von vergangener Pracht und von Schmuz.

Milano, 17. Auguſt früh.

So wären wir denn geſtern Abend in dieſe lombardiſche Hauptſtadt glücklich eingerückt! Unſer Vetturin hatte von Lugano aus zugleich die Fahrt über den See und dann von Capo di Lago bis hierher beſorgt.

Gewiß iſt dieſer See einer der ſchönſten, wo nicht geradezu der ſchönſte dieſer oberitaliſchen Seen! Lauter großartig geformte, oft mehrfach hintereinander aufſteigende Bergrücken, abwärts immer mit Kaſtanienwäldern, Weingärten, Villen bedeckt, bilden ſeine Ufer. Der Morgen auf dieſem klaren grünen Seeſpiegel, im Angeſicht ſo herrlicher Umgebungen, war unbeſchreiblich ſchön. Eine vor der Sonne ſtehende Cirrhuswolke hätte in unſern Gegenden wol Regen

befürchten laſſen, hier aber zertheilte ihn ſchnell die Macht der italiſchen Sonne. Bald wurden wir denn auch am ſüdlichen Rücken des hohen Monte-San-Salvatore nun der erſten Olivenpflanzung gewahr, die durch ihr blaugraues Laub ſich uns kenntlich machte.

Nicht allzu weit von dieſer Pflanzung lag auf einem Vorſprunge des Berges eine kleine Kapelle, und etwas unter derſelben am See ſtanden drei altergraue Pfeiler nebſt einem Denkſteine und anderm alten Gemäuer, welches uns denn ſo im Vorüberfahren ganz als Reſte irgendeines altrömiſchen Grabmals erſchien. Noch weiter den See hinab traten vorzüglich die ſüdlichen Bergwände von außerordentlicher Höhe und mit der üppigſten Vegetation bedeckt hervor, ja die dieſe Maſſen nur auf den Kanten erleuchtende Morgenſonne ließ die Schönheit ihrer Linien mit beſonderer Deutlichkeit empfinden. Und wie mußte es nicht einen Nordländer erquicken, als wir, am wilden Ufer vorbeifahrend, einen jungen Feigenbaum ſein breites weithin ſchattendes Laub über den See herüberneigen, und von mannshohen ſchönen Büſchen der Kermesbeere (Phytolacca decandra), mit Königskerzen untermiſcht, den felſigen Boden überall zierlich bekleidet ſahen!

In Capo di Lago, einem kleinen dürftigen Orte, aber gelegen an der Paradieſespforte dieſes herrlichen Sees, erhielten wir jetzt einen gebrechlichen Einſpänner mit einem Fuhrmann der Art, wie man ſie als Mauſefallen- und Tintenkrämer wol in Deutſchland umherziehen ſieht, nichtsdeſtoweniger jedoch gelangten wir noch zu rechter Zeit nach Como, ſehr anmuthig halbcirkelförmig ausgebreitet am ſüdweſtlichen Ende des Comerſees gelegen. Hohe, mit Villen, Gärten, Wäldern und Wieſen gezierte Gebirgsufer geben auch dieſem See eine mannichfaltige, wenn auch dem See von Lugano nicht zu vergleichende Schönheit. Bald nach der Ankunft ſtrichen wir etwas durch die Stadt. Die Handwerker arbeiteten

hier ſchon in großen offenen Gewölben an der Straße, und wenn man ſo an verſchiedenen belebten Werkſtätten vorüberkommt, fühlt man ſich durch dieſes friſche Heraustreten innerlichen Lebens ans Oeffentliche gleichſam mit erheitert. Die Frauen tragen einen faſt altrömiſchen Kopfputz, denn die geflochtenen Zöpfe werden durch eine mächtige, mit zwei Knöpfen verſehene Nadel zuſammengehalten, und außerdem iſt noch eine Menge großer glänzender Nadeln nach Art eines Fächers in dieſem Neſte zuſammengeſteckt. Dann die mancherlei italieniſchen Inſchriften, die kleinen Handelsleute auf den Straßen, kurz alles erſcheint dem in ein fremdes Land Eintretenden bedeutend.

So kommen wir denn auf den Marktplatz und vor die Hauptkirche! Sie iſt an ihrer Façade mit weißem Marmor durchaus belegt und mit viel Bildhauerarbeit halb gothiſch, halb italieniſch, im ganzen etwas ſinnlos, verziert. Vor dem Eingange hing anſtatt der Thürflügel auch hier nur ein Vorhang. Es wurde Meſſe geleſen, und wir traten hinein. Man findet nur wenig Bänke in dieſen Kirchen, da das Volk am Boden kniet, und das Ganze erhält dadurch immer ein geräumigeres freieres Anſehen. Auch geben die wenigen, gleichfalls mit Vorhängen verdeckten Fenſter ein gewiſſes myſtiſches Halblicht, was immer die poetiſche Wirkung erhöht. Dabei aber hörten wir freilich die Muſik eines Opernrecitativs, womit man eben die Meſſe begleitete; und damit konnten wir uns nun weniger verſtändigen! — Jetzt führte uns der Weg an die Ufer des weit in die Stadt hinein ausgetretenen Sees! Zwei Gondoliere ladeten uns ein zu einer Fahrt auf dem See, wir ſtiegen ein, und unzählige Villen, meiſtens mailändiſchen Patriciern gehörig, ſahen wir die Ufer verzieren, über welche denn immer die ſchönen Berge emporſteigen. Auch die Stadt mit ihrer Domkuppel und der über ſie herabſchauenden Burgruine ſtellt ſich vom See höchſt anmuthig dar.

Wir fuhren bis zu einer Landſpitze, wo man weiter gen

Bellaggio (in deſſen Nähe die Villa Pliniana gelegen) hinaufſchauen konnte und immer noch ſchönere Bergformen entdeckte. Gegenüber lag hier der große Palaſt jener unglücklichen Königin von England. Neu und glänzend ſtreckt er ſeine langen Mauern am Seeufer hin, und wird durch eine gleichfalls neuangelegte ſehr ſchöne Straße mit der Stadt Como verbunden. Zurückfahrend fragte ich den Schiffer in meinem gebrochenen Italieniſch, ob Volta noch hier lebe, und ob vielleicht auch Profeſſor Configliachi aus Pavia hier herum eine Villa habe? Er bejahte beides, indem er zugleich auf die nahe gegenüberliegende Villa des letztern hinzeigte, verſichernd, Configliachi ſelbſt ſei jetzt eben dort. Da ich dieſen tüchtigen Phyſiker, den ich vor einigen Jahren ſchon in Dresden kennen lernte, und der auch als Menſch mir wohl gefallen, auf alle Weiſe zu beſuchen die Abſicht hatte, mußte ich dieſes Zuſammentreffen um ſo mehr als ein glückliches Ungefähr anſehen, da ich außerdem in Pavia ihn entſchieden verfehlt haben würde. Wir ſteuerten denn ſogleich zum jenſeitigen Ufer, wo über der ſteinernen Treppe am eiſernen Gitterthor des Gartens ein alter Bedienter mich empfing, um mich zum Hauſe zu geleiten. Ich trat ein, und Diez wanderte zur Stadt zurück. Auch Configliachi war nach Como gegangen, um den alten Volta zu beſuchen, doch verſah Profeſſor Danja die Stelle des Wirthes aufs beſte und zeigte mir Villa und Garten, die gewiß die glücklichſte Lage haben, wie ſie irgend zu einem Sommeraufenthalt gewünſcht werden kann. Schon im Fortgehen begriffen, begegnete ich endlich Configliachi, welcher mich aufs herzlichſte nöthigte umzukehren, mit ihm zu frühſtücken und Adreſſen von ihm nach Pavia und Genua anzunehmen; ja wohnen ſollte ich durchaus bei ihm hier am köſtlichen Ufer des Comerſees ſolange es mir gefiele, und mit ſchwerem Herzen nur lehnte ich dieſes nicht blos formelle Anerbieten von mir ab. Configliachi beſitzt hier eine gute Bibliothek und hat ſich neben

anderweitigen naturhiſtoriſchen und phyſikaliſchen Sammlungen auch mit manchen Kunſtwerken zu umgeben gewußt. So nimmt ſich über der eleganten Treppe ein großes modernes Frescobild von Veilla, eine Scene aus Vaillant's Reiſen darſtellend, recht gut aus; namentlich aber war ein ſchönes in die Treppenmauer eingelaſſenes Hautrelief von Amadeo aus Bramante's Schule vom Jahre 1400, eine Madonna mit dem Kinde, ſehr zu loben.

So kehrte ich denn gegen 3 Uhr nach der Stadt zurück, ergötzte mich unterwegs noch an einigen hochſtämmigen Pinien und einer ſchön gewachſenen Cypreſſe, den erſten, die mir im Freien vorgekommen waren, und traf endlich nach einigen Fehlgängen in den Vorſtädten in unſerm Gaſthofe mit meinem Begleiter wieder zuſammen.

Halb vier Uhr fuhren wir aus den Thoren von Como. Die Gegend flacht ſich nun vollkommen ab, nur die Voralpen bleiben in Nordoſten als eine ſchön geformte Kette mit ſchneegekrönten Häuptern immerfort ſichtbar und ſchimmern bei voller Abendbeleuchtung in den anmuthigſten Farben. Die Straßen ſind trefflich, und unſer Vetturin jagte immer in vollem Trabe von dannen. Maulbeerhecken und Bäume ziehen fort und fort neben der Chauſſee ſich hin, und Maisfelder oder einzelne Weingärten bedecken die Ebene. Man kommt durch große wohlgebaute Dörfer und Flecken, und überall zeigen ſich die ſchlanken, flach geendigten Kirchthürme, aus deren Schallöchern die großen Räder der misslich klingenden Glockenſpiele weit vorragen. Erſt nach 9 Uhr, als längſt ſchon der, feuriger als bei uns, aufgegangene Mond ſeine Strahlen verſendet hatte, fuhren wir zu Mailands Thoren hinein und gelangten durch eine Menge meiſt enger, aber ſehr lebhafter, von vielen Gewölben, Cafés und dergleichen hellerleuchteter Straßen in den trefflichen deutſchen Gaſthof von Reichmann.

Denſelben Tag abends.

Heute früh weckte mich die Helligkeit des heiterſten Himmels, deſſen tiefdunkles Blau hier nur ſelten durch Regenwolken getrübt wird. Ich ſuchte zuerſt den Dr. Farneſe auf, welcher, über ein mitgebrachtes Diplom der Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden höchſt erfreut, mir allen Vorſchub leiſten zu wollen verſicherte und mir zunächſt die Tafeln der von ihm veranſtalteten zweiten Ausgabe von Mascagni's „Anatomie" vorzeigte.

Mein weiterer Weg führte dann am Dome vorbei, und um mich etwas zu erholen von der Hitze dieſer Straßen, trat ich hinein. Dieſe altergrauen Marmorgewölbe, auf eine vierfache lange Reihe von ſtarken, oben mit Heiligenbildern verzierten Pfeilern geſtützt, dieſe herrlichen ſparſam vertheilten, aber ganz mit dunkelglühender Glasmalerei ausgefüllten Fenſter, der freie, nicht mit Stühlen beſetzte Fußboden, die einzeln hier und da knienden Leute, der einförmige Ton des Meſſeleſens, alles machte einen myſteriöſen erhabenen Eindruck. Aufmerkſam überſchritt ich die noch von Galilei gezogene Mittagslinie, welche von Meſſing in den Marmorfußboden eingelaſſen, quer durch das Kirchenſchiff, nahe an der Hauptpforte hindurchgeht. Eine kleine Maueröffnung im Deckengewölbe wirft hier täglich genau zur Mittagszeit einen Sonnenſtrahl auf dieſe Linie, und dient ſo nicht nur aſtronomiſchen Zwecken, ſondern zugleich der jedermann zugänglichen Berichtigung bürgerlicher Zeit.

Als ich nun wieder unter dem Vorhange des Haupteingangs der Kathedrale heraustrat, fiel mir freilich der ſtärkſte Contraſt grell ins Auge; denn unmittelbar vor den Kirchenſtufen zeigte ſich ein in Eil eröffnetes Polichinelltheater, wo der Arlechino im ſchnarrenden Ton und mit häufigen Pritſchenſchlägen die gaffende Menge beluſtigte. Auch ſitzen die Leute, welche Vögel, Hunde, Kaninchen u. ſ. w. feilhaben, unmittelbar

um den Dom herum, und zwiſchen den Pfeilern an den Mauern finden ſich wahrhaft überſtrömende luftverpeſtende Kloaken.

Um 11 Uhr trat ich in die Galleria Brera. Ein höchſt opulenter Palaſt mit Colonnaden, Freitreppen, Corridoren und einem großen viereckigen Hofe geziert, war er ehemals zum Jeſuitercollegium gegründet und iſt ſpäterhin von Napoleon der Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte eingeräumt worden. Außer der ebenfalls neu zuſammengebrachten und hier aufgeſtellten Gemäldeſammlung umfaßt die Brera die Studienſäle der Künſtler, die phyſikaliſche Sammlung der Akademie und den Botaniſchen Garten.

Gleich beim Eintritt in die Gemäldegalerie hielt mich eine Reihe von Frescogemälden Luini's feſt, welche aus den Wänden einiger alten Kirchen mit vieler Sorgfalt herausgenommen und hier gleich Oelbildern in Rahmen aufgeſtellt worden ſind. Vorzüglich iſt da ein herrliches Bild der Maria mit dem Kinde, der heiligen Urſula und dem heiligen Antonius zur Seite, welches eine wohlgelungene Tafel der neuern mailändiſchen Kupferſtecherſchule mir früher ſchon bekannt werden ließ; nur daß das Bild ſelbſt unendlich ſchöner war, und daß ihm ſogar das halb Verblichene der Frescofarben einen beſondern geiſterhaften Zauber mittheilte. Ferner war die Verlobung der Maria mit Joſeph, von Luini, ſchön in großen Figuren behandelt. Man erblickt Joſeph kniend; ſein Stab allein vor denen aller andern Freier hat Blüten getrieben, und, ergeben in die vom Himmel ſelbſt ausgeſprochene Wahl, kniet Maria unter andern Jungfrauen auf einer erhabenen Galerie im Hintergrunde. Die Charakterfigur eines Mannes rechts am Bilde, welcher gutmüthig welterfahren über den ſeiner Meinung nach zu enthuſiaſtiſchen Joſeph hinſchaut, war beſonders gelungen.

Unter den übrigen Bildern zeichne ich noch folgende an:

Ein Quercino da Cento, Abraham, wie er die Hagar verstößt — halbe Figuren. Die aufgehobene fortweisende Hand Abraham's erscheint sinnvoll als Mittelpunkt des Bildes, dessen eine Seite von der weinenden Hagar mit ihrem Sohne, dessen andere Seite von der mehr im Rücken gesehenen neuen Sklavin und Abraham's Kopf erfüllt wird. Alles bei größter Vollendung des Stils zugleich mit lebendigstem Gefühl aufgefaßt. Dann von Vitti, einem Schüler Rafael's, ein großes Bild; links Johannes der Täufer, rechts Sanct-Sebastian, inmitten die Maria und über ihr in einer Glorie das Christuskind. Alles herrliche Gestalten; besonders schön das Profil des Sebastian mit dem festen klaren Aufblick noch oben. Dieses Bild reizte zu mehrfachen Deutungen, ich konnte mir am besten die Gestalten als Sinnbilder der lehrenden, in Liebe vereinigenden und kräftig aufrichtenden Christusreligion denken. Auch das reiche Bild des Paolo Veronese, die Hochzeit zu Kanaan, die reizende Kindergruppe von Albano, das in starker Verkürzung trefflich gemalte Brustbild eines todten Mönchs von Velasquez, und die Sammlung von Malerbildnissen durch die Künstler selbst gemalt (worunter auch das Bild des R. Mengs), dürfen nicht übergangen werden. Das eigentliche Kleinod dieser Galerie aber bleibt die berühmte Verlobung der Maria und des Joseph, von Rafael. Ein so zartes, so in sich vollendetes klares Bild von ihm mag schwerlich weiter gefunden werden! Nur eine reine jungfräuliche Seele konnte ein solches Jungfrauengesicht wie das dieser Maria darstellen.*)

Merkwürdig ist indeß doch auch noch ein Bild vom Vater Rafael's, eine Verkündigung Mariä. Neben mancher Unvollkommenheit erscheint hier viel, das wir gar wohl als Hindeutung auf den Sinn des Sohnes ansprechen dürfen.

---

*) Rafael malte bekanntlich dieses Bild, von welchem Longhi den schönen Kupferstich gegeben hat, als Jüngling von 21 Jahren.

Drei Hauptſäle der Sammlung ſind übrigens von muſterhaft ſchöner Einrichtung. Nicht genug, daß Fußboden und Säulen von Gipsmarmor ſie in edler Weiſe verzieren, es fällt auch ein höchſt günſtiges Licht von oben durch eine Kuppelöffnung herein und zwar ſo, daß eine unter der Glasdecke übergeſpannte Leinwand das Sonnenlicht auf ſolche Weiſe mildert, wie es eben zur Betrachtung am vortheilhafteſten wirkt.

19. Auguſt.

Der geſtrige ganze Vormittag war der Beſichtigung des großen Krankenhauſes ſowie des Gebär- und Findelhauſes gewidmet, wobei Dr. Farneſe meinen Führer machte. Später um 6 Uhr wanderte ich nun wieder aus, und jetzt zunächſt nach der berühmten Colonnade von ſechzehn ſchönen korinthiſchen Marmorſäulen, dem einzigen großen antiken Monumente, welches Mailand aus allen gewaltſamen Verheerungen gerettet hat. Sie ſtehen vor der Kirche San-Lorenzo, mit einem langen, ſchmalen Dache überbaut, durch große Eiſenſtangen und Reifen zuſammengehalten, und beide Enden der Colonnade werden durch aufgemauerte ſtarke Pfeiler geſchützt. Ein großes al fresco gemaltes Marienbild mit davorhängender Laterne an der Seite des zur Linken ſtehenden Pfeilers macht dabei freilich den ſonderbarſten Contraſt. — Man glaubt, daß dieſe Säulen zu den Herculesbädern gehört haben, welche Maximian (mit dem Zunamen Hercules der Mitregent des Diocletian) erbauen ließ. Andere wollen jedoch den ſchönen Stil derſelben nicht mit dem Zeitalter des Maximian im Einklange finden und ſetzen ſie in frühere Zeiten. Wie dem auch ſei, es iſt ein herrliches Werk des Alterthums, und ſchaut mit ſeinen ſchwärzlichen verwitterten Maſſen recht ernſt und tüchtig auf das gemeine tägliche Treiben herab.

Wir besuchten dann einige Kirchen. Ihre Pracht machte mir keinen weitern Eindruck, dagegen ist es in den meisten so schön kühl und still. Hier und da sieht man einzelne Betende. An der mit einem reichen Vorhange verhangenen Hauptthür sitzt gewöhnlich eine bejahrte Frau mit Stricken beschäftigt, als einziger Hüter oft so vieler Schätze. Wenn ich hier lebte, diese Kirchen sollten mir oft das Asyl sein, wenn ich in einsamer Betrachtung mich über mich selbst aufzuklären bestrebt wäre! — Warum will man bei uns nicht fühlen, daß für den einen die einsam stille Betrachtung ebenso reiner, ja vielleicht innigerer Gottesdienst sein könne, als für andere das Anschließen an zahlreiche Versammlungen?

Reizend ist doch übrigens der Abend in einer italienischen Stadt! Ueberall die bis zum Zimmerboden geöffneten Jalousienfenster mit kleinen, von Eisengeländer umgebenen Balkone! Schöne Frauengestalten daran lehnend oder sitzend, von Blumen umgeben! Auf den Straßen wird zur Vermehrung der Kühlung gesprengt, eine rege Heiterkeit bewegt das Volk, und ein eigenthümlicher goldig-röthlicher Glanz belebt als schöneres Abendroth die milderwärmten Luftwellen.

Am heutigen Morgen machten wir zuerst einen Gang nach dem Fischmarkte, denn es lag mir daran zu wissen, ob hier aus Seen oder Flüssen etwa ungewöhnliche Arten zu Markte gebracht würden. Bedeutendes fand sich nicht vor; dafür hatten wir aber Gelegenheit, manches Nationelle in diesem Markt- und Krämerwesen zu bemerken. So sieht man z. B. das Eis überall als nothwendigen Marktartikel. Fische und Fleisch, meist auf grünen Reisern ausgebreitet, werden durchaus mit Stücken Eis belegt, und nur so erhält man unter viel wärmerm Himmel diese Dinge länger als in unserm Klima frisch. — Weiter ergötzt sich das Auge gern an den

zu großen Haufen aufgeschütteten Melonen, an den mancherlei Kürbissen, den Pfirsichen, Feigen, Trüffeln u. s. w. Von den letztern nöthigte uns ein Kerl, der sein „tuberi belli!“ rastlos ausschrie, zu kosten, und wir fanden den Geschmack, selbst roh, ziemlich angenehm. Unbarmherzig aber werden hier die armen Frösche behandelt; denn es saßen da viele Weiber, ganze Säcke voll lebendiger Frösche zur Seite, und indem sie fortwährend schwatzten oder verkauften, griffen sie einmal ums andere eine Hand voll dieser armen Leibeigenen heraus, um sie jämmerlich zu erwürgen. Denn Stück für Stück wurde einzeln gepackt, die andere Hand schnitt „rasch mit zwei geschickten Griffen“ Vorderpfoten, Kehle und halben Kopf weg und zog dann zugleich dem ganzen übrigen Rumpfe nebst den Hinterpfoten die Haut ab, sodaß jetzt mit einem mal das Thier für die Küche fertig erschien. Oft versuchte so ein armer Entkleideter, Kopfloser, noch einen vergeblichen Sprung, aber umsonst; denn gleichgültig schleuderte ihn die Hand der Tyrannin zu den übrigen Präparirten.

Was weiter den Fremden auffällt, ist die Art des Verkaufs selbst. Nichts wird hier gezählt oder nach der Hand, wie wir sagen, ausgegeben, sondern alles, Gemüse, Salat, Obst, Fische, Fleisch, Trüffeln u. s. w. muß gewogen werden. Da sitzt der ärmlichste Höker mit seiner Schnellwage, deren einziges Gewicht an dem langen Wagebalken er geschickt hin- und herzuschieben weiß, und so, wirklich sehr schnell, wird das Gewicht bestimmt.

Wir entfernten uns endlich aus diesem Gedränge und wendeten uns wieder zum Dome, diesmal namentlich zur Besteigung des Dombachs, zu welchem man aus dem Kirchenschiff durch eine Seitenthür, auf schön gehauenen Stufen gelangt.

Die Uebersicht des Domgebäudes von oben ist die imposanteste! — Denkt euch einen so gewaltigen Bau, mit nur

wenig geneigter Bedachung von weißen Marmorplatten so belegt, daß das Ganze wie auf breiten Treppenstufen an jedem Punkte bequem umgangen werden kann, denkt euch die großen von den gothischen Pfeilern gebildeten Galerien mit unzähligen Spitzsäulen, Heiligenbildern, durchbrochenen Strebepfeilern und Geländern verziert, denkt euch hinauf und hinab freie Bogentreppen geschwungen, denkt euch alle diese Werke mit größter Nettigkeit aus weißem Marmor gearbeitet, und ahnet nun hinter diesem Walde gothischer Architektur die weite herrliche Aussicht über die mächtige Stadt, über die große fruchtbare Ebene der Lombardei, welche gegen Venedig hin sich unabsehlich verliert, während sie westlich und nördlich von den Apenninen und der schneebedeckten Alpenkette begrenzt wird, und ihr werdet fühlen, was hier das Hinabsteigen erschwert!

Wie um Mailand überhaupt, so hat auch um den Dom, Napoleon's Regierung sich große Verdienste erworben, indem sie die Vollendung der Westseite und der Façade, den ältern Bauriſſen gemäß, bewirkte. Auch jetzt wird an diesem im Jahre 1386 zuerst begonnenen Werke noch fortgebaut, leider indeß schläfrig genug. Mag jedoch endlich auch einmal, vielleicht nach der Arbeit von sechs Jahrhunderten, der Bau völlig beschlossen werden, ein Ganzes wird er doch nie! — Denn schon in den ersten Jahrhunderten seiner Entstehung haben die Ideen von mehr als 60 Architekten sich hier gekreuzt, und römischer, gothischer und modern italienischer Stil erscheinen daher da in wundersamer Vermischung. Es gleicht dieses Werk einem begabten Geiste, unter Verhältnissen und Zeiten auf die Welt getreten, welche ihn hinderten, sich zu dem in der Wirklichkeit zu entfalten, wozu der ideale Keim, mächtig treibend, in seinem Innern gegeben war!

Wir wanderten jetzt zur nächsten Umgebung der Stadt, und ein neues tüchtiges Werk nahm alsbald unsere Theilnahme in Anspruch. Es ist die große Arena, von Napoleon mit

kaiſerlicher Pracht angelegt, ganz im Stil eines antiken Circus, und zu Kampfſpielen, Wettrennen, ja ſelbſt zu Naumachien eingerichtet, da durch Verbindung mit dem großen Kanale, der geſammte, 400 Ellen lange und 200 Ellen breite Kampfplatz in kurzem unter Waſſer geſetzt werden kann. Zehn Stufenreihen und die obern Galerien faſſen über 30000 Zuſchauer, und das Hauptgebäude über dem großen Eingange prangt auf der innern Façade mit acht koloſſalen Säulen aus dem ſchönſten Granit und von korinthiſcher Ordnung. Der ſchaffende, immer weitgreifende Geiſt des Kaiſers ſieht aus allen Zügen dieſes Bauwerks hervor, trotzdem daß die jetzigen Behörden Napoleon's und Joſephinens Porträts dort in römiſche Götterbilder umzuwandeln verſucht haben.

Zum Kloſter Madonna delle Grazie zog uns hierauf Leonardo da Vinci's unſterbliche Cena. Ein hohes rundliches altes Gebäude von unbeworfenen Ziegelſteinen, jetzt mehr und mehr der Verwitterung ſich entgegenneigend, birgt dieſes wunderbare Werk. Die Kirche allein dient noch ihrem erſten Zwecke, die Kloſtergebäude ſind für Oekonomiſches verwendet. Es wird die große Thüre des Refectorii aufgeſchloſſen, man tritt ein in den langen hohen gewölbten Saal, und gewahrt ſogleich an der rechten Querwand, halb über einer jetzt vermauerten Thür, dieſes gewaltige, nun in das vierte Jahrhundert hineinleuchtende Kunſtwerk; zwar in ſeinem allerletzten Verblaſſen aber auch ſo noch ſchön. Man erkennt erſt hier recht deutlich, wie bei der weit übermenſchlichen Größe der Figuren, Vinci nur durch Einfachheit und Vermeidung alles Verwirrenden, die höchſte Wirkung hervorgebracht hat. Mit Ehrfurcht berührte ich die Wand, an welcher Vinci einſt arbeitete! — Nie, ich geſtehe es, habe ich ein ſo eigentlich hiſtoriſches Bild ſonſt irgendwo gefunden, nie ſo tiefe Weisheit des Meiſters ſo ſchön ausgeſprochen geſehen, als in dieſem, jetzt nur auf fleckiger, vermodernder Wand noch unbeſtimmt

ſchwebenden Bilde, welches, einem Geiſte vergleichbar, der höhern Regionen gereift iſt, ſchon großentheils von dieſem irdiſchen Boden ſich gelöſt hat. — Ausdrücklich will ich hier jetzt nur noch des Umſtandes gedenken (denn über alles andere hat ja Goethe zu vollſtändige Berichte gegeben), daß auch die räumlichen Verhältniſſe des Bildes, namentlich die der Breite zur Höhe, vollkommen rein und bei weitem ſchöner ſind, als man in den unzähligen Nachbildungen zu ſehen gewohnt iſt, deren ungemäße Ausdehnung in die Breite ſtets einen unerfreulichen Eindruck hinterläßt. — Es iſt übrigens Vinci's Cena nicht das einzige Gemälde in dieſem Refectorio, ſondern auf der entgegenſtehenden Querwand findet ſich noch von Donatus eine Kreuzigung Chriſti. Fünf Jahre älter als Vinci's Bild, nämlich vom Jahre 1495, hat ſie ſich doch um vieles beſſer erhalten, welches dem Umſtande zuzuſchreiben, daß es Fresco gemalt, ja in einzelnen Armaturen und dergleichen ſogar als Basrelief behandelt iſt, dahingegen Vinci das Seinige leider nur in Oelfarben ausführte.

In der Kirche dieſes Kloſters, welche wir nun betrachten, wurde uns noch ein zweites Werk als von Leonardo da Vinci herrührend gezeigt. Man ſieht auf dem Altare einer Nebenkapelle nämlich hinter Glas eine braun byzantiniſche Madonna, welche als Vorhang niedergelaſſen wird, um nun erſt die Madonna Vinci's ſichtbar zu machen. Ganz geradeaus blickend, im Königsſchmuck, den Hals mit reichen Schnuren wirklicher Perlen umgeben, ſteht ſie ſtreng und groß als Himmelskönigin da; zwei Geſtalten, ein alter Geiſtlicher und eine wegen Vertiefung des Bildes ſchwer ſichtbare Frau, blicken andächtig zu ihr auf. Genaue Betrachtung war wegen der Oertlichkeit nicht möglich. Die Kirche ſelbſt iſt ein ſeltſames altes Gebäude, rund gewölbt, mit vielerlei Gitterwerk und Draperien auf das ſonderbarſte verziert.

Von andern Kirchen will ich nur zwei noch ausführlicher

erwähnen. Die erſte iſt die des heiligen Ambroſius, die älteſte Kirche Mailands, wo ſonſt longobardiſchen Königen und Kaiſern die eiſerne Krone aufgeſetzt zu werden pflegte, und wo noch jetzt mehrere der erſtern begraben liegen. Schon von außen zeichnen ſie zwei ſchlanke, flachzugeſpitzte Thüren neben dem flachgiebeligen Hauptgebäude aus. Auch iſt ſie an der Fronte mit einer Colonnade umgeben, in deren Seiten eine Menge römiſcher Grabſteine eingemauert ſind. Die Kirchenwände ſind aus weißem Marmor, und der Stil iſt roh und maſſiv, womit denn die neue Kuppel und einige modern verzierte Seitenkapellen wenig übereinſtimmen. Räthſelhaft erſcheint eine einzelne alte Säule, eine eherne Schlange tragend, von welcher das Volk ſich erzählt, ihr Ziſchen werde den Jüngſten Tag einſt verkünden.

Die zweite ausgezeichnete Kirche war die eines ehemaligen Nonnenkloſters (Monaſterio maggiore) deren geſammte Wände mit Frescogemälden Luini's verziert ſind. Dieſen trefflichen Mann kennen zu lernen, iſt außerhalb Mailand, der Seltenheit ſeiner Bilder wegen, kaum möglich, hier aber gewinnt man ihn um ſo lieber, denn in allen ſeinen Werken iſt ein reines, dem Göttlichen innig zugekehrtes Gemüth deutlich durchleuchtend. Vorzüglich ſchön war die Darſtellung der Taufe Chriſti. Chriſtus kniet, Johannes ſteht bekleidet und vom himmliſchen Strahle beleuchtet über ihm, und links iſt eine ſehr ſchöne Gruppe von vier knienden Engeln. Auch die Darſtellung des Johannes des Täufers, umgeben von mehrern andern Heiligen, ſowie die einzeln auf Pilaſter gemalten Figuren mehrerer weiblichen Heiligen, der Apollonia, Barbara, Urſula und anderer, waren durchaus ſehenswürdige Bilder.

Den Beſchluß unſerer Wanderung machten wir in der Ambroſianiſchen Bibliothek, welche beſonders wegen ihres Reichthums an Handſchriften (ſie zählt deren gegen 20000) berühmt iſt. Wir ſahen zuerſt hiervon manches Seltene, z. B.

ein Manuſcript auf Papyrus aus dem fünften Jahrhundert, auch den ganzen Virgil, von Petraca aufs zierlichſte auf Pergament geſchrieben, und mit vielen Randnoten ausgeſtattet. Napoleon pflegte dieſes Exemplar ſtets auf ſeinem Arbeitszimmer zu haben, neuerlich erſt hat es die Bibliothek zurückbekommen. Gedruckte Werke zählte man nur etwa 90000.

Hinter der Bibliothek, welche im Erdgeſchoß eines nicht eben impoſanten Gebäudes aufgeſtellt iſt, liegt ein kleiner Garten, wo untermiſcht mit manchen fremden Gewächſen, ſchöne Hibiscusgeſträuche aus ihren großen violetten Blumen den angenehmſten Duft ſpenden. Von hier tritt man in die Kunſtſammlung. Im erſten Saale finden ſich Gipsabgüſſe, einige Antiken und Canova's Monument für den Maler Boſſi. Am bemerkenswertheſten war uns die Büſte Dante's mit den ſcharfen unverkennbaren Zügen.

Im andern Saale hängen Gemälde. Vor allen iſt hier wichtig der große Carton von Rafael zu ſeiner Schule von Athen. Eine koloſſale herrliche Zeichnung! Nächſt dieſem ſind ſchöne Sachen von Vinci und Luini da. Von erſterm mehrere Porträts, auch ein gezeichnetes der neapolitaniſchen Königin Johanna.

Von letzterm ein ſchöner Johanneskopf, an Zartheit und Empfindung mit Recht das Gegenſtück zu der münchener Cäcilie von Vinci zu nennen. Dann noch eine heilige Familie und viele einzelne Köpfe. Zuletzt fand ſich von unſerm lieben Dürer ein kleines hiſtoriſches Bildchen, der heilige Hubertus vor dem Hirſch, und dann (in ſeiner ausgebildeten claſſiſchen Art zu malen) das blutende Haupt Johannis des Täufers.

Damit wir nun nicht aus Mailand reiſen möchten, ohne ſeine Theater geſehen zu haben, gingen wir abends zum Teatro alla Scala. Man gab „Cenerentola" mit Muſik von Roſſini, und zwei Ballets. Das Theater fängt um 8 Uhr an.

Die Anlage des Hauſes iſt durchaus groß und gewaltig; es enthält ein einziges, aber ſehr großes und mit höchſt bequemen Sitzen verſehenes Parterre und ſechs Logenreihen übereinander. Ueber dem Proſcenio zeigt auf großem transparenten Zifferblatt eine Uhr fortwährend Stunde und Minute. Bei Anfang des Stücks war alles noch ziemlich leer, erſt nach und nach füllten ſich Logen und Cirkel. Man kommt, den Hut auf dem Kopfe unter dem Stück herein, ſpricht, lacht, in den Logen ſchienen hier und da Spielpartien arrangirt zu werden, weshalb denn häufig, um alle von ſeiten des Stücks mögliche Störung zu vermeiden, die Logenvorhänge dicht zugezogen wurden, und nur eine Bravourarie oder eine neue Tänzerin feſſelt dann auf kurze Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit. Kurz, es iſt eigentlich auf einen Unterhaltungsſaal abgeſehen, wobei die guten Muſen eben einigen Stoff hergeben müſſen, wenn ſie geduldet ſein wollen. Nur mit dem Techniſchen der Muſik und des Geſanges ſcheint es ſchärfer genommen zu werden, denn als in einem Duett ein paar junge Sängerinnen nicht recht genau Takt hielten, rief man gleich ziemlich laut: „a tempo ragazze!“ Auf dem Theater iſt alles auf Sinnenreiz berechnet; Beleuchtung, Maſchinerie, Decorationen, Kleidung, alles iſt höchſt glänzend, dabei die Individualität dieſer Sänger, ihre Lebendigkeit, ihre Komik namentlich, höchſt anregend; an etwas Höheres wird dabei eben nicht gedacht. Mit Einem Worte, es geht durchaus nach dem Sinne des Directors im Vorſpiel zum „Fauſt“. Nach dem erſten Opernacte folgt das große Ballet und welches! „Die Jungfrau von Orleans“, völlig nach Schiller's Drama; nur daß mancher Spectakel, den Schiller blos erzählen läßt, hier dem Schauluſtigen deutlich vor Augen geſtellt iſt. Wie denn z. B. die Belagerung Orleans ſehr prachtvoll dargeſtellt, auch das Stück ſelbſt mit der Erſcheinung eines Engels bei der Wundereiche eröffnet wird.

Dieſes Werk ſo wiederzuſehen war hart! Dabei indeß wirklich Aufzüge, Schlachten, Erſcheinungen, Kleidungen, Waffen, Decorationen, mit einer Pracht eingerichtet, von welcher mir unſere Theater bisher noch keinen Begriff gegeben hatten. Nach dieſem Ballet folgte der zweite Opernact und endlich das zweite Ballet, eine Scene aus „Don Quixote", welche ausgepfiffen wurde. Erſt um 1 Uhr nachts war das Ganze geendet, und nur die ſchöne reine italieniſche Nacht, wo das letzte Viertel des Mondes noch gleich dem Vollmonde bei uns den großen Dom auf der Weſtſeite herrlich erleuchtete, konnte wahren Erſatz gewähren für den doch eigentlich meiſt in Indignation zugebrachten Abend.

Was ließe ſich mit ſolchem Aufwande wahrhaft Großes und Herrliches leiſten! welche reiche Talente zeigten einzelne Sänger, namentlich die beiden Tenoriſten! und wie wird doch alles hier einem falſchen Götzen zum Opfer gebracht! Es ſcheint uns nun einmal nicht möglich, Sinnenreiz und Geiſtesgewalt in gleich hohem Grade zum Kunſtwerke einen zu können; eins muß nachſtehen! und da mag mir es doch keiner verdenken, wenn ich lieber den Leib hart gehalten wiſſen will, auf daß der Geiſt deſto freier zu ſeinem Urquell aufſtrebe!

Wie anders ſtand es da noch um dramatiſche Kunſt zu Shakſpeare's und Cervante's Zeiten, wo in der „Numancia" angeordnet iſt, ſtatt des Donners ein Geräuſch mit Stöcken unter dem Theater zu machen! Es iſt ganz wie mit der trockenen einfältiglichen Malerei der Alten! In der Trockenheit liegt's freilich nicht, daß ſie groß ſind, wohl aber in der menſchlichen, die wahre Größe immer nur in Einer Richtung geſtaltenden Natur.

Pavia, 21. Auguſt.

Geſtern früh zum Abſchiede von Mailand noch eine Wanderung zum Monaſterio maggiore, wo Luini's Bilder!

Es iſt doch ein herrlicher reiner Menſch geweſen dieſer Luini! und daß gerade in Zeiten, wo Vinci und Luini malten, auch die Wiſſenſchaften mit Ernſt getrieben wurden, daß Italien gerade damals durch ſeine hohen Schulen ein Leitſtern für andere Staaten geworden — muß auch bedacht werden!

Wir entdeckten noch eine herrliche kniende Figur, eine heilige Katharina, welche den tödlichen Streich des Henkers erwartet. Dieſe innige Ergebenheit in den göttlichen Willen hat vielleicht kaum je ein Maler ſo ſchön ausgeſprochen als hier Luini! Auch zur Sakriſtei ließen wir uns führen, in welcher namentlich eine heilige Apollonia und ein knieender, zwei Kerzen haltender Engel ſich auszeichnen.

Nachdem wir endlich noch manche Beſorgung abgefertigt hatten, fuhren wir nachmittags in einer Art von Marktſchiff auf dem Großen Kanal, durch Hitze, Staub und Lärm hierher.

Heute früh gab ich ſogleich meine Adreſſen ab beim Ritter Tealdi, bei Profeſſor Hildebrand und Profeſſor Panizza. Hildebrand machte mich zuerſt mit den Einrichtungen des Spitals und ſeiner Klinik bekannt, die ich im ganzen gut, aber ſonſt nicht ausgezeichnet fand. Er ſelbſt ſchien ſich im Welſchlande nicht eben zu gefallen und klagte viel über Anfeindung, vielleicht iſt er aber auch nicht ganz der Mann, um die Stelle eines P. Frank auszufüllen. Die anatomiſche Sammlung, zu welcher wir nachher gingen, war bedeutender, und auch die für vergleichende Anatomie von Scarpa und Jacopi enthält vieles Gute, darf indeß jetzt nicht weiter zum Unterricht benutzt werden, da dieſe früher durch das franzöſiſche Gouvernement angeordneten Vorleſungen jetzt unter dem öſterreichiſchen verboten ſind. Nichtsdeſtoweniger hat Profeſſor Panizza treffliche Arbeiten durchgeführt, die nicht verfehlen werden, ihm anderwärts die Anerkennung zu erwerben, die man ihm hier verſagt. Die Naturalienſammlung war höchſt unbedeutend und von der Bibliothek bemerke

ich nur, daß ſie zugleich Haller's Bücherſammlung wie deſſen Herbarium enthält.

Den Beſchluß dieſer Merkwürdigkeiten machte das phyſikaliſche und hydrauliſche Cabinet, welche durch Tealdi's Fürſorge mir gleichfalls geöffnet wurden. In dieſen Sammlungen ſcheint ſich durch Conſigliachi's Thätigkeit etwas weniger von dem verjährten ſtagnirenden Weſen der andern zu zeigen, und unter mannichfaltigen Apparaten erregten namentlich die Modelle der großen Schleuſen, welche vom Mailändiſchen Kanal zum Teſſin führen, ſowie die Vorrichtungen zur Räumung der Kanäle und Waſſerausſchöpfen meine Aufmerkſamkeit.

Nach ſo viel Todtem war mir aber zuletzt der lebende Rusconi doppelt willkommen, zu welchem mich Panizza geleitete. Hoch oben in einem kleinen Stübchen fand ich dieſen Gelehrten, welcher mit deutſchem Fleiße an ſeiner Entwickelungsgeſchichte der Amphibienlarven arbeitete. Es war mir eine innere Erholung und Kräftigung, einmal mit einem wiſſenſchaftlichen Menſchen mich ausſprechen zu können! — Er kennt recht gut auswärtige Literatur, ſpricht ſogar etwas deutſch, und ſteht in weitläufiger Correſpondenz. Sein neues Werk über die Fortpflanzung der Salamander wird er franzöſiſch herausgeben, da von den beiden italieniſchen trefflichen Werken über den Proteus und über die Salamanderlarven, in Italien ungefähr ſechs Exemplare verkauft worden ſind (!!). Wie ich früher, ſticht auch er ſeine Tafeln ſelbſt, und hat ſich zur Injection der kleinen Gefäßchen die zweckmäßigſten Vorrichtungen erfunden. Er iſt übrigens hier gar nicht angeſtellt, hat vielmehr eine kleine Penſion, welche ihm das vorige Gouvernement ausſetzte, unter den Oeſterreichern verloren. — Wer heißt ihn auch mit ſo unnützen Dingen als vergleichender Anatomie ſeine Zeit verderben?

V.

Genua, 23. August.

Endlich angelangt in diesem fernen Ziel, suche ich zunächst noch einige der Eindrücke der Reise festzuhalten. Wir fuhren hierher mit einem Vetturin über Vogherra und die Bocchetta. Bis zur letztern war der Weg wenig interessant, aber auf diesem Gebirgspasse sprangen wir aus dem Wagen, um frei und allein der ersten Aussicht nach dem Mittelländischen Meere uns zu erfreuen. Endlich öffnet den erstaunten Blicken sich wirklich die niegesehene Scene! Die schönsten Bergformen in Duft gehüllt und doch in den Umrissen klar durchschimmernd! das Meer gleich einer fernen blaulichen Wolke hinter den Bergen schwebend!

Die Straße fällt nun steil abwärts.*) Lange Züge von Maulthieren strichen an uns vorbei, regiert von Treibern mit bunten Hemdärmeln und langen rothstreifigen Zipfelmützen, die zu den sonneverbrannten Gesichtern recht verwegen standen. Rechts und links strecken sich ununterbrochen die schönsten Gebirgsformen, und, je näher gegen Genua herab, desto üppiger werden Vegetation und Cultur, desto

*) Auch dieser poetische Weg wurde später nicht mehr passirt, so wenig als mein Reitweg über den Gotthard.

zahlreicher die Dörfer und Villen. Cypreſſen, Pinien, Feigenbäume, Mandelbäume, wechſeln mit guten Kaſtanien, Wein, und dazwiſchengepflanzten Schilfbüſchen. Noch einmal wurde jetzt in einem Dorfe gehalten und die Ungeduld, Genua zu ſehen, auf die Probe geſtellt. Der Vetturin fütterte lange und wir konnten eben nur vor der Oſteria auf- und abgehen, wobei die hohen Buchsbaumgebüſche der Gärten uns ergötzten. Endlich gewahrte ich in einem Mauerwinkel neben allerhand Unrath einen ziemlich hohen Baum von neuer Form, ich trat näher, hob abgefallenes Laub auf — es war ein Lorber! —

An den nächſten Villen, welche meiſt mit den bunteſten Farben bemalt ſind, fanden wir dann dieſen poetiſchen Baum noch in Menge. Dabei fielen uns neben den Landhäuſern die freien erhöhten Tennen auf, welche mit einer niedern Mauer umgeben, und mit Marmorplatten belegt, zum Dreſchen, vielleicht auch zum Röſten des Getreides, des Mais u. ſ. w. benutzt werden. — Schon nähern wir uns nun den Vorſtädten Genuas, wir fahren in eine lange Allee, biegen um eine Ecke und ſiehe da! das Meer! Der Weg führt jetzt längs einer ſchönen Häuſerreihe (der Vorſtadt San-Pietro di Arena) und dem Strande hin, ſodaß volle Muße gegönnt iſt, dieſe Prachterſcheinung zu begrüßen. Es war ein milder, ruhiger Abend, die See faſt ganz abgeglättet, nur ein ſtilles Wallen über der weiten ſchönen Fläche verbreitet, welche im reinen Grün des Chryſopras den ſchönſten Gegenſatz bildete zu dem an den Wolken ſpielenden Roth der untergehenden Sonne. Auf dieſe Art ſah ich doch die Oſtſee nie; die Farbe des Mittelmeeres iſt in ihren Abſtufungen gegen die Luft gemilderter und das Grün wunderbar intenſiv. Heute ſchwebte ein ſtarker, in der Abendröthe beſonders merklich werdender Duft darüber, gegen welchen ſogar dort das Meer ſich hell abſetzte. Der Strand war übrigens ſehr lebhaft,

viele Boote und größere Fahrzeuge (Felucken) waren auf den Sand heraufgezogen; in der Ferne lag ein Zweimaſter vor Anker, und jetzt kamen wir dem ſchlanken hohen Pharus nahe, welcher kühn von einer weit ins Meer vorſpringenden Marmorklippe emporſteigt; der Wagen rollte über eine Zugbrücke und an mächtigen Baſteien vorüber, bog nun beim Leuchthurm um eine Ecke, und mit einem mal lag der große halbmondförmige Hafen, umſchloſſen von Genuas Paläſten und den dahinter aufſteigenden Apenninen vor uns. — Ja! es verdient mit Recht den Beinamen „Superba" dieſes Genua! — Welch koloſſaler Halbkreis! und von welchen Cyklopenmauern getragen! — Die Spitzen der Zweimaſter, welche unter dem Pharus bei den Quarantänegebäuden vor Anker lagen, blieben noch haustief unter den Bruſtwehren der Straße! Dann dieſe Maſſe großer maſſiver Gebäude, auch der Farbe nach wohlthätig ins Auge fallend, mit ihrem gelblichen oder röthlichen Ton und ihren flach zulaufenden Dächern mit blaugrauem geſchnittenen Kalkſtein (Lavagne) gedeckt! — Größe, Ueppigkeit, Hochmuth ſpricht aus allen Zügen dieſer Anlagen.

Längs der mit Schießſcharten durchſchnittenen, hier und da mit Kanonen beſetzten Hafenmauer, am Palaſt Doria vorbei, gelangten wir endlich zu dem ſtark befeſtigten innern Thor, wo wir die Päſſe abgeben mußten, und fuhren dann noch durch eine Reihe von Paläſten, an die Strada Lomellina, in welcher der uns bezeichnete deutſche Gaſthof liegt. — Alſo „Lomellino ſoll Procurator ſein!" dachte ich bei mir, als der Wagen hielt und wir ans Ausſteigen erinnert wurden! Allerhand Geſindel drängte ſich herbei, unſere Habſeligkeiten zu tragen, denn wenige Straßen Genuas ſind fahrbar, die meiſten eng, und zwiſchen hohen Gebäuden verſtatten ſie nur allenfalls einem belaſteten Maulthier den Zugang. So auch die Straße Lomellina, wo in dem Palazzo Cambiaſſo ein Schweizer, Namens Gebner, wirthſchaftet. Bei dieſem wohnen

wir denn in einem wahrhaft fürstlichen Gebäude, zwar im vierten Gestock (das dritte Gestock ist hier das beliebteste ungefähr wie bei uns das erste, und zwar der reinen Luft wegen) aber in alle Wege trefflich. Fensterbrüstungen und Thürgewände von weißem Marmor, die steinernen Fußböden, die rothen Tapeten, sowie die Möbel, alles geschmackvoll! Unwillkürlich gedenkt man der großen Tage der genuesischen Republik Fiesco's, und am meisten immer Schiller's, der wunderbar auch hier uns vorleuchtet wie in der Schweiz.

Genua, 24. August.

Es war das erste mal, daß ich an einem südlichen Meere mich befand, und mein erster Gang früh trieb mich daher sogleich auf den Fischmarkt in eine der engen heißen Straßen nicht allzu weit von der Börse und vom Hafenthor. Nichtachtend Hitze, übeln Geruch und schmuziges, bettlerisches Volk, durch welches man sich drängen mußte, stachen mir die wunderlichen Formen der stacheligen Rochen, meergrauer Haien, brauner Meeraale, grüner Hornhechte, Tintenwürmer, Seeigel und hundert anderes, eben aus dem Meere und frisch, in die Augen, worüber ich zu Hause aus Büchern, Abbildungen und Spirituspräparaten mühsam mich hatte belehren müssen. Es war ein wahres Fest! Immer hatte mir bisher die Totalanschauung gefehlt; ich hätte alles auf einmal in mein Zimmer transportiren mögen! Da lagen auf den langen Tafeln der Fischer neben den sonderbar gestalteten Fischen, die großen, schön gesprenkelten Hummer, die schlanken Squillen und Garnelen, die seltsamen Muscheln; daneben saßen Kleinverkäufer mit Eimern voll Austern, und ein Kerl beschäftigte sich mit einem Messer Seeigel aufzubrechen und die gelben Eierstöcke herauszunehmen, welche zum italienischen Salat beliebt sind, wobei er denn oft grausam das schöne Zahngestell

zerbrach, welches unter dem Namen der Laterne des Aristoteles mir lange bekannt war. Kurz! es gehörte wahre Entsagung dazu, nur fürerst einiges dem mitgenommenen Diener kaufen und aufpacken zu lassen.

Von hier wanderte ich ferner zu Mojon, einem Apotheker, dem mich Configlachi empfohlen hatte, um mich von ihm hier etwas orientiren und mit nöthigen Geräthen versehen zu lassen. Der kleine magere Geschäftsmann führte mich denn auch alsbald zu dem um Naturgeschichte dieser Küsten sehr verdienten Viviani, den mir schon Professor E. Weber in Leipzig gerühmt hatte. Leider traf ich Viviani krank und fürerst unfähig, mir bei Bestimmung der Producte des Fischmarktes thätig an die Hand zu gehen, doch ist es immer wichtig, nur manche Notizen zu erlangen und sich nicht mehr so ganz einsam und rathlos unter all diesem Volksgewühl zu empfinden.

Wir richten nun allmählich unser Leben ein; wir essen um 2 Uhr in einem schönen kühlen Saal, aber ich muß dies ändern, denn man verliert zu viel Zeit bei dem langen Tafeln, wo die verschiedensten Idiome sich kreuzen. Abends, nach Rücksprache über anzuknüpfende Fischerbekanntschaft mit unserm gefälligen Schweizerwirth, machen wir einen Spaziergang zum Hafen. Diese ganze Natur wirkt eigen auf mich! ich erkenne die Schönheit dieser Gegenden, aber ich fühle mich ihr fremd und die künstlerische Anregung fehlt mir noch ganz. Sie würde übrigens unter diesem Himmel gewiß nicht lange schweigen.

Genua selbst steht mir offenbar über allen bisher gesehenen italienischen Städten, trotz der so schmalen und engen kleinern Straßen. Selbst die Einwohner machen einen bessern Eindruck, namentlich die Frauen in ihren langen Battistschleiern, welche von Vornehmen und Geringen getragen werden.

Genua, 26. Auguſt.

Geſtern hatten nun unſere Arbeiten an den angekauften Fiſchen begonnen und ein tüchtiger hübſcher junger Fiſcher ſchleppt nun fleißig neue, zum Theil lebende Seethiere herbei. Mit einem Hai (Squalus glaucus) wurde der Anfang gemacht und Dietz bekam genug zu zeichnen, während ich ſecirte und ſelbſt ſkeletirte. Es gab fortwährend Neues und Intereſſantes! Beſonders beſchäftigt mich die Farbengebung und, bei Lebenden, der chamäleonartige öftere Farbenwechſel bei den Tintenwürmern, beſonders dem Moſchuspolypen *); auch erhielt ich friſche Kalmar und Seeigel. Den einen großen Kalmar hatte ich angefangen zu zergliedern und ließ ihn zur Nacht auf einer zinnernen Schüſſel mit Meerwaſſer ausgebreitet. Es war ſehr warm, Fäulniß begann, und in der Nacht erwachte ich von einem hellen Lichte (ich ſchlafe gern im Dunkeln), das von der Schüſſel ausſtrahlte. Es war der Kalmar, der ſo ſtark phosphoreſcirte! — Am Morgen kam der Wirth ſehr höflich in mein Zimmer und fragte, ob es mir nicht gefällig wäre, weiter oben ein einſameres Zimmer in Beſchlag zu nehmen? hier in der belle Etage (viertes Stock) beklagten ſich die Nachbarn über den Geruch. Wir zogen alſo aus in die ſechste Etage, wo es einſam und ſehr hell, aber grimmig heiß iſt.

Genua, 28. Auguſt.

Wir machten abends wieder unſern Spaziergang am Hafen. Es war hohes Abendwaſſer und trübe, man ſah daher

*) Alle Sepien, Achtfüßler und Kalmare, die ich damals erlangen konnte, wurden nach der Natur gemalt und gaben ſpäter Gelegenheit zu meinem im vierten Bande der Verhandlungen der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie aufgenommenen Aufſatze: „Icones sepiarum in mare mediterraneo collectarum."

wenig Leben im Meere. Endlich kam doch eine recht ſchöne Qualle geſchwommen, die ich für Charybdea marsupialis halten durfte. Der weißlich, gallertartige, glockenförmige Körper zog ſich ſtoßweiſe zuſammen und trieb das Geſchöpf vorwärts. Ich fing ſie glücklich auf, zu Hauſe aber im ſüßen Waſſer ſtarb ſie bald. — Auch einen muntern Einſiedlerkrebs ſammt ſeinem Schneckenhauſe hatte ich erobert und freute mich an ſeinen raſchen Bewegungen. Heute brachte der Fiſcher einen lebenden, etwa fußlangen Zitterrochen (Roja Torpedo). Das Thier war ſchon matt, gab aber doch, wenn man mit Daumen und dritten Finger es zugleich oben und unten an den elektriſchen Organen berührte, einen empfindlichen Schlag. Nach dem Tode präparirte ich ſofort die ungemein ſtarken Nerven der elektriſchen Organe und Dietz mußte ſie ſogleich zeichnen.*) — Ferner erhielt ich ſeltene Seeigel, an denen mir die Beobachtung der Bewegung der Stacheln intereſſant war, und eine der großen nackten Seeſchnecken, hier Asini marini genannt (Aplysia depilans), deren Anatomie G. Cuvier ſo ſchön geliefert hat. Ebenſo bekam ich einen großen lebenden Seeſtern, woran die ſich bewegenden Fühlerreihen und das dem Thiere merkwürdig leichte Umſtülpen des Magens nach außen mir reichlich zu beobachten gab, desgleichen ſchöne Seeanemonen (Actinia), eine große lebende Krabbe, die ein paar mal entſchlüpfte und pfeilſchnell auf dem Fußboden umherraſſelte u. dgl. m.

Genua, 31. Auguſt.

Wir arbeiteten in all dieſen Tagen fleißigſt, denn die Abreiſe ſteht bevor und es gibt zu thun, einen guten Theil der geſam-

*) Die beiden Figuren davon finden ſich noch in meinen großen Erläuterungstafeln für vergleichende Anatomie (Leipzig, Ambr. Barth) eingereiht.

melten Sachen in großen Gläsern unter Spiritus zu verwahren und alles in eine große Kiste zu verpacken, welche einem Spediteur übergeben werden soll, wobei uns Herr Mojon mit Rath und That beisteht.*) Selbstverständlich macht dergleichen hier starke Ausgaben und allein meinem Fischer hatte ich 83 Frs. für seine Lieferungen zu zahlen.

Beiläufig bemerkte ich auch gar wohl die tristen politischen Zustände des Landes und hörte Viviani viel klagen, denn es schien im Werke, die Universität ganz aufzuheben, an welcher er bisher thätig war. Bereits war das schöne Universitätsgebäude, ein Marmorpalast mit Colonnaden und Freitreppen, zur Kaserne genommen, sodaß Viviani, der noch dort wohnt, von der Soldateska viel zu leiden hatte. Auch Fremde werden bei der Jagd auf Carbonari oft belästigt, und wir hatten es nur unsern guten Pässen und der Fürsorge des trefflichen Wirths unsers Hotels, Gebner, zu danken, daß wir ungestört blieben.

Endlich mußten wir doch auch suchen, noch einiges von der Stadt zu sehen. — Die Hauptkirche San-Lorenzo mit ihrer Bekleidung von schwarz und weißem Marmor ist wol reich genug, aber in einem üppig modernen Stil, der mich kalt läßt. Auch den Palazzo Durazo sollten wir sehen, der außerhalb der Stadt liegt und eine leidliche Naturaliensammlung enthält. Wir waren Sonntags (26. Aug.) früh vor 6 Uhr dahin ausgegangen. Man kommt am Pharus vorbei, durch die Vorstadt San-Pietro di Arena, und findet ein mehr elegant als wissenschaftlich aufgestelltes Cabinet. Mehr jedoch ist die Aussicht zu loben. Es ist etwas Köstliches auf so eine

---

*) Manche dieser Präparate [illegible] nach sechs Wochen richtig im Landtransport nach Dresd[illegible] hier theils in die königliche Naturaliengalerie, theils [illegible] Chirurgisch-Mediciniſchen Akad[illegible]

Marmorbalustrade gelehnt, über duftende Gärten und Laubgänge von Orangen nach dem blaulichen Meere hinauszuschauen, wie es donnernd seine weiße Brandung im heitersten Sonnenlicht über den lang hingestreckten Strand ergießt, und dabei noch auf der andern Seite den Rückblick nach den Apenninen als Zugabe.

Gebner verschaffte uns dann in der dem Palast nahe gelegenen Osteria della Grotta ein leidliches Frühstück, bei dem eine Zuppa aus dickgekochten feinen Maccaronis die Hauptsache abgab. Der Garten mit allerhand Grottenwerk und hübschen großen frei im Lande stehenden Orangen war ziemlich im Verfall, doch herrschte erfreuliche Kühlung, die Oleander blühten in großen Sträuchen an den Hecken, und zum ersten mal sah ich hier die schönen Kaperfräucher mit ihren zierlichen blaßröthlichen Blumen aus altem Mauerwerk vielfach hervorsprießen. (Die höchste Kälte, die man hier hat, ist 0 oder — 1 Grad R.) Reizend war endlich auch die Rückkehr, die wir in einem Boot quer durch den Hafen am Leuchtthurm vorbei nach der Stadt bewerkstelligten; es ist so jedenfalls dieser kleine Ausflug zum einzigen recht echt südlichen Bilde geworden, das ich von diesem Genua mit nach unserm Norden bringen werde. Der Blick vom Meere aus auf die Stadt, mit ihren Palästen und den dahinter aufsteigenden mit Festungswerken gekrönten Bergen, wird mir unvergeßlich bleiben.

So machten wir auch gestern Nachmittag noch einen Spaziergang auf Ponte Carignano, welcher indeß in dem Maße wie jener Weg meine Erwartungen nicht befriedigt hat. Die Bogen, unter deren Wölbung hohe Gebäude und terrassirte Gärten liegen, machen allerdings einen großartigen Eindruck, aber den hat man eigentlich für mich noch mächtiger an den gewaltigen Hafenmauern mit der unten schäumenden Brandung und den weit hinaus segelnden Schiffen. — Die

Erwähnung der Schiffe erinnert mich übrigens daran, daß wir neulich, bei unſerer kleinen Seefahrt durch den Hafen, einem Boot von der Quarantäne unter gelber Flagge begegneten, mit welchem jede Communication bei hoher Strafe unterſagt iſt. Wir hörten, daß einige Fälle des Gelben Fiebers in der Quarantäne vorgekommen ſeien, und die Nähe dieſes unheimlichen Gaſtes iſt in dieſer heißen Atmoſphäre enger Straßen freilich nicht ſehr angenehm. Wollen wir abends nach dem Arbeiten uns etwas Bewegung machen, ſo ziehen wir meiſtens die prächtige Strada nuova vor, wo Palaſt an Palaſt ſich reiht. Man blickt da durch die mächtigen Thore in geräumige Hausfluren, wo Colonnaden ſich hinziehen und Freitreppen ſich erheben, und wo große Ampeln in der regungsloſen Luft ruhig und weithin ſchimmernd brennen, ſodaß jeder Palaſt überraſchende Effecte einer Art gewährt, welche Decorationsmalern zum Studium und zur Nachbildung nicht genug empfohlen werden könnte. Eine Serenade in einer kleinen Nebenſtraße machte das Bild einer italieniſchen Nacht vollſtändig.

Abſchied von all dieſen Herrlichkeiten nahmen wir geſtern gegen Abend durch einen Spaziergang zum Thomasthor hinaus, vorbei am Leuchtthurme wieder gegen San-Pietro di Arena hinaus, um noch einmal an dem Anblick des eben lebhaft bewegten Meeres uns zu erfreuen. Schon an dem Felſen des Pharus ſchäumte die Brandung gewaltig auf, ohne doch zu hindern, daß badende Knaben von dem Bollwerk des Quarantänengebäudes in die auf flachem Sande heranrollenden Wogen hineinſprangen. Wie wir nun aber ſelbſt dicht am Strande waren, wie in unabſehlicher Breite die mächtigen Wogen anrollten und donnernd ihren Schaum gegen uns heraufflutetten, da erſt war uns recht wohl und wir warfen uns auf den feuchten Sand nieder, um uns recht ſatt zu ſehen an dem großen Phänomen, das ich vielleicht ſobald nicht, ja vielleicht

nie wiederſehe. — Der locker bewölkte blaugrauliche Himmel mit ſeinen gelblichen Lichtern ſtimmte trefflich zu dem theils dunkelvioletten und theils grünen Meere, deſſen Aufſchäumen gegen die Farbe des Himmels abgewogen, trotz ſeiner Weiße um einen Ton dunkler erſchien.

Dieſe Wellen des Mittelmeeres ſind doch viel länger als jene der Oſtſee, die kürzer, ſchärfer gebrochen und leichter ſchäumend mir in Erinnerung geblieben waren! — Beſonders ſchön war es hier, wenn ſo eine Woge über zackige Felſen ſich ſtürzt und in unzähligen kleinen Cascaden wieder abläuft! Die blaulichſchwarze Färbung dieſes Marmors erhöht noch das Anmuthige der ganzen Erſcheinung bedeutend.

Uebrigens fühle ich wohl, daß meiner Natur dieſe heiße Luft nicht zuſagt; ich ſchlafe keine Nacht wie ſonſt, die Atmoſphäre meiner Präparate wirkt auch mit, auch vermiſſe ich alle Nachrichten von zu Hauſe! Es fehlte noch, daß ich hier krank würde! — Doch wir wollen den Muth nicht verlieren! ich gehe ja wieder neuer Schweizerluft entgegen.

VI.

Voltagio, 1. September mittags.

So liegt denn Genua hinter uns, der Weg zeigt wieder nach Norden, und sehnsüchtig schweift der Blick nach vorwärts, nach den Geliebten der Heimat!

Der vorletzte Abend in Genua war noch einer der anmuthigsten. Nach rüstig vollbrachter Tagesarbeit gingen wir zum Hafenthor, die Sonne war unter, das duftige Zwielicht eines ziemlich bewölkten, aber farbigen Himmels schwebte über dem Meere, über der Hafenmauer ragte der Wald der Masten und Segelstangen hervor, in dem feinen Violettgrau des Spätabends, welches Schiffe, Meer und Hafengebäude halb einhüllte, wurden hier und da einzelne Lichtpunkte sichtbar, die großen schiefgehängten in einen Knopf sich endigenden Segelstangen der Barken standen schön zu den weiter entfernten geraden Kauffahrteimasten, und dazu nun die tiefe Ruhe des Abends, das sanfte Wiegen der Felucken untereinander, die großen Gewitterwolken, welche, am Horizonte hingelagert, noch an die Schwüle des Tags erinnerten, sie bildeten ein Ganzes, das sich mir tief eingeprägt hat.

Mailand, 3. September.

Unſere Begleitung hierher machte diesmal eine römiſche Familie von vier Perſonen, eine Frau mit ihrem Manne, einem Knaben und einer ſchon erwachſenen Tochter, welche als Sängerin von einem Theater zum andern geführt zu werden ſchien, wenigſtens haben alle ſchon ſeit langer Zeit keine eigentliche Heimat mehr und ſahen denn auch etwas romanhaft und ärmlich aus, obwol das Mädchen ihren kleinen ſeidenen Hut recht nett zu tragen wußte und überhaupt ſich anmuthig darſtellte, ohne ſonſt eben ſehr hübſch zu ſein. Der Vater mit dem Knaben ſaß auf dem Bocke, und wir plagten uns von Zeit zu Zeit mit den beiden Damen etwas italieniſch zu radebrechen. Sie ſelbſt ſprachen es ſehr rein und verſtändlich.

Welche Reihen von Maulthieren nun wieder auf dieſen Apenninenſtraßen! Zerlumpte Kinder aus den ärmlichen Dörfern und Flecken, Jäger in grauen Jacken und Gamaſchen, mit ihren langen übergehangenen Flinten eher wie Räuber ausſehend, alles zieht durcheinander auf den ſchmalen gepflaſterten, an ſteilen Bergwänden hinlaufenden Straßen. Immer die volle Charakteriſtik italieniſchen Lebens!

Mailand, 4. September.

Geſtern ſind wir hier angekommen und werden morgen weiter ziehen. Auf der Brera hatte man indeß die moderne Kunſtausſtellung geöffnet, und natürlich verfehlte ich nicht, ſie zu beſuchen. Hier nun in den herrlichſten Sälen, auf geſchmackvolle und zweckmäßige Weiſe in guter Beleuchtung vertheilt, ſtehen die ausgeſtellten Arbeiten der Beſchauung einer Volksmenge offen, welche zu mehrern Hunderten in dieſen Räumen ſich ganz frei und gemächlich ergeht! und daß dabei die großen üppigen Geſtalten der vornehmen Mailänderinnen

im höchſten Staate nicht verſäumen ſich zu zeigen, kann man denken.

Was die ausgeſtellten Werke ſelbſt betrifft, ſo läßt ſich wenig davon rühmen. Zwar Farbenpracht, Glätte der Ausführung, Handfertigkeit faſt in allen Bildern; dagegen auch franzöſirendes Weſen, ein überall durchſtechender Mangel höherer Intention, und Untergang in genußſüchtiger Sinnlichkeit. Eine dem Göttlichen entfremdete Seele ſpricht mehr oder weniger überall ſich aus, und das treue einfache Halten am Wahren und Reinen ſuchſt du vergebens. — Es gab viele Landſchaften, aber faſt alle nur im obigen Sinne. Am rühmlichſten waren noch perſpectiviſche Darſtellungen von Gebäuden und Kirchen, immer mit einer Vollendung der Ausführung, welche kaum etwas zu wünſchen übrigließ. Eine einzige Landſchaft von Baſſi aus Bologna eröffnete durch altes Gemäuer einen recht lebendigen Blick in eine italieniſche Bergſtadt, ſowie ich auch noch eines Bildes von Nava gedenke, eines Dilettanten, wie er ſich unterſchrieben hatte, obwol die Fertigkeit der Behandlung eher auf den vollkommen geübten Maler ſchließen ließ. Es ſchien hier eine Gegend aus der italieniſchen Schweiz geſchildert, und die rein gezeichneten und ſchön gefärbten Formen der Bergkette im Hintergrunde, waren nicht ohne inneres Naturgefühl erfaßt.

Caſtellanza (auf der Straße nach dem Simplon),
5. September mittags.

In einer Laube von ehrlichem Rüſtergebüſch, und in einem Garten, der ſeiner Phyſiognomie nach ebenſo gut drei Meilen von Leipzig als drei Meilen von Mailand liegen könnte, ſoll eine magere Collation von Früchten und Wein den Staub und Lärm der Landſtraße vergeſſen machen. Zu ſonſtiger Erquickung greife ich nach dem Tagebuche.

Wir waren geſtern nochmals auf der Brera, nachdem ich früh Farneſe beſucht und die geliehenen anatomiſchen Inſtrumente richtig wieder abgegeben, auch mit ihm einen Beſuch bei Morlacchi, ſeinem theuern Cugino, dem ſächſiſchen Kapellmeiſter aus Dresden, gemacht hatte. — Morlacchi gefiel mir nicht übel, er iſt geiſtreich und offen, und wenn auch ſeine Werke der wahren Muſik im höhern Sinne des Wortes nicht angehören, ſo iſt doch ein eminentes Talent gar wohl kennbar. Er lebt jetzt auf einige Zeit hier, um eine Oper für Venedigs Carneval zu componiren, und denkt dann nach Dresden zurückzukehren. Seine Wohnung in einem ſchönen Gebäude am Corſo, mit Ausſicht nach ſchattigen Gärten, war anmuthig genug. Ueberraſcht fand ich mich etwas, in ſeinem Vorzimmer eine junge Mohrin Wäſche platten zu ſehen. Es war ein höchſtens funfzehnjähriges zartes Geſchöpf, deren ſammtene Haut bei ihrem feinen Nationalgeſicht und ihrer weißen Kleidung einen eigenen intereſſanten Anblick gewährte.

Nun noch ein letzter kurzer Beſuch bei den alten Bildern der Brera, vorzüglich bei Luini, Rafael, Guercino und Vitti. — Rafael's Verlobung allein wiegt die Beſchwerden einer ganzen italieniſchen Reiſe auf! Ich entdeckte noch hier die Copie von Vinci's Cena, welche dem Original faſt gleich geſchätzt wird: ſie iſt in vieler Hinſicht dürftig und trocken, wenn man des herrlichen Urbildes gedenkt, doch ziehe ich ſie immer noch der großen modernen Copie vor, welche im erſten Studienſaale hängt, und mit einer Farbenpracht und weichlichen Eleganz prangt, welche bei dieſer Aufgabe doppelt läſtig wird. Bedenkt man denn nicht, daß eine beſondere Läuterung und Stille des Gemüths gefordert werde, ein ſolches Werk auch nur einigermaßen würdig nachzubilden?

Arona, 5. September abends.

Auf dieſer Straße zum Simplon wird ſchon hinter Caſtellanza das Land immer hügeliger, blaue Gebirgsrücken kündigen das Annähern der Alpen an, und der Lago-Maggiore wird als Silberſtreif ſichtbar. Bei Seſto ſetzen wir über den aus dem See tretenden grünen Ticino, und gelangen bei Sonnenuntergang hierher in ein Wirthshaus, dicht am See gelegen, wo wir der anmuthigſten Ausſicht uns erfreuen.

Tiefe Dämmerung ſenkt ſich nun über den breiten Spiegel des Gewäſſers, dunkel ragt gegen uns über auf ſchroffen Felſen Angera, und weithin ſtrecken ſich die Ketten der Alpen, über denen ein Spätroth des Abends ſchimmert. Es iſt alles ſo ſtill. In der Bucht vor unſern Fenſtern ſchwankte noch eine Barke bei leiſem Wellenſchlage des Sees, und ganz im Vorgrunde öffnet ſich die alte gezackte Mauer, welche den kleinen Hafen umſchließt, mit zwei Thürmen zum Hafenthore. Ein einſames Licht ſchimmerte in dem einen Thurme über der Waſſerfläche. Es war mir lange nicht ſo beruhigt, ſo friedlich zu Sinne wie dieſen Abend!

Domo d'Oſſola, 6. September abends.

Mit verändertem Vetturin, ſtädtiſchen Pferden und zur Genüge betrogen, zogen wir heute früh aus Arona.

Die ſchöne Straße läuft von da dicht am Seeufer hin, immer ſich gleich, ſchon hier mit häufigen granitenen großartig ausgeführten Brücken verſehen. Reizend war es, wie rechterhand der Wein über flach liegende Geländer ſich hinrankte, Mais dazwiſchen aufwuchs, dann Weidenzweige ſchwankten, und endlich über die vom Morgenwind ſanft gerieſte Fläche des Sees ſich ausſtreckte, durch ferner ſchön geformte abwärts von horizontalem Morgennebel verſchleierte Gebirge begrenzt.

So gelangen wir nach Lesa, wo gen Norden die Alpen, herrlich von Wolken umspielt, über den dunklern, violett und blaugrün und purpurn gestreiften, jetzt stärker bewegten See heraufragen. — Bei Stresa werden die Borromeischen Inseln sichtbar und wir steigen zu Kahn, um nach der gepriesenen Isola bella zu fahren. Herrliches meerartiges Wogen dieses grünkrystallenen Sees, köstliche duftige schön gezeichnete Bergrücken in Osten; vor uns Isola bella mit seinen wunderlichen Terrassen, ganz von Lorber, Citronen und Orangen umgrünt, dahinter die schneebedeckten Gipfel der Alpen!

Wir landeten an der breiten Treppe des noch jetzt vom Grafen Borromeo bewohnten Schlosses, und fanden uns auf dem Vorhofe eines mäßig großen im altfranzösischen Stil erbauten Palastes. Sein unteres Gestock ist zu Grotten benutzt, deren Wände und Fußböden mit kleinen bunten Kalkgeschieben ausgelegt sind. Hin und wieder sind in Nieschen Marmorstatuen von Schülern Canova's aufgestellt, am besten bleibt aber immer die außerordentliche Aussicht über den See hin. Es folgt dann ein auch etwas überladener Saal mit weißem Marmor ausgelegt, und endlich eine Reihe geschmacklos verzierter, zum Theil mit schlechten Gemälden behangener Zimmer, alles an das Zeitalter Ludwig's XIV. erinnernd. Nun aber der Austritt in den Garten, wo unter Lorberbäumen und an Orangenspalieren uns liebliche Kühlung empfing und auf dessen höchster Terrasse unvergeßliche Umsicht erfreute.

Es sind jetzt ungefähr 150 Jahre, daß diese wunderlichen Baulichkeiten entstanden, indem man einen nackten Gneisfelsen durch Ueberwölbung zu Terrassen umschuf und mit Erde mühsam bekleidete. Die Wahl des Orts hätte schwerlich glücklicher, der architektonische Geschmack der Ausführung schwerlich unglücklicher sein können!

So ruderten wir zurück nach Fairolo am Ufer des Sees,

wo der Wagen uns erwartete, welcher gegen Abend durch herrliche Alpenthäler hierher nach Domo uns führte.

Ich benutzte den Reſt des Abends zu einem einſamen Spaziergange durch die Weingärten von Domo. Unter einem langen auf Granitſäulen ruhenden Weindache hinwandernd, erfreute ich mich der helleuchtenden durch die Ranken blickenden Mondſichel, der milden reinen Gebirgsluft und der lautloſen Stille des Abends.

Schweiz.

Brieg, 8. September.

Der Simplon ſollte ganz zu Fuß überwandert werden. Geſtern früh daher, bei leichtbewölktem ſchönen Morgenhimmel, zogen wir, unſere Bündel auf dem Rücken, aus Domo hinaus, über thauige Fußpfade längs des Thales hin, und zwar noch eine Stunde lang auf ziemlich ebenem Boden. Weiter fängt ſich die Straße an zu erheben, aus tiefen Felsſchluchten hervor ſtürzt reißend die Variola und eine auf koloſſalen Pfeilern ruhende Brücke geleitet bequem den Wanderer über den Abgrund. Enger dann zwiſchen Felſen windet ſich die Straße, ſtets gleich ſchön, hinauf. Am Wege im Gebüſch lag hier noch eine prächtige Säule, roh aus dem ſchönſten Granit, für den Triumphbogen bei Mailand gehauen. Unter ihr vermodern die hölzernen Rollen, beſtimmt einſt die gewaltige Laſt bergabwärts zu führen, und ſie ſelbſt liegt da unwürdiger Verwitterung preisgegeben. — Zwiſchen mächtigen Granitblöcken und ſchattenden, die Thalwände bekleidenden edeln Kaſtanien, führt jetzt die Straße ganz nahe an der ſprudelnden Variola immer tiefer in die Gebirge hinein, und man gelangt zur erſten, im Felſen hoch und ſchön aus-

geſprengten Galerie. Weiterhin öffnet ſich das mehr geebnete Thal zu einem großen Gebirgsbaſſin, einige Dörfer bleiben zur Rechten, das Geſtein erweiſt ſich fortwährend als Gneis. Nun verengert ſich das Thal von neuem, ungeheuere ſenkrechte Wände treten zur Linken hervor, und bald gewahrt man wieder der grimmigen Anſtrengung, welche nöthig war, um die Straße hier einzuzwängen.

Die folgende Thalſtrecke iſt mit Kaſtanien, Birken und Eichen oft ſehr anmuthig belaubt; am Fluſſe grünen Weiden und Hippophäe rhamnoides. Auch Berbisbeerſträuche umgeben in großer Menge die Straße. Ueberhaupt ſcheint die Flora ſehr mannichfaltig, und der Botaniker möchte genug zu ſammeln finden; ſchon weiter rückwärts hatten wir uns an ſchön blühendem Cyclamen europaeum ergötzt. Wo abermals die Straße ſich ſtärker erhebt, kommt man durch eine zweite kürzere Felſengalerie und gelangt nach Iſele, dem letzten ſardiniſchen Orte mit einem Grenzamte. Ein Knabe bot Granaten, wie ſie hier im Glimmer und Feldſpath öfters vorkommen, zum Verkauf; wir brachten einige an uns. Bald darauf trafen wir auf den Reſt einer im Frühjahr niedergeſtürzten Lavine. Selbſt die ſchwüle Luft dieſes heißen Thales hatte ſie nicht ganz zu ſchmelzen vermocht. So immerfort allmählich zwiſchen den an ihren Häuptern von Sommerwolken umſpielten Felswänden aufſteigend, gelangten wir zum erſten deutſchen dem Canton Wallis zugehörigen Dorfe. Es iſt ein recht eigentliches Gebirgsdorf! Unſcheinbar liegen die grauen, von Steinen beſchwerten Hütten zwiſchen den mächtigen Gebirgsmaſſen. Ein inmitten des Dorfes abgeſondert liegendes Wirthshaus iſt thurm- oder kirchenartig, mit vielen Stockwerken übereinander, in die Höhe gebaut, offenbar des vielen Schnees wegen, welcher im Winter dieſe Thäler erfüllen mag. Hinter dem Dorfe gewahrt man zur Linken einen von Gebirgsrücken zu Ge-

birgsrücken, aus ſchwindelnder Höhe brauſend abſtürzenden Waſſerfall.

Immer mehr wird nun das Thal eine bloße Felsſchlucht; der Weg windet mit gleicher Schönheit ſich höher und höher, und endlich gelangt man zu einem von rechts herabſtürzenden Waſſerfall, welcher, die Straße kreuzend, ſchäumend der links in jäher Tiefe tobenden Variola zueilt. Ein Brückenbogen führt ſicher über den ſtäubenden Fall und durchnäßt vom Sprühen des Gewäſſers tritt man in die längſte Felſengalerie dieſer Bergſtraße, welche, in ihrer Mitte zu Tage geöffnet, einen Blick in das neben ihr herabſtürzende Waſſer geſtattet. Weiter oben fließt nun der Gebirgsbach ruhiger, man trifft abermals auf ein Refuge (ſchon weiter unten ſtehen mehrere große mit Kaminen verſehene maſſive Gebäude zum Dienſt der Reiſenden) und gelangt durch eine vierte Galerie nach dem Dorfe Geſteig. Einzelne zerſtreute Hütten zwiſchen öden auf ihren Häuptern nur mit Flechten bekleideten Felſen, bilden dieſes Dorf. Die Straße wendet ſich jetzt mehr nördlich, und bald erreicht man Dorf Simpeln, an welches ſchon ein zum Fletſchhorn gehöriger Gletſcher nahe heranreicht. — Zierlich ſpielten die Wolken um die dunkeln Alpenhörner, die Luft war kalt, und wir freuten uns, vor einbrechender Dämmerung im Bereich eines trefflichen Wirthshauſes zu ſein. In Wahrheit! wenn man von ſolchem Ruhepunkt nach Nord und Süd hinab das gewaltige Werk dieſer Straße in Gedanken verfolgt, und beiläufig beachtet wie es in drei Jahren mit 10000 täglichen Arbeitern und 360000 Ctrn. Pulver hergeſtellt worden, ſo ſprengt man hier, nach ſo viel Sprengungen, wol gern dem Gedächtniß des Baumeiſters die erſten Tropfen jedes gefüllten Bechers.

Früh bei nebeligem Wetter ſchieden wir wieder von dannen, und ſeltſam jagten jetzt die grauen Wolken ſich um uns her. Immer noch hebt ſich die Straße, obwol wenig.

Gebirgsbäche ſtürzen ſchäumend zwiſchen Felstrümmern und Lärchenbäumen daher, Wolken ziehen in mancherlei Bildungen, Herbſtnebeln ähnlich, dahinter; Gletſcher reichen zur Linken tief herab, und an roh unter Felsblöcke hineingebauten Häuſern feſſelt ein einfältiglich wacker geſchnitztes Crucifix die Aufmerkſamkeit des vorübereilenden Wanderers. — Die Straße ſelbſt iſt größtentheils öde; dunkelfarbige Kühe und gewaltige Schafe, meiſt auch dunkelfarbig, weiden hier und da am Wege. Einige Frauen begegnen uns, in deren kleinen runden Filzhüten und wunderlich ſteifen Kleidern, ſchon die ſchweizeriſche Nationaltracht ſichtbar wird.

So erreichen wir denn, immer von Wolken umſpielt, das etwas tiefer links vom Wege abliegende Hospitium, wo zwei Bernhardinermönche mit ihren Doggen ſtets zum Wohle der Fremden beſchäftigt ſind. — Wir konnten nicht vorüberziehen, ohne von der Gaſtfreundlichkeit dieſer wackern Männer eine Erfahrung mitzunehmen, und kehrten vertrauensvoll ein. Das Hospiz, ein altes dunkles, wieder thurmartig in mehrern Stockwerken aufgerichtetes Gebäude, gewährte einen unfreundlichen Eintritt. In Geſellſchaft einer franzöſiſchen Magd und eines häßlichen Cretin blieben wir in der dumpfigen, rauchgeſchwärzten Unterſtube bis zum Eintritt des Geiſtlichen. Es war ein ſechzigjähriger munterer Mann, über deſſen ſchwarzer Kutte ein weißes Ordensband mit blauer Schleife, vom Halſe und rechter Schulter nach der linken Hüfte herabhing. Wohlwollend empfing er uns und führte uns ins obere Zimmer, wo wir mit Brot, Käſe und Wein freundlich bewirthet wurden. Der gute Mönch erzählte, wie er nun bereits 14 Jahre hier auf dem Simplon wohne, und wie er 18 Jahre vorher auf dem St.-Bernhard zugebracht habe, während welcher ganzen Zeit er nicht einer einzigen Krankheit ſich entſinnen könne. Mancherlei Perſonen waren in dieſen 32 Jahren an ihm vorübergegangen; der meiſten ausgezeichneten

französischen Feldherren wußte er sich gar wohl zu entsinnen, und Murat war einer der letzten unter ihnen. Als bemerkenswerth hob es der Mönch hervor, daß Napoleon die Straße über den Simplon, welche wir doch nur ihm verdanken, nie selbst bereist habe, obwol seine beiden Frauen und seine Feinde hier über die Alpen gegangen sind. Schnurrend strich unter diesen Gesprächen eine starke braune Katze an unsern Stühlen hin und erregte durch ihre kleinen Ohren, den langhaarigen Schwanz und das seltene Gelbbraun ihres Pelzes unsere Aufmerksamkeit. Wir erfuhren, daß es der Bastard sei einer mit hierher gebrachten Katze und der Steinmarder der Gegend. Diese Bastarde sollen untereinander fruchtbar sein und das Hospiz hält mehrere dergleichen. — Endlich schieden wir freundlich dankend; der Mönch geleitete uns bis zur Thür, den Fußsteig andeutend, auf welchem wir nun rüstig wieder die Heerstraße hinaufstiegen.

In einer Viertelstunde war jetzt der höchste Punkt der Simplonstraße erreicht; rechts und links dehnten sich öde, spärlich berastе Bergwände hinan, deren Häupter von rastlos treibenden Wolken verborgen wurden. Eine Zeit lang geht die Straße ziemlich eben fort und leitet am Fundament des großen von Napoleon beabsichtigten Hospizes vorbei. Das erste Geschoß ist in guten Verhältnissen und bedeutender Ausdehnung aufgebaut, auch liegen viele Materialien noch um die Straße her aufgehäuft, aber alles ist öde und todt, und schwarz starrt die Ruine des kaum begonnenen Gebäudes dem Wanderer entgegen, indeß gewaltige schneebedeckte Felshörner, an denen ein Gletscher sich herabsenkt, dahinter aufragen, heute von rastlos sich wälzenden winterlichen Wolken bald entschleiert, bald verdeckt.

Wenn das Gewordene, das Ausgebildete zu Grunde geht, so läßt sich der Mensch wol noch darüber bedeuten, aber wenn das Werdende, das einer schönen Zukunft erst

Entgegengehende plötzlich niedergeworfen und langſamer Vernichtung preisgegeben wird, ſo hält es ziemlich ſchwer, nicht mismuthig zu werden. Zu ſolchen und ähnlichen Betrachtungen, die ja das Leben oft genug herbeiführt, hatten wir Stoff genug, während wir eine Zeichnung dieſer Umgebung zu entwerfen verſuchten. Die Unnachtung des Gewölks ließ es indeß nicht zu; alles und jedes nach Wunſch zu beendigen.

Die Straße fängt ſich nun an nach der Nordſeite der Alpen zu ſenken und öffnet den Blick in das mächtige Thal der Rhône. Zur Rechten ſtürzen aus einem ziemlich nahen Gletſcher Waſſerfälle hernieder, und eine Galerie führt durch einen weit vorſpringenden Felſen, bis zu deſſen Haupte der Gletſcher ſich vorſtreckt. Von Strecke zu Strecke folgen nun regelmäßig kleine Gebäude mit der Inſchrift Refuge, Reiſenden zum Schutz und Leuten zur Wohnung beſtimmt, deren Geſchäft es iſt, im Winter den angehäuften Schnee wegzuſchaffen und die Bahn für die täglich paſſirende Deligence offen zu erhalten.

Das Geſtein iſt immer noch Gneis, doch drängt ſich der Glimmer ſchon maſſenweiſe zuſammen, von einzelnen ſtarken Quarzadern durchſetzt, und geht tiefer herab in vollkommenen Glimmerſchiefer über, deſſen ſonderbar gewundene Schichten dem Geologen oft ſchwer genug zu erklären werden. — Eine ſtarke Biegung der Straße nach dem Ganterthale folgt nun, in Schneckenwindungen ſteigt ſie tiefer und tiefer herab, der Glimmerſchiefer erſcheint ganz loſe und verwittert, und die Lärchenbäume werden von Tannen und Kiefern verdrängt. Das Wetter wurde jetzt trübe und regneriſch, und um ſo gewaltiger und finſterer erſchienen die zur Linken liegenden Abgründe und Höhen. Endlich ſenkt ſich der Weg noch tiefer herab, die Rhône wird ſichtbar, die Sonne bricht nochmals durch und bildet an der nordöſtlichen Bergwand einen Regenbogen, in dem diesmal nur Orange, Grün und Violett unter-

ſchieden werden konnten. — So gelangen wir zu einzelnen im Thale liegenden Bauerhäuſern von vollkommen ſchweizeriſcher Bauart und mit hohen Nußbäumen umpflanzt. Auch die Neigung, durch irgendeinen Denkſpruch ſich dem Wanderer mitzutheilen, tritt wieder hervor, wie ich denn z. B. an einem neugebauten Hauſe Folgendes las:

Wer da baut an die Straßen,
Der muß die Leute reden laßen.

Unter wechſelndem Sonnenſchein und Regen erreichen wir endlich gegen 6 Uhr dieſes Brieg, ein kleines reinliches katholiſches Städtchen, wo moderne und echte Schweizerhäuſer bunt untereinandergereiht ſind, und wo eben jetzt die Leute vor den Fenſtern unſers Wirthshauſes auf einem einfachen, hinreichend beregneten Fußwege mit Kegelſchieben ſich zu vergnügen trachten.

Martinach (Martigny), 10. September abends.

Geſtern, in Brieg, erwachte ich bei gewaltigen Regengüſſen, die Berge hatten ihre Wolkenkragen umgethan, und wenn auch auf einzelnen Höhen etwas friſchgefallener Schnee ſichtbar wurde, ſo war doch der Himmel ſo grau umzogen, daß wir, an Stanz und Altorf gedenkend, langes Regenwetter befürchten mußten. Ich entſchloß mich ſofort, die Grimſel und das Berner Oberland für diesmal aufzugeben, miethete einen elenden Einſpänner, theuer genug, und ſo fuhren wir gen Sion ab.

Die Straße geht das Rhônethal entlang und hat wenig Abwechſelndes, iſt häufigen Ueberſchwemmungen des wilden Fluſſes ausgeſetzt und, durch Weiden und Hippophaägebüſch ſich dahinziehend, übt ſie den Reiſenden im Ertragen tüchtiger Stöße des Wagens. Die anſtehenden Thalwände zeigen ſich an ihrem Fuße aus ſchieferigem, krummſchaligem Alpen-Kalkſtein

beſtehend, lehnen ſich aber unter mäßigem Neigungswinkel ſo gewaltig in die Höhe, daß ihre Gipfel in die Schneeregion eingreifen und von Wolkenzügen fortwährend umſpielt werden. Weiter abwärts ſind ſie bewaldet oder bebaut. Die Dörfer dieſer Walliſer haben ein elendes Anſehen, die Unreinlichkeit herrſcht im Innern, die Häuſer, aus Holz zuſammengefügt, ruhen gewöhnlich auf vier mit Steinplatten bedeckten Pfählen, und die häßlichen Cretins, einer immer widerlicher als der andere, begegnen dem Fremden allerwegen. — In manchen Dörfern ſehen die Bewohner Winterszeiten keine Sonne, weil ſie über die Gebirge nicht heraufkommt, und daß gerade dieſer Lichtmangel an Entſtehung des Cretinismus großen Antheil habe, ſcheint keinem Zweifel unterworfen. — Auch das, was von Nationaltracht ſichtbar wird, namentlich am weiblichen Geſchlecht, iſt unſchön; vorzüglich ſind die kleinen Filzhüte der Weiber ein widriger Kopfputz. — Franzöſiſch hört man ſchon häufig.

Wir waren ſo ſchlecht gefahren, daß bald das Dunkel hereinbrach, und erſt als ſpäterhin der Mond am klar gewordenen Himmel über die gewaltigen Bergwände heraufſtieg, zeigten der hellbeleuchtete reißende Bergſtrom, die großartigen herabgeſtürzten Felsmaſſen und die hohen Gebirgswandungen die wunderbarſten Effecte. Spät in der Nacht endlich gelangten wir nach Sitten (Sion), wo wir einige Mühe hatten, noch ein Unterkommen zu finden.

Martinach, 11. September.

In Sion erzählte der Wirth uns früh von einem benachbarten Thale, welches gegen das Joch der Alpen zu in die gewaltigſten Gletſcher ausgehe und viel Gemſen enthalte. Nur vor drei Tagen hatte er von daher zwei erlegte Gemſen bekommen, und brachte uns den Kopf der letztern, welcher

ohne Unterkiefer, ſonſt aber mit dem Fell überzogen eingepökelt, getrocknet und als Zierath aufgehangen zu werden pflegt. — Gern hätte ich nach dieſem Thale eine Excurſion unternommen, allein unter drei Tagen war an keine Rückkehr zu denken, und bei ſo wechſelndem Wetter und ſo beſchränkter Zeit ſchien alſo die Unternehmung nicht rathſam.

Wir gingen nun am 10. Sept. früh von Sion ab und wanderten durch das ſchöne Walliſerthal auf Martigny zu. Der Morgen war heiter und zeigte die herrliche Gegend von Sion in ihrem vollen Reichthum. Maleriſch ragen über der Stadt die beiden alten Schlöſſer herauf, und gegen die fernen bläulichen Alpenketten bilden die ſchöne Thalvegetation und die nähern mit mannichfaltigem Grün bedeckten Vorſprünge der Berge, zum Theil mit Ruinen geziert, den anmuthigſten Gegenſatz.

Bei Ardon überraſchte uns der Anblick eines aus ungeheuern Felsmauern hervorbrechenden Gebirgswaſſers (der Lucerne). Die Schlucht, aus welcher dieſes Waſſer hervorſtrömt, war von ſo gewaltiger Höhe, die Formen der Felſen ſo koloſſal, daß man Dante's Eingang zur Unterwelt füglich hierher hätte verlegen mögen. Noch imponirender jedoch erſchien weiterhin bei St.-Pierre der Einblick in die Kalkfelſen der Diablerets. Titanenhaft übereinander gethürmt ſtarrt hier eine Grauen erregende Maſſe von Zacken und Pyramiden in ſchwindelnder Höhe. Eben zogen aufſteigende Regenſchauer ihren zarten grauen Schleier um dieſe Schluchten, geſpenſterhaft ſtiegen Wolken an ihnen empor, und die abgedämpften, violetten, röthlichen und olivengrünen Töne vollendeten das Ganze zu einer zauberhaften Erſcheinung.

Wir überſchritten die Rhône und kamen im Sprühregen unter Erlengebüſch nach St.-Pierre, wo eine alte dicke Wirthin uns ein einfaches tüchtiges Mittagsmahl bereitete, zu welchem der leibliche Landwein gut genug mundete. Alles

spricht hier schon französisch. Gegen 7 Uhr kamen wir unter wechselnden Regenschauern nach Martigny. Dieser Weg ist weniger reich an Abwechselung. Das Rhônethal scheint sich erst zu schließen, öffnet sich indeß dann gen Norden, um die Rhône nach dem Genfersee abfließen zu lassen. Die Bergwände übrigens, welche den Wanderer fortwährend umgeben, sind so durchaus riesenhaft, daß man zuletzt hier, wie überhaupt so oft in der Schweiz, den gewöhnlichen Maßstab gänzlich verliert, und fast vergessen würde, wie großartig diese Massen sind, wenn man nicht von Zeit zu Zeit neue Vergleichungspunkte aufsuchte.

Chamouny, 11. September abends.

Endlich in diesem langersehnten Thale!

Heute früh zogen wir bei Sonnenschein aus Martigny, im Thale der Drance hinauf, dem Col de Forcle entgegen.

Als wir einige hundert Schritte am Flusse fortgestiegen waren, fielen uns die Spuren jener Verwüstung auf, welche der berüchtigte Gletscherstürz und Wasserdurchbruch im Bagnethale vor wenig Jahren verursacht hatte. Mehrere hundert Fuß hoch hatte dort hinter herabgestürzten Eismassen das Gebirgswasser sich aufgestaut. Vergeblich suchte man durch ungeheuere Anstrengungen das Wasser mittels eines im Eise ausgehauenen Stollen abzuleiten, gemildert wurde dadurch wol in etwas die Zerstörung, aber abzuwenden war sie nicht. Plötzlich durchbrach das wüthende Gewässer den ganzen Eisdamm, gemischt mit Eis und Felsenmassen tobte es in die Thäler hinab, und trotzdem, daß Kanonenschläge die tiefer liegenden Gegenden gewarnt hatten, wurden doch allein im Thale von Martigny, wohin das Bagnethal sich öffnet, gegen 40 Menschen das Opfer der Flut. Jetzt noch liegen lange öde Strecken zu beiden Seiten des Flusses mit Schutt

und Gerölle, ja mit großen Felsstücken überschüttet, eben da, wo kurz vorher Gärten und Häuser gestanden hatten.

Auch das Thal, welches zum großen St.-Bernhard hinaufführt, öffnet sich gegen Martigny, und gerade gelangten wir an die Brücke der Drance, als ein Maulthiertreiber aus Chamouny mit drei stattlichen Thieren vom Bernhard herabkam, uns dieselben anbietend. Er hatte Engländer auf den St.-Bernhard gebracht und kehrte leer nach Chamouny zurück, sodaß er denn auf die billigsten Bedingungen uns einladen konnte. Nun ist allerdings das Bergsteigen auf dem Rücken dieser Thiere, von wo man der herrlichen Aussicht mit voller Muße genießt, eine treffliche Sache. Wir zauderten nicht aufzusteigen, und durch Gärten und unter alten hohen Kastanienbäumen edler Art begann alsbald der Gebirgsweg mit den herrlichsten Rückblicken in das Rhône-, Bagne- und Bernhardsthal.

Wir kamen weiter hinauf, und immer wilder erschien der Charakter der Gegend. Lärchenwald mit den gewaltigsten Stämmen, mächtige Felsblöcke in der Urzeit von höhern bewaldeten Bergwänden herabgerollt, hier und da eine elende Köhler- oder Sennhütte, bildeten die Scene. — Jetzt umdüstert sich der Himmel, dicke Wolken, mit ihrem Saume auf den Tannen hinstreichend, wälzen sich über den Col de Forcle herein, und bald ergießt sich der heftigste Regen. Schon den Tag verloren gebend reiten wir vorwärts, das Wasser strömt am Mantel herunter, die schlüpfrigen Fußwege spiegeln den grauen Himmel wider, endlich ist der Gebirgspaß überstiegen und im Schneckengange senkt sich der elende Fußpfad abwärts, wo in einem tiefen Thalgrunde einzelne Hütten das Dorf Trient bezeichnen. Eine kleine Hütte mit lustig flackerndem Kaminfeuer nimmt mich auf, man trocknet sich nach Vermögen, der Kessel wird zum Feuer gehangen und freundliche Leute bereiten Milch und Eier. Ja unerwartet bricht

plötzlich die Sonne wieder durch, und zu dem kleinen Fenſter hinausblickend, ſteht der erſte ſchön geformte nahe geſehene Gletſcher zwiſchen hohen Tannenwänden im blendenden Lichte vor mir. — O wie ſehr fand ich den Ritt durch den Regen jetzt belohnt!

Mittag war vorüber und wir ſtiegen wieder auf, um die Höhe des Col de Balme zu gewinnen, von wo uns die herrlichſte Ausſicht in das Chamounythal verſprochen war. Dieſe Gebirgspfade jedoch waren die knappſten, die wir noch angetroffen, mühſam klimmen über Wurzeln und Blöcke die Maulthiere hinauf, querüber geworfene Lärchentannen nöthigen oft zu großen Umwegen, und mit Mühe hält man ſich bei dem Geradeaufklettern der Thiere in dem ſonſt ſo bequemen Sattel. Endlich müſſen wir abſteigen, denn grimmig blicken die Tiefen herauf und blendend leuchtet ſeitwärts durch die Tannen der Gletſcher. Noch im vorigen Jahre ſtürzte hier ein Pferd (glücklicherweiſe ohne Reiter) in die Tiefe hinab, und ſo ſoll denn auch jetzt nur noch der Gebrauch von Maulthieren auf dieſen Wegen geſtattet ſein.

Höher hinauf kommen wir ins Freie, an ungeheuern Felsmaſſen vorbei, auf Alpenweiden, wo unter umhergeſtreuten Steinen läutende Heerden klettern. Eine elende Sennhütte, von übereinandergelegten Steinplatten aufgerichtet, ragt kümmerlich auf einer Anhöhe vor, und ein Ziegenhirt am Wege, hinter einem Felsblocke in ein braunes zottiges Schaffell eingewickelt, paßt gut genug zu dieſer verödeten Umgebung. So reiten wir fortwährend aufwärts dem Col de Balme entgegen, über den noch immer ſonnige Wolken in raſchem Zuge herüberſtreifen. Rechts die ſchroffſten Bergkanten, von welchen noch vor wenig Jahren ein Fremder, zu weit ſich vorwagend, herabſtürzte, und rückwärts bleibt kaum eine ſchmale Einſicht in das Thal von Trient und nach dem Col de Forcle offen. Eine neue Flora von Gentianen, moosartigen Saxifragen

und Sempervivum erscheint; Schnee, halb überfroren, wird in ziemlichen Flächen sichtbar, die Luft zieht schneidend kalt, und endlich sind wir auf der Höhe! Nun war's gut! Die Sonne leuchtete fort trotz mancher vorbeieilenden Wolke; mitten aus wogenden, hellerleuchteten Cumulis wurde der Montblanc sichtbar, weiter nach uns zu der Mont-Dru. Rechts lagen die Aiguilles rouges; lange Gletscher strecken sich in das weitgeöffnete Chamounythal hinab; immer aber kehrt das Auge zu den ungeheuern Eis- und Schneemassen des Montblanc zurück, auf denen die wunderbarsten Spiele von Licht und Färbung sich entwickeln.

Jetzt kommen neue Wolken gezogen; erst vorbei, dann uns nebelartig einhüllend, und endlich, sich gleich einem Vorhange wieder aufhebend, die herrlichen Thäler und Firnen entschleiernd und weiter ziehend. — Eine wärmere Temperatur, minderer Luftzug und Geruch nach Nebel bezeichnet jedesmal dieses Wandeln in einer Wolke. — Zu Fuß wandern wir nun über abhängige feuchte Alpenwiesen, an großen Büschen der Gentiana purpurea vorbei ins Thal hernieder. Tiefer herabgekommen zieht uns der Glacier du Tour an, wir ruhen nicht, bis wir über das aus ihm hervorquellende Gewässer, über den Sand- und Steinwall, der seinen Fuß umgibt, auf das Eis selbst vorgedrungen sind, und sitzen nun dort vor den ungeheuern Spitzen und Höhlen, um sie zu zeichnen. Zum ersten mal hören wir den Donner gelöster Eismassen, welche in den obern Regionen herabstürzen, und schauen das wunderbare Vitriolgrün, welches die Klüfte und Spalten dieses körnigen Eises bezeichnet. — Einige Achattrümmer werden beim Weggehen aus der Oberfläche großer Eisblöcke losgebrochen und zum Andenken mitgenommen; denn bekanntlich führen die langsam herabsteigenden Gletscher vielfältiges Gerölle mit sich, jedoch immer wieder stößt die reine Krystallbildung des Eises die fremden Körper nach außen,

und ſie ſind darin dem Meere, ſowie einem kräftigen menſchlichen Gemüth ähnlich, die zwar auch halb freiwillig, halb gedrungen vielfältiges Fremdartige in ſich aufnehmen müſſen, jedoch zu rechter Zeit auch davon loszukommen, es von ſich auszuſcheiden, hinreichende Macht haben. — Dann über Argentiere mit ſeinem nicht minder prachtvollen Gletſcher, an dem ſelbſt bergeshohen Glacier du bois vorbei, kommen wir hier nach Prieuré. — Viel beſchäftigte uns das Spiel der jetzt farbig werdenden Wolken um die ungeheuere Höhe des Montblanc; ja endlich in dem zierlichen Prieuré de Chamouny ſelbſt, wo unſere Fenſter die volle Anſicht des Montblanc geben, ſehen wir die ihm angehörigen Gebirgsketten in der Abendſonne vergoldet. Als ſpäter aber das Dunkel der Nacht hereingebrochen war, hob eine noch zauberhaftere Erſcheinung aus dem dunkeln Nachthimmel ſich hervor, denn der aufgehende, uns lange noch nicht ſichtbare Mond, umgoß jetzt mit mildem Lichtſaume den Gipfel des weißen Berges.

O Gott! hier iſt ja nun eben das Ideal, welches ich von der Alpenwelt in mir trug, wirklich und wahrhaftig da! und ich habe Mühe, mich zu überreden, daß es nicht ein bloßer Traum iſt.

Chamouny, 12. September abends.

Dieſen Tag zeichne ich roth im Kalender! Ich war auf dem Mont-Anvert, welcher, am Gebirgsjoche des Montblanc, öſtlich von Chamouny gelegen, 450 Toiſen über das Thal und 900 Toiſen über das Meer ſich erhebt.

Mit guten Alpenſtäben bewehrt, waren wir früh beim heiterſten Morgen aufgebrochen, und ein dreiſtündiger, oft ſehr mühſeliger Waldweg leitete uns gegen 9 Uhr zur erfreulichen Höhe. Erquickung boten unterwegs Kinder mit reinlichen Körbchen, worin ſie Milch, Waſſer, Erdbeeren, Kirſch-

waſſer u. dgl. dem Wanderer entgegentrugen. Mehr als alles erquickte jedoch auf der Höhe eine Gebirgsluft, wie ich ſie noch nie und nirgends geathmet hatte. Vom reinen Himmelsblau niederwehend, über die ungeheuerſten Eismaſſen ſtreifend, ſchien ſie von jedem irdiſchen Duft befreit, und ſchwach nur miſchte ſich ihr ein Würzgeruch der herrlichſten Alpenkräuter bei, welche üppig hier zwiſchen mächtigen Felsblöcken und einzelnen halbverwitterten Fichten emporſproßten. Zu alledem nun aber der Blick über das Eismeer, deſſen bläulichgrünen, ewig ſtarren Wogen, halb vom Mont-Dru, halb vom Montblanc ſich niederſenkend, bald zu einem einzigen Eisfelde ſich vereinigen! Dann die ſchönen Alpenhörner mit ihren ewigen Schneefeldern! der Grand Joraſſe, der Géant, an deſſen Fuße Sauſſure ſeine Beobachtungen anſtellte, der Mont-Dru, welcher mit ſeinen Glimmerſchiefernadeln, gothiſchen Münſtern ähnlich, in den blauen Himmelsraum aufragt, mit lockerm Schnee aufs zierlichſte beſtäubt! Alles in ſo übermenſchlichen Verhältniſſen, daß man erſt Vergleiche anſtellen muß, um die wahre Größe ſich zu verſinnlichen! Und wie reizend iſt das Farbenſpiel dieſer gigantiſchen Maſſen, wie zart und rein die Abſtufung ihrer röthlichen, ockerfarbigen und weiterhin violetten Töne, bei allem Ungeheuern ihrer Verhältniſſe! — Was dem Menſchen ſo ſelten zu vereinen gegeben iſt, Feſtigkeit und Größe des Ganzen mit Zartheit und Reinheit im einzelnen, das bietet hier in innigſter Durchdringung die ewig unerſchöpfliche Natur.

Eine kleine von Pictet in Gent geſtiftete Hütte nimmt uns jetzt auf, und durch Milch und Erdbeeren erquickt, machen wir uns nun auf den Weg zum Eismeer. Durch Gebüſch von Alpenroſen leitet hier ein Fußſteig abwärts, man gelangt zum hohen Steinwall (Moraine), der hier wie überall die Ränder des Gletſchers umgibt, und über das vom Eiſe herabgeführte und ausgeſtoßene Gerölle, ja über mächtige

Felsblöcke klimmend, betritt man endlich die furchtbaren bläulichen Wogen. Jetzt erscheint, was von oben als mäßige Rauhigkeiten sich darstellte, als baumhohe pyramidalische Massen, als ein Gebirgsbild von Thälern durchschnitten, ja von gewaltigen smaragdgrünen Spalten zerrissen. Diese Spalten sind von krystallreinem Wasser erfüllt, auf dem die reine frische Morgenluft eine leichte Eisrinde erzeugt hatte. Hinunter geworfene Steine donnerten hohl in ihre gähnende Tiefe hinab, und gefährlich genug wandelt sich's an ihren glatten Rändern auf dem durchaus körnigen Eise.

Gegen 2 Uhr kamen wir wieder zur Hütte des Mont-Anvert zurück, die mannichfaltigen Fremden hatten sich verloren, und wir erfreuten uns noch lange der Reichthümer dieses Gebirges. — Hübsch war es, wie die niedlichen Savoyardenmädchen die Thür des Hauses mit ihren Körbchen gleichsam besetzt hielten, wie die kirren Ziegen im Sonnenlichte auf den Abhängen umherkletterten, und wie in ihr Klingeln das Brausen der durch den Gletscher stürzenden Wasserfälle heraustönte! — Endlich mußten wir scheiden. Am Himmel hatten sich jetzt viele Cirrus gesammelt, doch immer noch Sonnenlicht. Durch Alpenrosen und Wachholder, zwischen halberstorbenen Lärchentannen, stiegen wir längs des Gletschers herab. Die warme Sonne löste von Zeit zu Zeit große Eismassen von den grimmig aufstarrenden Zacken; da, wo die Wasserfälle aus dem Eise sich ergossen, brachen sie vorzüglich los, senkten sich erst, hemmten den Lauf des Wassers, und stürzten dann, zu feinem Eisstaube sich zermalmend, donnernd in die Tiefe neben uns hinab. Oft hemmte unsere Schritte das Vernehmen dieses herrlich widerhallenden Donners, aber vielmals mußten unsere Augen die Stelle lange suchen, wo eine solche Staubwolke am Eise niederschwebte, so klein erschien in der Ferne ein solcher Sturz an diesen ungeheuern Wänden. — So erreichten wir denn nach

langem ſchroffen Bergabſteigen den Fuß des Gletſchers, welcher, im Vorrücken noch immer begriffen, ſeit einer Reihe von Jahren ſchon eine bedeutende Waldſtrecke verheert hat. Hier iſt die berühmte Quelle des Arvairon, wo breit und ſchäumend der ſtarke Gebirgsbach aus einem mächtigen Eisgewölbe hervorſtürzt, deſſen Vertiefungen, Pfeiler und Bögen wieder jenes Chryſoprasgrün zeigen, welches als eigenthümliche Farbe alles Urgewäſſers in Seen, Meeren und Gletſchern hervortritt. Innen iſt ihr Boden mit herabgeſtürzten weißlichen Eismaſſen und Trümmern bedeckt, deren ſcharf gebrochene Kanten mich mehrfach an die Kreidenkanten und Spitzen von Rügen erinnerten. Der Fuß des Gletſchers überragt dabei immer noch bedeutend die nahe an ihm aufſteigenden Tannen, und ſchön ſah es aus, wie ſein nördlicher Flügel gegen die entfernte dunkle Gebirgswand ſcharf ſich abſetzend, von der Abendſonne durchleuchtet wurde.

Längs der Arve kehrten wir endlich nach Prieuré zurück, und überſahen heute noch einmal den im Alpenlicht glänzenden Montblanc mit ſeinen mannichfaltigen Gipfeln und Zacken, von welchen der Führer uns namentlich Aiguille du Goûter, Dôme, Sommet und Aiguille du Midi bemerken ließ.

Es war eben noch Zeit, einen Blick in das ſogenannte Naturaliencabinet zu thun, ein mit Mineralien, Gemshörnern u. dgl. aufgeputztes Gewölbe, welches mehr zum Handel als für wiſſenſchaftliche Zwecke zuſammengebracht iſt. Wichtiger dagegen war uns der nebenan in einer Scheune gehaltene lebende Steinbock. Das Thier iſt dreijährig, grau, mit dunkler gezeichnetem Rücken, männlich, die Hörner mit drei Ringen umgeben. Es iſt ganz jung gefangen und eine Ziege hat es aufgeſäugt. Der Kopf iſt größer als der der Gemſe, das Auge groß und gar klug und lebhaft, der Hals kurz und kräftig, und die Bewegung energiſch, raſch und äußerſt geſchickt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt waren die freiliegenden

Hahnebalken der Scheune; mit einem Satze ſchwang es ſich, von einem Knaben mit einer Stange aufgeſcheucht, herab auf die Tenne, aber ebenſo raſch, und kaum ſichtbar erſt an die Mauer anſpringend, hatte es ſich wieder auf ſeinen Balken hinaufgeſchwungen. Wie friſch mögen dieſe tüchtigen Geſchöpfe erſt in ihrer Freiheit ſich von Klippe zu Klippe ſchwingen!

VII.

Salenches, 13. September abends.

Heute früh wanderten wir von Chamouny fort; noch einmal zeigte der Montblanc, obwol der Himmel ſchon mit Hochgewölk bedeckt war, ſein weißes Haupt, und kaum war noch eine Zeichnung ſeiner mannichfaltigen Zacken und Vorſprünge entworfen, ſo zogen auch ſchon niedrigere Wolken heran, um ihn zu verhüllen. Wir kamen jetzt dem Glacier Boſſon gegenüber, der mit gewaltig aufragenden Eispyramiden gerade vor den Felſen ſich niederſenkt, welche gemeinhin les grands Mulêts genannt werden und das Ziel der erſten Tagereiſe für die Reiſenden abgeben, welche den Montblanc beſteigen wollen. In der Nähe dieſes Gletſchers hatten nur vor drei Wochen wilde Gebirgswäſſer grimmig gewüthet, viele Felder verſchlämmt und ein Kind getödtet. Noch ſah man deutlich die mit Gerölle ausgefüllten Schluchten, aus denen ſie hervorgebrochen waren. — Wir ſtiegen jetzt gegen den Gletſcher hinauf. Es iſt dies einer von denen, welche im Zurückgehen begriffen ſind, und gerade daraus erklären ſich die ungeheuern Eisnadeln, welche, wie hohe Tannenbäume aufgerichtet, dieſen Gletſcher vor andern auszeichnen. Ziemlich weit ging es erſt durch Gärten und Wieſen, dann aber kam ein höchſt beſchwerlicher Weg über eine große Fläche loſen Gerölles und über

Felsblöcke, welche als breiter Wall den Fuß des Gletſchers umringen. Endlich ſtanden wir nahe an jenen Eisthürmen, die aus der Ferne ſchon die Blicke mächtig angezogen hatten; aber wie groß ragten ſie nun erſt vor uns auf! Dunkel violettgraues Gewölk zog wogend hinter ihnen vorüber und wie ſchön ſtand die lichtgrüne Farbe dieſer Pfeiler, deren Oberfläche von Luft und Wärme kleinmuſchelig ausgenagt war, gegen ſolchen Hintergrund! Manche dieſer Maſſen fürchtet man jeden Augenblick einſtürzen zu ſehen, und doch ſtehen ſie zum Theil ſchon ſeit vielen Jahren. Anhaltendes warmes Wetter und Regen machen ſie dann früher oder ſpäter zuſammenbrechen.

Diez ſtieg mit dem Führer noch weiter hinauf, ich ſetzte mich auf einen Felsblock, hüllte mich in meinen Mantel und fing an zu zeichnen. Eine wunderbare Stille war um mich her; ich ſah mich allein dieſen gigantiſchen Maſſen gegenüber. Um mich her nichts als ödes Gerölle, die Trümmer allmählich ſich zerklüftender Urgebirge; nahe die tiefziehenden dunkeln Wolken, einige entfernte Tannen dienten nur, die Höhe der Eisthürme anſchaulicher zu machen, und vor mir nun die grünlichen Maſſen des Gletſchers, in deſſen Innern von Zeit zu Zeit ein dumpfes Krachen und Klirren ſtürzender Eisſtücke hörbar wurde. Luſtig flogen dann wol wieder einige Vöglein über die ſtarrenden Maſſen dahin, und endlich drängte ſich die Sonne durch das Gewölk und ließ für wenig Augenblicke dieſe reinen Kryſtalle in ihrer eigenſten Natur funkeln. — Nur der ſtärker andringende Regen konnte mich zuletzt von dieſer Scene verſcheuchen. Ich ſtieg meinem Begleiter nach; mit Mühe kletterten wir dann ſeitwärts über die furchtbaren Moränen hinab, und bald gelangten wir über üppige Triften wieder zum verlaſſenen Fußweg. — Es war wol der letzte Blick, den uns die wahre Schweizernatur zuwarf.

Ein beſchwerlicher Weg im fortdauernden Regen, durch mancherlei Dörfer hob nun an. Wir wählten den Weg über den Col de Forclaz, um die Bäder von St.-Gervais zu ſehen, denen ich den Waſſerfall der Arve aufopferte. — Der Berg war heute wegen der drückenden Luft beſonders ſchwer zu erſteigen. Oben im Walde umzogen uns dichte Wolken; es war als gehe man in ſtarkem Herbſtnebel. Schon vorher hatten wir bald über, bald unter uns, aber immer nahe, den Wolkenzug beobachtet. — Es iſt, wie wir hören, Jahrmarkt in St.-Gervais und lange Reihen von Kühen, dorthin beſtimmt, ziehen vor uns her. — Glücklicherweiſe minderte ſich in dieſer Wolkenregion der eigentliche Regen, und ſo erreichten wir gegen 1 Uhr den Gebirgspaß.

Das Steigen, die Nebelluft, die Hitze, die waſſergetränkten Mäntel, alles hatte uns tüchtig zugeſetzt, und ſo waren wir genöthigt, zu einer etwas tiefer gelegenen Sennenhütte uns zu wenden, um irgendeine Erquickung zu finden. Feuer wurde alsbald entzündet, die alte redliche Sennerin hing den Milchkeſſel zum Feuer und brachte von ihrem kuchenförmigen Kleienbrote zum Einweichen in die Milch. Es war etwas beſſer als von Stroh und erinnere ich mich nie etwas Aehnliches genoſſen zu haben; indeß, man mußte ſich damit verſtändigen! Ueberhaupt war es ein gar finſterer, unreinlicher, triſter Raum in dieſer Hütte, und die grauen Wolken und Tannenwälder, ſo man durch die offene Thür gewahr wurde, verſtärkten nur das Melancholiſche des Eindrucks. — Morgen wollten auch dieſe Leute hinab ins Thal, um im nächſten Mai erſt ihre Alpe wieder zu beziehen.

Nach langem Bergabſteigen kommt man endlich nach St.-Gervais, und noch tiefer in einer Gebirgsſchlucht liegen die Bäder. Sie ſind erſt ſeit 14 Jahren entdeckt, werden indeß ſchon häufig von Gichtiſchen, Rheumatiſchen und Hautkranken beſucht. Man zählte diesmal gegen 100 Familien.

Die Felsen umher sind Kalk, die Quelle bricht ziemlich stark mit 32 Grad Wärme hervor, wird theils getrunken, theils zu einfachen und Douchebädern verbraucht. Die Badewannen sind hölzern, trogartig von Bretern zusammengefügt, die Badezimmer konnten nicht gerühmt werden. Für Wohnungen der Fremden soll jedoch hinreichend gesorgt sein, auch wurde fleißig gebaut. — Das Thal selbst ist abwechselnd von ziemlich wildem Charakter. Nahe hinter dem Bade macht der durchströmende Gebirgsbach einen schönen Wasserfall. Für die Kranken ist durch Anwesenheit eines Arztes aus Genf, und eines zweiten aus Nancy gesorgt.

Das Thal von Gervais öffnet sich in das Thal der Arve, welches letztere seit dem Abhange von Servoz, wo die Arve einen Fall bildet, schon um vieles niedriger geworden ist. Der Weg geht anmuthig zwischen den höhern Bergwänden im breiten gutbebauten Thale um den Mont-Varens herum, der mit terrassenartig sich erhebenden Felsmassen über die Wolkenregion emporstrebt. — Viel Volk zum Jahrmarkte in St.-Gervais zog uns noch entgegen, die Frauen mit schwarzen, weißberänderten Mützen und darüber gesetzten breitrandigen, schwarzen Filzhüten, die Männer im gewöhnlichen, etwas philistermäßigen Costüm, fast alle trugen ihre Regenschirme flintenhaft auf den Rücken gebunden. Komisch erschien eine Frau, die, den einen Schuh in der Hand, den andern auf ihren Strohhut gesetzt, ganz ernsthaft daherging.

Genève, 14. September.

Früh zu Salenches lag uns noch einmal rein und klar der Montblanc vor. Aus dem Thale zwar stiegen die Wolken auf, aber sich kaum zu den Gipfeln der tiefern Gebirge erhebend, ließen sie jene herrlichen Schneefelder völlig frei. Ueberhaupt war die Nacht wieder Schnee, auch auf dem unsern

Fenstern gerade gegenüberliegenden Mont-Varens und ähnlichen Höhen gefallen, und Aufklärung des immer noch etwas umdüsterten Himmels mußte der alten Regel zufolge erwartet werden.

Auf einem Char à banc, einer sonderbaren Art bedeckter Droschke, rollten wir nun über die hohe Bogenbrücke der Arve, das von Hochgebirgen umschlossene Thal hinab. Alles ist fleißig bebaut, Gärten und Felder bedecken die Berge bis in ihre mittlere Höhe, dann schließen Waldungen sich an und endlich erheben sich mächtige Felsgipfel zu den obern Regionen der Atmosphäre.

Wir kamen hier an dem schönen Wasserfall d'Arpens vorüber. Aus hohen Kalkfelsen, an ihren Gipfeln von Wolken umhüllt, stürzt sich in zarten Silberschleiern der Bach hernieder, zertheilt sich tiefer unten über großen Felsblöcken in mehrere Silberadern, und sammelt sich endlich in einem stärkern Guß. Ein solches Niedergießen aus Wolkenschleiern ist allemal eine herrliche bedeutungsvolle Erscheinung!

Nun immer weiter, nach Cluse, wo das Arvethal gänzlich geschlossen scheint und die Felswände schroffer aneinanderrücken. Vorher schon bei Balme gewahrt man an den Wänden des Kalkfelsen zur Rechten den Eingang einer großen Höhle, wo die Umwohnenden sich mitunter zu Festlichkeiten zusammenfinden. — Das Thal erweitert sich hinter Cluse zu einem großen Gebirgsbassin, die Gegend nimmt immer mehr den Charakter des Anmuthigen an, und der überall sichtbare fleißige Anbau thut dem Auge wohl, wenn man sich der faulen Sorglosigkeit der Italiener erinnert.

Mittag hielten wir in Bonneville, einem lustig gelegenen Flecken an der Arve, und genossen, bei flüchtigem Frühstück, einer trefflichen Aussicht über die Arve hinüber nach den schön bewaldeten Gebirgen, wozu der Garten des Wirths mit einer hochstämmigen Ricinuspflanzung einen guten Vorgrund gewährte.

Das Wetter war jetzt herrlich; lockere Cumuli zogen am sommerblauen Himmel dahin, und im besten Humor rollten wir zu diesem guten Flecken hinaus.

Ein mehr städtisches Aussehen der Dörfer bezeichnet jetzt das Annähern an eine größere Stadt. Endlich fährt man eine mäßige Anhöhe herab und Genf wird sichtbar; gegenüber liegt das lang hingestreckte Gebirge der Dôle, und seitwärts breitet zwischen bebuschten Ufern der schöne Spiegel des Genfersees sich aus. Genf selbst mit seinem Paar alten viereckigen Thürmen, übrigens mit starken Wällen und Zugbrücken umgeben, nimmt sich nicht übel aus, ist sehr lebendig von innen, sonst nicht sehr regelmäßig gebaut.

Im Hôtel aux balances hatten wir ein mittelmäßiges Unterkommen erlangt und eben waren die zu Domo d'Ossola der Simplonpost aufgegebenen Sachen richtig wieder erobert, als ich im Fremdenbuche unsers Wirthshauses den Namen Nasse lese und sein Hierwohnen erfahre.

Wir fanden uns alsbald, doppelt erfreut über so unerwartetes Zusammentreffen!

Lausanne, 16. September abends.

Am gestrigen Tage, zu Genf, früh 6 Uhr, ein einsamer Spaziergang längs der Wälle bis zum See. Das Reinliche, Abgeglättete in den Umgebungen der Stadt, in den Thoren, Wällen ꝛc., macht in solcher Morgenstille einen guten Eindruck, und man könnte wol daran Freude haben, wenn nicht eine gewisse Kleinlichkeit doch auf die Länge unangenehm fühlbar würde.

An Decandolle hatte ich einen Brief abzugeben, und es ist mir lieb gewesen, diesen berühmten Botaniker persönlich kennen zu lernen, denn eine tüchtige Natur spricht aus seinen Zügen. Ich unterhielt mich mit ihm über so mancherlei,

und immer zeigte er ſich entſchieden und beſonnen. Daß indeß auch ein ſolcher Schweizernaturforſcher nicht einmal deutſch verſteht, und folglich die deutſche, ſo reichhaltige naturwiſſenſchaftliche Literatur nicht benutzen kann, iſt immer arg genug!

Nachher machte ich einen Gang über die beiden ſchönen, innerhalb der Stadt gelegenen Terraſſen, deren eine auf die Kette des Juragebirges, die andere auf den Genferſee die freie Ausſicht gewährt. Zumal die Fläche des Sees war heute ſchön von ſchimmernden Farben überlaufen, da ein friſcher Oſtwind ſie bewegte.

Auch Leſeinſtitut, Bibliothek und Naturalienſammlung wurden mir gezeigt. Die Genfer, ſeit ſie wieder eine Art von Selbſtändigkeit erlangt haben, geben in dieſen Dingen einer eigenen patriotiſchen Eitelkeit Raum. Ein kleines Paris vorſtellen zu können, wäre ihnen ganz angenehm, und ſie ſubſcribiren nach Möglichkeit, um die mannichfaltigſten gemeinnützigen Anſtalten zu Stande zu bringen. Auf ſolchem Wege haben ſie in zwei Jahren eine Bibliothek von 9000 Bänden aufgeſtellt, und ihr Leſeinſtitut hat blos durch freiwillige Beiträge 12000 Frs. Einkünfte. Auf dieſelbe Weiſe iſt auch das Naturaliencabinet zuſammengebracht und enthält bereits einige gute Sachen. Eine Zierde dieſer Sammlung wird der Elefant abgeben, den man vor einigen Jahren hier, da er wild geworden war, in einer Baſtei erſchießen laſſen mußte. Dr. François Major, ein geſchickter Anatom und Chirurg, zeigte mir ferner intereſſante, hier herum gefundene Verſteinerungen, die Kiefern eines Krokodilſchädels mit neu nachgewachſenen Zähnen innerhalb der alten; dann mehrere Zähne vom Maſtodon, Fiſchwirbel u. dgl. Ich ging mit ihm zu ſeiner Wohnung, wo er ſelbſt noch eine ganz hübſche Sammlung bewahrte. Er hatte mit Spix unter Cuvier ſtudirt und wirkt vieles hier für jene öffentliche Sammlung; mir verehrte er einen trefflich

präparirten Gemsschädel, der mir später zu manchen Vergleichungen ganz erwünschte Gelegenheit gegeben hat.

So war denn die Zeit des Diner herangerückt und ich verfügte mich jetzt mit Nasses zu dem eleganten Butini, den ich schon in Dresden kennen gelernt und der mich sogleich eingeladen hatte, wo denn aufs zierlichste gespeist und vieles oberflächlich verhandelt wurde. Später versammelte sich bei Butini, dem Vater, eine medicinische Gesellschaft, wo ich noch einige genfer Aerzte, namentlich Coindet und Maunoir, kennen lernte. Die Einladung des jüngern Butini zum Ball auf heute Abend, wo „toute la jeunesse de Genève" zugegen sein würde, hatte ich höflichst abgelehnt, um sofort noch bis Lausanne zu fahren.

Der Weg dahin läuft fortwährend längs des Seeufers, es wehte ein scharfer Nordostwind (die Bise hier genannt) und bewegte die schönfarbigen Wellen zum lebhaftesten Schäumen. Blau, Violett, Purpur und Grün wechselten in den mannichfaltigsten Verbindungen. Die vielen trefflich appretirten, etwas kleinlichen Landhäuser am Wege, stimmten zum Aussehen dieser Genferinnen mit ihren langgeschlitzten kleinen Augen und blassen langen Gesichtern; alles gleichsam geborene Gouvernanten. — Die kleine Stadt Nion mit einem alten, immerfort im besten Stande erhaltenen Schlosse, den netten kleinen Häuserchen, den glatten Straßen, und ihren eleganten, zum Theil wohlgemalten Aushängeschildern, sie gehörte auch mit zu diesem Schlage. — Fast ebenso war Rolle.

Gegen Abend erreichten wir Lausanne, eine auf Berg und Thal gelegene, zum Theil elegant und halb italienisch, zum Theil aber auch gewöhnlich und schlecht gothisch gebaute Stadt.

Wir machten noch bei einbrechender Dämmerung einen Gang zum Dome, der hoch über der Stadt inmitten alter Linden liegt. Eine lange bedeckte Treppe führt da hinauf. Die wunderlich verschränkte, ins Breite gezogene, gothische

Bauart konnte gerade nicht gerühmt werden, aber hübsch war es doch, wie unter den alten Bäumen in der milden Abendluft Kinder tanzten und sangen, und wie von der westlichen Mauer herab die still gewordene Stadt vor dem Spiegel des Sees und unter Abendroth und Abendstern sich ausbreitete.

Yverdon, 17. September.

Dieses Yverdon ist ein kleines reinliches Städtchen an den flachen von Pappelalleen bekränzten Ufern des Neufchâtelersees. Ich hatte einen Brief an Niederer abzugeben, einen ehemaligen Schüler Pestalozzi's, jetzt ihm in vielem entgegen, und einem besondern Erziehungsinstitut vorstehend. Es war mir nicht uninteressant, einen Blick in das Treiben der hiesigen Erzieher zu werfen, deren jeder sein eigenes System sich gebildet hat. Niederer nimmt die Aufgabe prosaischer als Pestalozzi, vielleicht aber eben darum erfolgreicher. Ich fand bei ihm auch die Schwester eines dresdener Erziehers, selbst dort Unterricht gebend, ein stilles, anmuthiges, etwas schwärmerisches Wesen, welche eigene magnetische Zustände erfahren, und viele Monate auf einer hohen Alpe einsam gelebt hatte. Mein Abend in dieser Familie verging mir demnach ganz angenehm.

Vorher hatte Niederer mich zu Pestalozzi geführt, und auch diese Individualität mir recht deutlich zu machen, war ich bemüht gewesen. Pestalozzi ist jetzt 78 Jahre alt, von kleinem Körper, aber großer Lebendigkeit im Betragen. Sein Aeußeres neigt etwas zum Cynismus, der struppichte Bart, die schwarzen Kleider, denen die Bekanntschaft einer Bürste auf alle Fälle erwünscht gewesen wäre, und der Teint der Wäsche, ließen auf so etwas schließen. Er verehrte mir seine neueste Schrift über die Erziehungsanstalt, welcher er und sein Schwiegersohn Schmidt vorstehen. Sie ist noch mit ziemlichem

Feuer geſchrieben. Wie ich höre, pflegt er gewöhnlich vormittags im Bette liegend dergleichen zu dictiren. Man ſieht es ihm unbedingt an, daß einſt eine große Idee in ihm aufgegangen, aber man fühlt auch, daß er ihrer nicht ganz Herr zu werden vermochte. Die Schüler machen ſich jetzt aus dem Tuche, das der Meiſter nicht zum fertigen Mantel verarbeiten konnte, Kleider auf ihre eigene Manier, wie denn dies vielfältig ſo zu gehen pflegt. Es gibt hier außer Peſtalozzi's Anſtalt, welche gegen 80 Zöglinge zählt, noch drei andere Erziehungsinſtitute und auch eine Taubſtummenanſtalt.

Court, 19. September abends.

Von Yverdon gelangten wir zeitig nach Neufchâtel, einer kleinen, aber netten und wohlgebauten Stadt. Der Himmel war etwas gewitterhaft geworden und der bewegte See brauſte mit ſeinen klaren, grünlichen Wellen ſchön an den Quadern der weit hinausgebauten Dämme.

Ein Spaziergang zum Schloſſe hinauf gab mir zum erſten mal wieder die heimatlichen Empfindungen eines ſtillen romantiſchen Lebens. Die ſeltſame gothiſche Architektur unter den gewaltigen Linden und Rüſtern, die Ausſicht auf Stadt und Land und See, die Ruhe der ganzen Umgebung, ſie gaben hier vollkommen jene gemüthliche Stimmung, welche mir immer nur aus ſolchen Oertlichkeiten zu erwachſen pflegt.

Heute früh nun ſollten wir auch von dieſem See Abſchied nehmen, es war der letzte Schweizerſee, den wir berührten, nur vom Bielerſee war in weiter Ferne noch ein kleiner Streifen zu entdecken. Der Weg führt ſtark bergauf, und unter fortſprühendem Regen kamen wir in das Thal von St.-Ymier herein. Die Berge ſind dort mit Schwarzwald bedeckt, die Gegend iſt wenig intereſſant, die Häuſer nehmen ſchon den breitern berner Charakter an. Dann über Courtelary,

durch das bekannte Pierre pertuis, hierher nach Court. Man fährt zuerst in einem felsigen, bewaldeten Thale aufwärts, endlich steigt ein Kalkfelsen mit stark geneigten Schichten quer durch von einer Thalwand zur andern, sodaß der Weg hier versperrt sein würde, wenn nicht, wie die Sage geht, Römerhände einen offenen Paß bereitet hätten. Es ist ein schönes altes Felsenthor, durch welches der Wanderer somit aus dem eigentlichen Schweizerlande hinausschreitet, und trotz des Regens konnten wir doch eine flüchtige Zeichnung zu nehmen nicht unterlassen. Es war gleichsam ein Lebewohl, welches wir der echten Schweiz sagten.

Basel, 21. September.

Gestern bei schönem Morgen durch das frische, mannichfach abwechselnde Val moutier. Die Gegend ist hübsch, reich bevölkert und führt uns sofort bis Lauffen, wo zuerst wieder alles deutsch spricht. Ein alter treuherziger Wirth besorgte ein preisliches Mittagsmahl, und vorher wanderten wir um die Mauern des Städtchens, in dessen flachen Stadtgräben die Gemüse aufs beste gedeihen. Die Sonne schien warm und ich lehnte beruhigt an der Thüre eines Kirchleins, wo eben der Cantor die Orgel mit einigen Chorälen zu prüfen suchte. Es war schon wieder das ganze alte liebe deutsche Wesen, das wir nun einmal nicht so leicht vergessen können. Hinter Lauffen bei Zwingen, einem Schlosse mit gewaltigen Mauerthürmen, zieht sich das Thal enger zusammen, und so fährt man in immer wechselnder und reizender Umgebung an den Ruinen des pfäffinger Schlosses vorüber bis zum Schlosse Angerstein. Hier zeigen sich an einem alten hochliegenden Thurme zierliche Wohnhäuser und Gärten höchst malerisch angesiedelt, und wie das alles so romantisch von dem umbuschten Hügel jenseits des Wassers herabsah, da konnte ich

wieder nicht vorüber, ohne noch ein erinnerndes Blatt der Mappe einzuverleiben.

Weiterhin öffnet sich das Thal völlig in das flach ausgedehnte Rheinthal; die Gegend erweitert sich, Weingärten kommen zum Vorschein, an den waldigen Hügeln zur Rechten liegen noch Klöster und viele verfallene Burgen, in Nordosten aber werden zum ersten mal die blauen Berge von Deutschland jenseit des Rhein sichtbar, endlich auch die Thürme der Münsterkirche von Basel, und bald rollt der Wagen in die Vorstadt ein. Im Innern erscheint die Stadt groß, aber winkelig, schlecht und ungleich gebaut. Vor den vergitterten gothischen Hallen des alten Rathhauses vorüber ging's zum Gasthof der drei Könige. Ein langer Saal mit vielen Fenstern stößt hier gerade an den Rhein, und vom Altan schaute ich hinaus in seine hohen Fluten, über die Rheinbrücke hin und auf die lang ausgedehnte Stadt und die fernen Berge! Rechts hinauf nach der Brücke bespülen die Wellen den Fuß eines alten, von röthlichen Steinen gebauten Gefängnißthurms, der recht wie zu unheimlichen Sagen gemacht aussieht; weiterhin gewahrt man den Brückenthurm und fern dahinter die Spitzen der Münsterkirche. Links hinunter strecken sich dann noch lange Reihen von alten Gebäuden, bis sich weiterhin die freien begrünten Ufer nach Hüningen zu öffnen, während von drüben die kleinere Hälfte der Stadt herübersieht und am Ufer eine Reihe tüchtig gezimmerter Rheinschiffe festliegen. Wie das alles so bei sinkendem Abend um mich her gebreitet war, wie unten der alte herrliche Rhein aufrauschend den Wiederkehrenden grüßte — es war mir ganz heimisch zu Sinn!

Wir gingen zur Münsterkirche, deren Bauart manches Schöne zeigt, zumal in dem westlichen Thurm und seiner durchbrochenen Spitze. Ein spätes Abendroth an herrlichem Gewölk verglühend, umschwebte die Spitzen der Kirche, und tiefer erdunkelten bald die Schatten unter den alten Bäumen

der ſogenannten Pfalz. Die Kirche liegt hoch und der beſchattete Platz hinter dem Chor endigt an einer Brüſtung, wo man Fluß, Stadt und Land weithin überblickt. Jetzt verglomm vollends das Licht des Tages an den gothiſchen Pfeilern, der Strom brauſte, die Luft war mild, das Lied der Nibelungen fiel mir ein, und ich glaube, nie fühlte ich mich jener alten wunderſamen Zeit näher als eben hier.

Dorf Schlingen zwiſchen Baſel und Freiburg,
21. September abends.

Ich war früh in Baſel noch im Innern der Münſterkirche. Sie iſt eine der älteſten. Ihr Bau iſt 1010 angefangen und 1019 beendigt, der Stil iſt deshalb etwas unbeholfen, die Gewölbe ſind niedrig, die Säulen ſchwerfällig, und die überall gehäufte rothe Bemalung iſt höchſt barbariſch. Die Treppen der unterirdiſchen Kirche ſahen beſonders pittoresk aus, und mitunter gab es auch durch die Schwibbögen hindurch ganz gute Effecte. Das Chor und ein jenem nahe liegender Saal ſind die Orte des berühmten Baſeler Conciliums im 15. Jahrhundert. Jetzt hatte man dort eine Sammlung von Verſteinerungen und Antiquitäten nicht ſowol aufgeſtellt als untergebracht. Da lag ein altes wunderliches Schwert der heiligen Feme, da waren Bruchſtücke altrömiſcher Fußböden, alte Pickelhauben, Armbrüſte u. dgl. Auch den Promotionsſaal der jetzigen Univerſität fanden wir in der Nähe. Er ſah ziemlich ebenſo verſtäubt aus wie alles übrige. Endlich beſtiegen wir den öſtlichen Thurm, deſſen Galerie eine ſchöne Ueberſicht von Stadt und Umgebung gewährt. Nordweſtlich die Vogeſen, ſüdöſtlich die Schweiz und weſtlich der Jura.

Wir wendeten uns dann zur Stadtbibliothek. Man ſagt, ſie zähle 28000 Bände und werde noch immer anſehnlich

vermehrt. Das Merkwürdigste war uns die schöne Reihe von Holbein's Zeichnungen und Gemälden, welche dort aufgestellt sich finden. Wie lehrreich und interessant mußte es mir sein, hier die so höchst charaktervollen Zeichnungen der Porträts vom Bürgermeister Meyer nebst Frau und Tochter zu finden, deren ausgeführte Köpfe auf dem Madonnenbilde zu Dresden ich so oft betrachtet hatte! Es ist außerordentlich, was hier mit einem bloßen Umriß und wenigen schwarzen und röthlichen Schraffirungen ausgedrückt ist! Wer diese Contoure doch einmal unmittelbar mit dem Bilde vergleichen könnte! Auch sein eigenes Bild findet sich hier von ihm bei noch jungen Jahren in ähnlicher Manier gezeichnet, und die reine gute gewissenhafte Seele spricht aus allen Zügen dieser wahren Schweizerphysiognomie. Unter den sonst aufgestellten Oelgemälden Holbein's sind besonders zwei Köpfe des Erasmus von Rotterdam sehr zu beachten. Ferner gedenke ich des ruhig und würdig gehaltenen Christus, wie er vor Pilatus geführt wird, auf einem größern aus mehrern Abtheilungen bestehenden Altarbilde, und außerdem finden sich noch schöne Zeichnungen zu größern Oelgemälden, als da sind: die Familie des Thomas Morus, eine wunderschöne Beterin, eine Schlacht; und einiges andere. Seltsam und fast grauenhaft erschienen mir endlich theils ein stilles Klosterzellenfenster, in dem zwei Todtenköpfe (natürlicher Größe) liegen, theils ein schauderhaft wahr gemalter, schon von Fäulniß ergriffener Leichnam; beide ebenfalls von Holbein. Die Bibliothek endlich bewahrt auch noch drei Fragmente des berühmten Baseler Todtentanzes, von welchem sonst um so weniger eine Spur mehr gesehen werden kann, als selbst die Mauer, an der er sich befand, längst niedergerissen wurde.

Nach eingenommenem Mittagsmahle im Saal am Rhein verließen wir Basel, und durch sehr einfache Gegenden kommen wir hierher, wieder auf echt deutschen Boden.

Freiburg, 23. September.

Gestern früh erfreuten wir uns eines schönen nebeligem Herbstmorgens. Die Gegend zeigt zur Rechten einen Höhenzug zum Schwarzwalde gehörig, Alleen von Nußbäumen reihen sich auf, und die Dörfer haben ein durchaus wirthliches Ansehen. In einem derselben, wo wir etwas anhielten und an der Kirche hin uns ergingen, rührten mich ein paar Verse an der Kirchhofsmauer über einem Grabe. Sie könnten auf manchem andern stehen! Hier sind sie:

Hier ruhe ich in sanftem Schlummer
Von Sorgen und von Arbeit aus,
Und keine Schlange weckt den Kummer
In meinem kleinen Todtenhaus.

Gegen Mittag dann erschien in weiter Ferne der schöne Münsterthurm Freiburgs, die Straßen wurden belebter durch viele vom Sonnabendsmarkte heimkehrende Landleute. Die Frauen meist schwarz gekleidet, in kurzen Röcken und mit großen bauschig abhängenden Halstüchern, im ganzen kein schöner Menschenschlag.

Freiburg selbst liegt in der Ebene, nahe am Fuße des Schwarzwaldes; westlich nach dem Rhein hin erhebt sich mit drei vorzüglich bemerkbaren Höhen der Kaiserstuhl, ein merkwürdiges halb vulkanisches Gebirge, und jenseit des Rhein sieht man die Vogesen. Hinter der Stadt liegt der Schloßberg mit einigen Ruinen des alten freiburger Schlosses und mit gar schöner Einsicht in die Thäler des Schwarzwaldes. Umher überall viel Weinbau!

Die Stadt war sonst viel größer im Umfange, wurde aber im 17. Jahrhundert von den Franzosen halb eingeäschert, um das übrige zu befestigen. Herrlich ragt über alles der Münster hervor, bei weitem der schönste, den ich je sah, und sicher einer der trefflichsten, die es gibt; auch zog es mich zuerst in seine Nähe, ja in sein Inneres. Wie schön und

rein steigt der gewaltige Thurm immer mehr sich verjüngend und verfeinernd, fast pflanzenartig, zu seiner Spitze auf! Der Blick verliert sich, wenn man davorsteht, in der mächtigen Höhe, und gar malerisch ist die dunkelröthliche Farbe des dazu verarbeiteten Sandsteins, von gelblichen Tinten der angeflogenen Flechten hier und da unterbrochen.

Von gleicher Erhabenheit ist das Innere der Kirche, mit den gewaltigen Pfeilern, einfach großartigen Verzierungen, ganz im Sinne des meißener Doms, und mit seinen schönen Glasmalereien. Das Sonnenlicht warf eben die Schimmer der bunten Scheiben auf den Fußboden und an die gothischen Bögen und feierliche Stille herrschte in den wohlgeordneten Räumen.

Nach Tische suchte ich den Anatomen Professor Schultze auf, einen lebendigen wackern Mann, mit dem ich manches Wissenschaftliche zu verkehren hatte. Er beeilte sich, meinen Führer bei allen Sehenswürdigkeiten zu machen, und so bestiegen wir denn zuerst den Münsterthurm, dessen obere offene geräumige Halle die freieste Umsicht gewährt. Ganz ohne Zwischenspannung erhebt sich über ihr die ungeheuere durchbrochene Spitze der achteckigen Pyramide, in welcher der Thurm sich endigt, und frei steigt der Blick von dieser Halle innen bis zum obersten Knauf der Spitze hinan. Sehr einfach und groß sind zugleich die Spitzsäulen oder Nebenthürmchen, welche vor den offenen gewaltigen Fensterbögen jener Halle sich erheben, und so hat man überall, wo man hinsieht, den schönen einfachen Sinn und den reinen Stil des alten unbekannten Baumeisters zu erkennen und zu ehren. Auch die an den Ecken der Treppenthürme angebrachten kolossalen Evangelisten mit den seltsam genug als Dachrinnen vorliegenden Anachoretenfiguren sind von großer Wirkung.

Herabgestiegen fanden wir dann im Innern des Chors noch manche gar feine gothische Verzierungen und einige merk-

würdige Bilder. Die meisten waren freilich wegen des morgenden Festes des heiligen Alexander, dessen eingesargte Gebeine hier liegen, mit Teppichen verhangen, nur die über den Nebenaltären standen der Betrachtung offen. Namentlich eins zog mich sehr an, ein viergetheiltes schönes Altarbild, mit dem heiligen Sebastian, Christophorus, Rochus und zwei Bischöfen lebensgroß auf dunkelblauem, mit goldenen Sternen besäeten Grunde. — So wandelten wir denn hier in den stillen Kreuzgängen noch einige Zeit herum, betrachteten den seltsamen Springbrunnen hinter dem Altar, wie die zur morgenden Procession aufgestellten Heiligenbilder und Reliquien, und gingen dann, die wissenschaftlichen Anstalten kennen zu lernen.

Wie man weiß, sind sie nicht sehr bedeutend, doch scheint unter den Professoren, von denen ich alsbald auch noch Ecker, den Chirurg, kennen lernte, ein reges ernstes Streben.

Abends führte man mich in den Club der Professoren im Pfau ein, wo bei Wein und Taback allerhand lustiger und politischer Zwiesprach umkreiste. Duttlinger und Buzengeiger, der erste ein wackerer Redner in der Deputirtenkammer, der andere Mathematiker und Astronom von Ruf, wurden mir bei dieser Gelegenheit noch bekannt. Dem letztern verdankte ich auf dem Heimwege die Beachtung der merkwürdigen und seltenen, jetzt eben beginnenden Conjunctur des Jupiter und Saturn.

Heute in Sonntagsfrühe nun nochmals einen Abschiedsgruß dem Münster! Es war festlicher Gottesdienst, das Schiff der Kirche von vielen Menschen erfüllt, wir aber stiegen wieder hinauf auf den im Frühnebel halb verschleierten Münsterthurm. Wie ich nun in der großen offenen Thurmhalle stand, wie von dort die beiden kleinern Thürme durch den Nebel schimmerten, die Sonne den Schatten des gewaltigen Thurmes langhin auf den über der Stadt wogenden Duft warf, und wie jetzt leichte Nebelwolken durch die Halle

ſelbſt zogen und das Sonnenlicht die herrlichſten Farbenſpiele an den Pfeilern und Bögen ſichtbar werden ließ! es war außerordentlich! Die Wirkung zu vollenden, erklang jetzt Orgelton und Geſang von unten herauf in dieſe morgendlich duftige Welt, und wem hätte da nicht das lebendigſte Gefühl der Andacht durchdringen müſſen!

Um und in dem Dom waren viele Landleute zur großen Proceſſion verſammelt; auch vom Schwarzwalde hatten ſich Leute eingefunden, und manche tüchtige Geſtalt wurde unter ihnen ſichtbar. Beſonders ſtanden den Männern ihre ſchwarzen mit kurzer Taille und hochrothem Futter verſehenen Röcke, ihre zierlichen weißen Strümpfe, und die mit großen Ueberklappen aufgeſtutzten Schuhe, ſowie die breitrandigen runden Filzhüte mit bunten Schnuren umwunden, ſehr wohl an. Weniger hübſch iſt die Tracht der Frauen; zwar ihre weißen ſchwarzbeſchleiften Strohhüte ſtehen ihnen gut zu Geſichte, aber die kurzen bauſchenden Röcke nehmen ſich deſto ſchlechter aus, ebenſo wie die kleinen Mützen mit vorn oder ſeitwärts hängenden Schleifen, welche man bei vielen gewahr wird.

Kehl, 24. September abends.

Spät kamen wir geſtern von Freiburg hier an und heute früh ſah ich den Münſter von Strasburg ſchon aus meinem Fenſter. Wir machten uns bald auf zur Wanderung, um ihn in der Nähe zu begrüßen.

Neben der zur Hälfte abgebrochenen ſoliden Brücke, führt jetzt eine lange bewegliche Schiffbrücke an der in ihrer Mitte poſtirten erſten franzöſiſchen Schildwache vorbei, auf franzöſiſchen Boden. Wie verſchieden waren dieſe trüben Wellen, die wir hier überſchritten, von den blaulich ſchimmernden Wogen des Reinfalles! faſt ſo verſchieden, wie oft genug die von verfehlten Zwecken und getäuſchten Hoffnungen erbitterte

Lebensansicht des Mannes von dem des muthig schäumenden poetischen Jugendlebens!

Auf den langen Weidendämmen hinter der Brücke kamen wir zuerst zum Monument von Desaix, welches, links am Wege liegend, uns ins Auge fiel, aber nicht lange verweilte, und dann durch weitläufige Festungswerke an Arsenalen und Vorrathshäusern, Hauptwachen und Kasernen vorüber in diesen schlecht gebautesten unansehnlichen Theil der Stadt selbst. Der gewaltig aufragende, in der Nähe immer lichter und schöner erscheinende Münster war unser Leitstern. Endlich über die die Stadt durchströmende Ill an einem Kai neben großen zweimastigen Rheinschiffen hin zum Münsterplatz! Die erste sich darbietende südliche Seite des Doms ist mit einem wenig gerathenen Portale des Chors verunziert, ich hielt mich indeß sogleich an die Schönheit der vordern Hauptmasse und fand bald der nordwestlichen Ecke gegenüber den Standpunkt, welcher mir den Urgedanken des ungeheuern Baues am reinsten offenbarte. Einheit und unübersehliche Mannichfaltigkeit, das Ungeheuere der Masse *) und die höchste Zierlichkeit des Einzelnen, vollkommene Zweckmäßigkeit der Grundverhältnisse und passendste Einfügung der untergeordneten Glieder, das möchte es etwa zunächst sein, was hier insbesondere rühmend anerkannt werden soll; indeß sind dergleichen Gegensätze am Ende immer nur Zeichen, in denen der Verstand sich über ein solches, die ganze Seele bewältigendes Gefühl Rechenschaft zu geben versucht; im wesentlichen verhält er sich doch stets zum Kunstwerk, wie der Mensch überhaupt zur lebendigen Natur; er kann wol tödten und in einzelne Theile zerlegen, aber nicht beleben, nicht die Theile wieder zum Ganzen einigen.

---

*) Einen Begriff der gewaltigen Größe kann es geben, wenn man hört, daß die Fensterrose über der Hauptthür einen Durchmesser von 20 Ellen hat.

Ich konnte es nicht erwarten, den ganzen Bau erst zu umgehen, ich trat sogleich in seine Hallen! Der erste Eindruck herrlich! das düstere Licht der gemalten Fenster, die schönen Verhältnisse der Kreuzgänge und ihrer Pfeiler zum Hauptschiff; es ist höchst erhaben! Dann aber fällt das Auge auf manches Störende und nicht alles ist so wie im Dom zu Freiburg ein Guß und eine Harmonie. Besonders nachtheilig wirkt das Chor mit seinem ungeschickten, lang viereckigen Mittelfenster, wie man sagt, der älteste Theil des ganzen Gebäudes. Auch das Unreinliche der Seitenwände und des Fußbodens stört, und der alte im Geschmack Ludwig's XIV. geputzte Portier ist auch nicht eben gemacht, diesen Eindruck zu verbessern. Selbst die vom Chore hertönende Litanei klang heute ziemlich unharmonisch, zu andern Tagen mag das vielleicht besser sein. Was uns betraf, so strebten wir sofort nach oben!

Lange Wendelstiegen führen zum Thurme hinauf. Man gelangt zuerst auf die Plateforme, von wo aus die beiden Thürme sich erheben sollten. Den Platz des südlichen nie begonnenen Thurmes bedeckt nun das kleine Haus des Thurmwächters und Thurmwirthes, denn, wie die Tische und Bänke zeigen, scheint man hier nicht blos an geistige, sondern auch an leibliche Genüsse sich zu halten. O Erwin von Steinbach! darauf war dein Plan wol nicht abgesehen! Es liegt etwas bitterlich Komisches darin, daß dieser sitzen gebliebene Thurm immer doch noch eine brauchbare Weinstube abgegeben hat!

Sonst ist die Aussicht von dieser Plateforme freilich sehr schön; Stadt und Land, Rhein und ferne Gebirge breiten sich zu einem großen freudigen Panorama umher, neben dem Umschauenden aber steigt der ungeheuere Spitzkegel des eigentlichen Thurmes mit seinen unendlichen Zierathen und den, durchbrochenen Korallengewinden vergleichbaren Treppen, in die höhern Regionen hinauf!

Wol ist man, die Herrlichkeit dieses Wunderbaues anzuerkennen, durchaus genöthigt, fühlt aber unbedingt die hohe Einfachheit des freiburger Münsters überschritten, und gesteht sich zuletzt wieder einmal: daß auch hier Weniger, Mehr gewesen sein würde.

In der Halle unter dem Münsterthurme (dessen Kegel überhaupt innerlich nicht frei, sondern durch mehrere Gewölbe geschlossen ist), haben sich viele Namen zusammengefunden. Unter andern las ich denn auch Goethe's Namen mit einer ganzen Reihe früherer Genossen unter der Jahrzahl 1776. Wir stiegen in einem der vier Treppenthürmchen bis dahin, wo das weitere Fortsteigen, frei an der Spitze hinauf, durch ein Eisengitter gewehrt wird. Höchst künstlich winden sich diese Treppen um ihre Spindel herum und hinauf! Eins dieser Thürmchen hat sogar eine doppelt übereinander hinlaufende Treppe. Schöne Durchsichten ergeben sich bei diesem Steigen durch das überall luftig geöffnete Gebäu des Thurmes, auf die gegenüberliegenden Treppenthürme und die bald mit Heiligen, bald mit Thiergestalten verzierten Galerien. Lästig dagegen war mir einigermaßen der auf dem Kirchendache über dem Chore angebrachte Telegraph, von dem uns versichert wurde, daß er morgen bei hellem Wetter den Erfolg der pariser Lotterie verkünden würde. Also abermals das Negative dem Positiven eng zur Seite!

Wieder herabgekommen auf die Plateforme mußte man noch einen Blick in das schöngebaute Werk der Thurmuhr werfen, und gab sich dann an das Hinabsteigen, welches von solcher Höhe herunter nicht eben schnell zu beenden ist.

Da standen wir nun wieder vor der übergewaltigen Masse der Hauptfronte und nahmen jetzt noch manches Einzelne in nähere Betrachtung; so zunächst die Heiligengestalten an den drei Portalen. Gewiß ist hier die Sculptur hinter der Architektur zurückgeblieben, die Gestalten sind oft verrenkt, hart,

und geradezu unrichtig, und doch fühlt man einen innersten Kern durch, welcher seine Wirkung auf das Gemüth nie verfehlt. Es ist die Innigkeit einer frühern einfach christlichen Welt, welche aus diesen Zügen spricht, und, wenn sie auch im Bildwerk nicht zu ihrer vollen Blüte sich erschließen konnte, es doch ahnen läßt, daß diese Blüte, hätte sie sich je entfaltet, oder sollte sie sich jemals noch wirklich entfalten, eine ganz andere und vielleicht doch eine höhere als die der griechischen Sculptur gewesen sein würde.

Geht übrigens der Stil dieser Gothik selbst in dem besten Theile des Münsters unleugbar über die reine Mitte zwischen roher Einfachheit und höchster Künstlichkeit hinaus, so darf dagegen von dem nördlichen, später gebauten Portale des Chors in Wahrheit gesagt werden, daß es in Künstelei völlig untergegangen sei. Die Spitzbogen treten hier mit doppelter Biegung nach außen hervor, höchst willkürlich sind viele Bögen geradezu abgebrochen (man findet deren im großen auch im Innern des Münsterthurms) und andere Stäbe steigen von dem abgebrochenen wieder empor; kurz alle Verzierungen sind geradezu ins Unmäßige gehäuft.

Auch die Statuen dieses Portals sind offenbar schlechter als die des vordern, und so wird solch ein Werk, das durch mehrere Jahrhunderte geht, immer zugleich geschichtlich für den mit den Zeiten sich ändernden Kunstgeschmack, der untrügliche Maßstab. Von dem Münster gingen wir zur St.-Thomaskirche, wohin Pigall's Denkmal für den Marschall von Sachsen uns zog. Die Kirche ist einfach gothisch, mit Schiff, Chor und zwei Seitengängen, ziemlich im Sinne des meißener Doms geordnet. Das Grabmal selbst fand ich besser, als ich erwartet hatte. Groß, wohl ausgeführt und an gutem Orte aufgestellt, wirkt es im ganzen imponirend, und der Grundgedanke spricht sich leicht und deutlich aus. Die Gestalt des Marschalls schreitet ruhig und fest dem geöffneten Sarge zu,

von welchem Frankreich ihn zurückzuhalten ſich vergeblich bemüht. Unter dem Denkmale umſchließt eine enge Gruft den mächtigen ſteinernen Sarkophag des Helden.

Noch enthält die Kirche andere Monumente, ſo die von Koch und Oberlin. Namentlich Koch's Denkmal von Ohmacht gearbeitet, zeigt in der ſitzenden weiblichen Geſtalt eine reine und edle Art der Behandlung.

Ehe wir die Kirche verließen, führte uns der Siegriſt noch in ein dumpfiges Nebengewölbe, mehr ähnlich einer Gruft als einer Kapelle, um uns zwei unter Glasdecken in hölzernen Särgen verwahrte Leichen ſehen zu laſſen, welche, völlig ausgetrocknet, durch ihre über drei Jahrhunderte ſich erſtreckende Dauer merkwürdig werden. In der Revolution waren nämlich hier alle Grüfte durchwühlt, die Erbbegräbniſſe zerſtört, und die Gebeine der adelichen und fürſtlichen Perſonen zerſtreut worden; hierbei wurden denn auch dieſe Särge erbrochen, durch Zufall aber blieben die Leichen unverſehrt. Das eine iſt ein Graf von Naſſau, eine tüchtige Mannesgeſtalt, deſſen Geſichtszüge noch wohl kenntlich ſind; auch der deutſche dunkelbraune Rock, die breiten Schuhe mit hohen Abſätzen und kleinen Schnallen, ſowie die großen Schlaghandſchuh ſind gut erhalten. Die andere Leiche iſt dem Namen nach unbekannt, es ſcheint eine junge Dame hohen Ranges geweſen zu ſein. Aus blauem, wohlerhaltenem, reichbeſetztem Seidenkleide, und über dem Ordenskreuze ragt der faſt nackte Schädel hervor, und noch blitzten an den kleinen vertrockneten, aber gut erhaltenen Händen goldene Ringe. Der wunderlichſte Misklang von Pracht und Verweſung, über welchen viele Hamletmeditationen ſich anſtellen ließen.

Freudenſtadt, 25. September abends.

Unſer Weg von Kehl nach Tübingen führte nun über den Schwarzwald. Wir hielten Mittag' in Obenau und

erfuhren vom Wirth bei dieſer Gelegenheit manche Beiſpiele von Betriebſamkeit der Schwarzwälder. Bekanntlich werden unzählige Wanduhren hier herum gefertigt; indeß verſteht man auch wohlklingende Spieluhren zu bauen; der Wirth ſelbſt hatte eine ſolche und amuſirte uns damit, während in der ſtillen, geräumigen, ausgetäfelten Oberſtube die durch Regenwolken dringende Sonne eben ihre erſten Strahlen in die runden Scheiben warf, die Uhr ein etwas ſchwermüthiges Rondo recht gut ausführen zu laſſen. Ferner fänden ſich Leute, welche mit beſonderer Geſchicklichkeit in gläſerne Hohlkugeln allerhand ſparriges Geräthe hineinzubauen wiſſen, und zumal habe ein kleiner buckeliger Kerl die wunderlichſte Fertigkeit beſeſſen, und z. B. ein kleines Faß von ein paar Zoll Länge, innerhalb einer ſolchen Kugel, durch die enge Oeffnung derſelben in ganz kurzer Zeit aus ſeinen Theilen zuſammenzuſetzen und wieder auseinanderzunehmen gewußt. Auch hier verweiſen ſomit dieſe einförmigen Thäler und weiten Nadelwälder den Menſchen mehr auf ſich ſelbſt und bringen ihn hierbei zu ähnlichen grillenhaften Beſchäftigungen. — Daß Geiſteskrankheiten in dieſen Gegenden viel vorkommen, iſt eine bekannte Sache und fließt unbedingt aus gleicher Quelle.

Gegen Abend, nach überſchrittener Gebirgshöhe, kamen wir nach dieſem Freudenſtadt, welches von Friedrich I. von Würtemberg mit weitausſehenden Planen einſt zu einer Handels- und Bergſtadt gegründet worden war. Die Anlagen wurden aufs größte gemacht, mit hohen Thoren und Feſtungsmauern wurde nicht ſparſam umgegangen, freie Plätze wurden abgeſteckt, Waarenhäuſer erbaut, Brunnen mit Standbildern aufgerichtet, und es fehlte zu einer tüchtigen Stadt nur eben die Menſchenzahl und der lebendige Verkehr. Schon der Dreißigjährige Krieg verwüſtete dann vieles von den gemachten Anlagen, und wenn auch die ſpätern Generationen ſich nun wieder ziemlich wohnlich dort eingerichtet haben, ſo iſt der

Ort doch nie wirklich in Aufnahme gekommen, und ſelbſt der Markt iſt wieder bereits halb zu Feld und Garten geworden. Was ſonſt noch von alten Anlagen beſteht, verräth überall den ſchlechten Geſchmack aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Das ſonderbarſte Werk jedenfalls iſt die Kirche; ſie fällt ſchon von außen auf, weil ſie aus zwei rechtwinkelig zuſammenſtoßenden Flügeln gebaut, und an beiden Enden mit einem Thurme verunziert iſt. Jetzt erzählte uns alſo ein redſeliger Bürger, daß der eine Flügel den Männern, der andere den Weibern beſtimmt ſei, Altar und Kanzel aber lägen eben in der Spitze des Winkels beider Flügel, ſodaß dadurch erreicht werde, daß die Männer nicht die Frauen und dieſe nicht die Männer ſehen könnten, wohl aber beide Theile den Pfarrer ſehen und hören müßten. O weiſer Baumeiſter!

Tübingen, 27. September mittags.

Durch etwas langweilige Gegenden über Nagold kamen wir geſtern 6 Uhr abends nach Tübingen. Die Lage iſt anmuthig, das Schloß mit großem runden Eckthurme liegt über der Stadt, und lange grüne Weiden ſtrecken ſich rund herum aus, die Stadt ſelbſt iſt ſchlecht gebaut und ſah ausnehmend ſchmuzig aus. Ich ging früh ſogleich zu Autenrieth, leider hinderten jedoch die Feſtlichkeiten wegen des Königs heutigem Geburtstage für jetzt alle weitere Beſprechungen. Wendete mich deshalb zu den Naturalienſammlungen des Schloſſes und den anatomiſchen und kliniſchen Anſtalten, von wo zurückkehrend es ſich begab, daß, als ich eben in die Nähe unſers Gaſthauſes, der Poſt, gekommen war, an einem neugebauten Hauſe das äußere Gerüſt vom zweiten Stock zuſammenbrach und mit zwei Tiſchlergeſellen, die dort mit Einſetzen der Fenſterladen beſchäftigt geweſen, herabſtürzte. Glücklich ſtand der eine auf und ging unbeſchädigt davon, der andere aber

klagte heftig und wurde vom Platze getragen. Diez kam mir entgegen, erfreut, mich aus dem Zuſammenfluß von Menſchen friſch und geſund hervorgehen zu ſehen, denn er geſtand mir, daß, auf Anlaß eines Traumes in der vorigen Nacht er bei dieſem Auflauf plötzlich aufs äußerſte ſich um mich geſorgt habe, wozu denn glücklicherweiſe nun keine Urſache war.

Stuttgart, 28. September mittags.

Von Tübingen habe ich zunächſt noch nachzutragen, wie ich den geſtrigen Abend mit Autenrieth verbrachte, einem Manne, deſſen phyſiologiſche und ärztliche Schriften manchen Einfluß auf meine Bildung in dieſen Fächern gehabt hatten und der mich deshalb hier vorzüglich intereſſiren mußte. Zuvor durchgingen wir ſeine kliniſche Anſtalt: die für aufgeregte Wahnſinnige angelegten Zimmer, deren Einrichtung in viele andere Irrenanſtalten übergegangen iſt und nach ihm genannt wird, ſtanden jetzt leer, er will keine ſolchen Kranken mehr aufnehmen. Die Locale ſelbſt waren zweckmäßig, doch jedenfalls etwas zu gefängnißartig. Das Reſultat ſeiner Behandlung war unter 41 Kranken die Wiederherſtellung ungefähr des dritten Theils geweſen.

Autenrieth iſt jetzt ein hoher Funfziger, unterſetzter lebhafter Natur und vorzüglich auf der praktiſchen, unmittelbar ins Leben eingreifenden Seite tüchtig. Leider wird er dem Wirken als praktiſcher Lehrer durch ſeine Stellung als Kanzler und Landtagsdeputirter ſehr entzogen. Seine allgemein naturwiſſenſchaftliche Ausbildung ruht vielleicht nicht auf der klarſten Erkenntniß höherer Grundwahrheiten; nicht einmal die Idee organiſcher Entwickelung als das Entfalten eines Mannichfaltigen aus einer Einheit hervor, iſt ihm lebendig genug aufgegangen, obwol eben hier allein der Schlüſſel zum Verſtändniß unzähliger Vorgänge liegt; während jeder, der bei

Entwickelung organiſcher Gebilde noch an ein Hinzutreten neuer Theile von außen denkt, nie eine wahrhaft genügende Anſchauung des Lebens gewinnen kann; ein Mangel, welcher bei Autenrieth natürlich auch auf ſeine Art, Krankheiten zu beurtheilen und zu behandeln, nachtheilig einwirken muß.

Auf dem heutigen Wege hierher nach Stuttgart bekam ich bei Waldbuch einen Blick in die ungeheuern Lager von Verſteinerungen, an welchen Würtembergs Gebirge ſo reich ſind. Man kommt dort über ein wenig gegen Oſten einfallendes Lager von Flötzkalk, welches, zum Theil zerbröckelt und vom Regen herabgeſchwemmt, eine ungeheuere Menge Belemniten nebſt einigen Conchylien und Amoniten zu Tage bringt und den alten Meeresboden trefflich vergegenwärtigt. Einige Exemplare zu ſammeln konnte auf keinen Fall unterlaſſen werden.

Nach Stuttgart herein führt dann der Weg ſtark bergab, und das Thal des Neckar muß hier bei hellem luſtigen Wetter ſich anmuthig genug ausnehmen; für uns war diesmal alles mit grauen Regenſchleiern umhangen.

Heilbronn, 29. September abends.

Es iſt ſchon 10 Uhr vorbei und eben erſt langen wir von Stuttgart an, doch wird ſich bei einer erquicklichen Taſſe Thee noch manches von dort nachtragen laſſen. Von der Reiſe hierher iſt ſo nichts aufzuzeichnen, was nur zum kleinſten Gedichte Stoff gäbe.

Alſo was Stuttgart angeht, ſo gelang es mir geſtern nach Tiſch, Dr. G. Jäger aufzufinden, und dieſer treffliche intelligente Mann und Arzt hatte denn die Güte, uns ſogleich das königliche Naturaliencabinet im alten Schloſſe zu öffnen. Man arbeitet an Vergrößerung des Locals und manche Unordnung mußte dadurch entſchuldigt werden, aber die Samm-

lung enthält offenbar vielerlei Intereſſantes, welches indeß im einzelnen aufzuzählen ich hier übergehe. Die Schädel der hirnarmen Kinder, deren Geſchichte Jäger ſpäter bekannt gemacht hat, waren mir in aller Hinſicht das Wichtigſte, und ich konnte die Sammlung nicht verlaſſen, ohne ſofort durch Diez den einen derſelben zeichnen zu laſſen. (Später ſchickte mir Jäger einen guten Abguß davon zu.)

Dieſe Kinder ſtammen aus einer Bauernfamilie der Umgegend, und noch ſoll ein ſolch unglückliches im Werden verdorbenes Weſen dort leben. Die Kleinheit der Schädel iſt entſetzlich.

Wie denn nun ſoviel möglich alles und jedes betrachtet worden, ſchickten wir uns an, noch einen Spaziergang nach Cannſtadt zu machen, denn gern hätte ich mir ſelbſt dort ein paar Stücken foſſilen Elfenbeins zugeeignet, von dem wir auf der Sammlung ſo große Maſſen geſehen hatten. Dr. Jäger, welcher die bei Cannſtadt gefundenen Elefantenknochen beſchrieben hat, machte uns ſtarke Hoffnung, dergleichen zu finden.

Der Weg dahin führt durch den königlichen Park, welcher durch ein Thor in der Façade des wenn auch nicht im reinen Stil, doch in einem großen Sinne erbauten neuen Schloſſes eröffnet wird. Beſonders die mit Blumenvaſen reich verzierte Rückſeite des letztern nimmt ſich gut aus, und ihr gegenüber iſt an einem weiten Baſſin eine Gruppe zweier koloſſaler Frauengeſtalten von Dannecker auch ſehr tüchtig ausgeführt. Man ſieht dort die Nymphe des Neckar (in Beziehung auf Schiller angemeſſenerweiſe mit der Lyra im Arm) auf ihre Urne gelehnt, welche von einer andern weiblichen Geſtalt (wir nahmen ſie für die Wahrheit) bekränzt wird. Beſondere Wege für Fußgänger und Wagen umgeben das Baſſin, alles mit Blumen und Bäumen anmuthig verziert, die hohen Thalwände des Neckargrundes erheben ſich dahinter, und das Ganze machte ſomit, ſelbſt heute bei dem trüben

Wetter, einen signorilen und vergnüglichen Eindruck. Hier sahen wir auch die Ueberreste der ehemals so reichen königlichen Menagerie, in zwei schwarzen Schwänen, mit ihren rothen weißgebänderten Schnäbeln, wie sie auf der Spiegelfläche des klaren Gewässers, unter allerhand anderm ausländischen Geflügel, ruhig ihre Kreise dahinzogen.

Die Hauptallee des Parks führt dann bis Cannstadt. Man sieht rechts die Ebene am Neckar, wo eben das Volksfest der landwirthschaftlichen Preisvertheilung gehalten wurde. Ein Circus und Pavillon für die königliche Familie sind von Holzwerk dort flüchtig errichtet, und eine große Menschenmasse ist in lebhafter Bewegung. Mit Mühe drängt man sich daher bei sehr aufgeweichtem Boden durch die heimkehrenden Stuttgarter über die Neckarbrücke zu der kleinen Stadt, wo wir denn lange am Neckar abwärts in der Irre gingen, überall nach Lehmgruben fragend, bis wir endlich, schon in später Dämmerung, doch noch die rechte Grube erreichten und trotz des Dunkels an ihrer weißen Farbe die häufig umherliegenden fossilen Reste erkennen und einige Fragmente von Elefantenbackzähnen u. dgl. zu uns stecken.

Hinlänglich ermüdet kamen wir erst spät abends nach Stuttgart zurück, setzten heute früh zuvor unsere Studien auf dem Naturaliencabinet fort und wendeten uns dann zu der merkwürdigen Sammlung alter Gemälde bei den Gebrüdern Boisserée.

Bekanntlich ist aber vom Könige von Würtemberg mit schöner Uneigennützigkeit diesen Herren ein besonderes Gebäude zum Aufstellen ihrer mit großer Mühe und Kenntniß gesammelten Bilder eingeräumt worden, obwol bisher die Sammlung selbst noch ihr Privateigenthum blieb. Hier nun geben die Besitzer wöchentlich einige mal Fremden und Einheimischen eine Art von Ausstellung, und es wäre dies vielleicht noch dankenswerther, wenn der Kunstfreund dabei seiner

ſtillen Beſchauung noch etwas ruhiger ſich überlaſſen bleiben könnte.

Die Eintrittszimmer zeigen eine ſehr ſymmetriſche Verzierung der Wände und Anordnung der Mobilien. Regelmäßig ſind Abgüſſe der Viſcher'ſchen Apoſtel und die Tafeln vom Dom zu Köln zwiſchen Steindrücke nach Bildern ihrer Sammlung geordnet, und, auf Marmortiſchen ausgelegt, erfreuen beſonders höchſt zierlich in Holz geſchnitzte Basreliefs von Albrecht Dürer, deren eins die Himmelskönigin auf dem Sichelmonde ſtehend (wie man ſie auch in Kupfer geſtochen von ihm kennt) und zwar in ganz trefflicher Arbeit, darſtellt. Durch die offenen Thüren gewahrt man außerdem im hinterſten Bibliothekzimmer noch ein die Perſpective ſchließendes vergoldetes Tabernakel, und alles verkündigt ſomit die Neigungen der Beſitzer aufs deutlichſte.

Es erſchienen nun einige Damen und Herren, man hörte von Kunſtſinnigkeit, Gemüthlichkeit u. dgl. ſprechen, und wurde alsbald in das erſte Stock des Gebäudes geführt, wo ſich denn die Sammlung in einer Reihe von Zimmern ſehr eigenthümlich aufgeſtellt findet. Es iſt nämlich Sorge getragen, in halbverfinſterten Zimmern, welche faſt wie zu theatraliſchen Vorſtellungen mit Reihen von Stühlen und Bänken beſetzt ſind, die Bilder immer ins hellſte Schlaglicht zu ſtellen, und wenn man nun erwägt, daß ſtets nur ein oder einige Bilder zugleich gezeigt, und ſo Aufmerkſamkeit und Auge aufs höchſte concentrirt werden, ſo läßt ſich eine heftige Wirkung auf reizbare Gemüther allemal unfehlbar erwarten. Ueberdies iſt die Gefälligkeit, Unermüdlichkeit und Ausdauer der Beſitzer höchſt rühmenswerth, denn es iſt nichts Kleines, allwöchentlich mehreremal dieſe Demonſtrationen und Aufſtellungen zu wiederholen. Ihre Aufmerkſamkeit geht ſo weit, daß wir beim Fortgehen noch beſonders dringend und höflich erinnert wurden, ja keine Geſchenke an die Thürſteher

und Aufwärter zu machen, indem es dieſen Leuten durchaus unterſagt ſei, dergleichen anzunehmen.

Was nun von dem, was ich ſah, mich vornehmlich erfreut hat, ſei hier nach der Reihe der Zimmer kürzlich aufgezeichnet.

Erſtes Zimmer. Drei Bilder von Schorél, einem brabanter Maler, aus Vinci's Zeit, und noch nach ihm lebend. Er war von geiſtlichem Stande, wurde in Rom hoch geehrt, und König Franz I. ſuchte ihn nach Frankreich zu ziehen. Man ſieht ſelten Bilder von ihm, aber immer ſteht er würdig dem Leonardo da Vinci gegenüber.

Dieſe drei Bilder haben einem Altar mit zwei Flügelthüren zugehört. Man ſieht auf dem mittlern, größern den Tod der Maria und auf den Seitenbildern die Familie, welche die Bilder im frommen Glauben geſtiftet hat. Rechts Mutter und Tochter mit ihren beiden Schutzheiligen, links Vater und Sohn mit ihren Patronen. Beſonders die ſchönen, kräftigen, reinen Züge der Köpfe, die unendliche Ausführung und der Reichthum der Gewänder, die glatte höchſt ſaubere Behandlung und der ganz ungeſchwächte Glanz der reinſten Farben haben ſich mir tief eingeprägt.

Zweites Zimmer. Wieder drei Bilder von einem Altar. Ein großes mittleres und zwei kleinere hohe Seitenbilder, alle drei von Johann van Eyck. Das mittlere zeigt die Anbetung der Könige, iſt reich an Figuren und mancherlei Nebenwerken, und von einer Ausführung, welche auch bei minderm Gelingen ſchon inwiefern ſie von der tiefen Ruhe und liebevollen Ausdauer der Künſtlerſeele Zeugniß gibt, äußerſt ergreifend genannt werden darf. Die charaktervollen Bildniſſe von Karl dem Kühnen und Philipp dem Guten, welche mit eingewoben ſind, dürfen dabei nicht übergangen werden. Die Seitenbilder enthalten den Engelsgruß an Maria und die Darbringung Chriſti im Tempel. Das erſtere iſt mir beſonders

lebhaft im Gedächtniß geblieben. Man ſieht ein ſtilles, wohlgeordnetes Jungfrauenzimmer. Maria, eine gar zarte Geſtalt, kniet an einem Betpult, und links im Bilde ſchwebt eine wunderſchöne Engelsgeſtalt heran, das Haupt von goldenen, zierlich geſcheitelten Locken umwallt. Die ſchöne Zeichnung dieſes Geſichts, die herrliche Ausführung des roſenfarbenen, goldgeſäumten Gewandes und die ſauberſte Ausführung der in Regenbogenfarben glänzenden Schwingen; man kann nichts Lieblicheres ſehen!

Drittes Zimmer. Ein großes Bild von Lukas von Leyden. In einer offenen Galerie ſitzt Maria und vor ihr Lukas, der Evangeliſt, ſie malend. Durch die Säulen der Halle ſieht man hinaus in eine weite Landſchaft. Ein herrliches helles Tageslicht zeichnet dieſes Bild beſonders aus, und ebenſo iſt, außer vielem andern, der Kopf des Lukas von höchſtem Verdienſt.

Viertes Zimmer. Nächſt einem ſchönen männlichen Kopf von Holbein, wurden uns hier drei ſehr verdienſtliche kleinere Bilder von Hemmlink gezeigt. Das mittlere, wieder eine Anbetung der Könige, aus welcher mir namentlich eine ſchöne ritterliche kniende Figur und ein niedlicher Mädchenkopf im Gedächtniß geblieben ſind. Das zur Rechten, den Chriſtophorus darſtellend, wie er das Jeſuskind durch das Waſſer trägt, ſodann das zur Linken, Johannes in der Wüſte, welcher auf dem rothen Buche des Evangelii das Lamm trägt. Vorzüglich das erſtere iſt von mächtiger Wirkung und man vergißt leicht die räumliche Kleinheit des Bildes über der geiſtigen Größe der Auffaſſung. Der Kopf des Chriſtuskindes wie der des Chriſtophorus ſind beſonders ausgezeichnet. Eben hebt ſich die Sonne über dem bewegten Meere herauf, und wenn auch Felſen und Meereswogen an ſich manches Steife und Unnatürliche haben, ſo iſt doch immer die Klarheit der im Vorgrunde anſpielenden Wellen bewundernswerth. Auch an

dem Johannes erfreut die edle männliche Geſtalt und die unendliche Ausführung des beraſten Vordergrundes mit ſeinen Büſchen und Blumen.

Fünftes Zimmer. Ein großes Bild von Lukas von Leyden. Vier heilige Frauen mit ihren Attributen ſind wie vor einem hellen Teppich ſtehend gemalt, doch ſo, daß über dem Rande des Teppichs ſich eine Ausſicht in weite Ferne eröffnet. Mit großer Kunſt und bis auf hohen Grad der Täuſchung iſt das Abſtehende der Figuren herausgebracht, und ebenſo ſind die Köpfe zum Theil ſehr ſchön. Zu Füßen der einen Heiligen ſieht man ein Ungeheuer ſich winden, an deſſen Augen der alte Meiſter beſondern Fleiß gewendet hat. Es ſind wirklich feuerſprühende Tigeraugen, mit Tenner'ſcher Ausführlichkeit dargeſtellt. Es fällt mir dabei ein, daß ſchon die eine Heilige auf dem Bilde von Schorel ein kleines Ungeheuer neben ſich hatte, welches wunderlicherweiſe an einer Laterne heraufklettert, die die Heilige trägt. Von ihr erzählt nämlich die Legende, daß ſie die Kranken und Leidenden vielmals in der Nacht beſuchte und pflegte; hierbei nun bewies ſich der Teufel in Geſtalt eines kleinen Drachen geſchäftig, ſie in ihrem Werke zu ſtören und ihr das Licht auszublaſen, obwol vergeblich. Eine kleine Geſchichte, die ſich ein Arzt immer beſonders zu Nutz und Frommen geſagt ſein laſſen darf.

Sechstens folgte eine Reihe Zimmer mit vielen Gemälden, welche ausführlich zu betrachten keine Zeit gegönnt wurde; kaum konnte ich die von Goethe beſprochene ſchöne Veronika mit dem Schweißtuche und dem byzantiniſch dargeſtellten braunen Antlitz Chriſti etwas näher ins Auge faſſen. Auch fiel mir eine niedliche Madonna in hübſcher Landſchaft von Diek von Harlem, eine ſchöne figurenreiche Kreuzigung, und eine alte Landſchaft, eine wahre Incunabel dieſer Kunſt, mit wunderlichen, kleinlich ausgeführten Bäumen, im Vorübergehen auf.

Siebentes Zimmer. Hier zeigte man uns noch ein Bild von Hemmlink, die Auffammlung des Manna in der Wüſte durch die Iſraeliten. Ein gar ſeltſames Bild, wo der Maler mit der Coſtümirung der Iſraeliten ſich viel gemüht und all dieſe Leute in die abſonderlichſten Kleider geſteckt hatte. Uebrigens naivſte Motive und die lebendigſte Auffaſſung.

Achtes Zimmer. Anſprechender war in dieſem Zimmer der Chriſtuskopf von demſelben Meiſter. Er iſt lebensgroß und von bewundernswerther Ausführung; im Charakter freilich zu weich gehalten.

Und hiermit beſchloß man die Aufſtellung, und wir nahmen Abſchied von einer Sammlung, welche man für die alte deutſche Kunſtgeſchichte allerdings eine der wichtigſten nennen darf.*) Gewiß bleiben bei allen dieſen Bildern die meiſt geradezu von zwei Seiten angenommene Beleuchtung, die allzu ſchreienden Farben und die einfachen Verzeichnungen große Unvollkommenheiten, allein der Geiſt innigſter Liebe, die unerſchöpfliche Sorgſamkeit und die überall durchleuchtende Reinheit und Treue des Gemüths machen das alles vergeſſen und ſichern ihnen immer einen hohen Rang in der Reihe der Kunſtwerke.

Dorf Hehlfeld zwiſchen Bamberg und Baireuth, 4. October mittags.

Ueber Heilbronn, Weinsberg und Dirzbach (wo wir übernachteten) kamen wir am 1. Oct. gegen Abend nach Würzburg. Bis kurz vorher war der Weg immer unintereſſant; vor Würzburg aber öffnet ſich ein herrliches Thal, unendliche

*) Bekanntlich ſind dieſe Bilder ſpäter nach München verkauft worden und finden ſich dort in der Pinakothek. So wie ſie damals einzeln in gewählter Beleuchtung gezeigt wurden, ſieht man ſie jetzt freilich nicht mehr.

Weinberge in ſanft geſenkten Linien treten hervor mit einzeln vorſtehenden Kalkfelſen, und inmitten nun das große prächtige Schloß, ſowie am Fuße des Schloßbergs die weithin gelagerte Stadt mit zahlreichen Kuppeln und Thürmen, gewährte den reichſten Anblick.

Man fährt durch ein ſtattliches Feſtungsthor in die Stadt und gelangt über die mit Bildſäulen reichverzierte Mainbrücke, an mehrern Kirchen vorbei, zum Adler, wo wir uns indeß nicht beſonders quartiert fanden. Die Stadt nimmt ſich auch von innen gut aus und erinnert in vieler Hinſicht an Bamberg; beſonders fiel eine gewiſſe Helligkeit und Rundung der Geſichter ihrer Bewohner auf, denen man es wohl anmerkt, daß edler Wein hier ein auch dem Volke eröffnetes Gut iſt.

Ich ging noch dieſen Abend zu Doutrepont, welcher mich äußerſt befreundet empfing. Er iſt Medicinalrath und Director des Entbindungshauſes, vielfach praktiſch beſchäftigt und von ſanfter, Vertrauen erregender Gemüthsart. Hier erfuhr ich, daß ich ſehr zu guter Stunde eingetroffen ſei, da vor kurzem ein großer Transport braſiliſcher Naturalien für Wien unter der Aufſicht des Dr. Pohl angekommen ſei, welcher morgen ſchon wieder abgehe. Da Pohl dieſen Abend bei Döllinger ſein werde, ſo verwies mich Doutrepont an dieſen und begleitete mich ſelbſt zu ihm. Wieder machte ich denn hier perſönliche Bekanntſchaft mit einem Manne, der durch ſeine den meinigen oft begegnenden Arbeiten mich längſt intereſſirt hatte! Hofrath Döllinger iſt ein ſtarker wohlausgebildeter Mann von vieler Thätigkeit und nicht ohne ein gewiſſes, lebensluſtiges Weſen, was denn auch im Wiſſenſchaftlichen die Regſamkeit des Geiſtes unterhält. Außer Pohl und dem wiener Hofgärtner, den Mitgliedern der naturhiſtoriſchen Expedition, die zugleich mit der kaiſerlichen Prinzeſſin nach Rio-de-Janeiro abging, fanden ſich noch einige Freunde Döllin-

ger's ein, und wenn es auch nicht zu vielen wissenschaftlichen Erörterungen kommen konnte, so brachten wir doch bei trefflichem Wein einen ganz vergnügten Abend zu. Dieser Dr. Pohl hat übrigens wahrscheinlich auf lange seine Gesundheit durch die Reisen in Brasilien zerrüttet; besonders waren ihm Leberleiden gekommen infolge der großen überstandenen Hitze. Manche interessante Notiz verdankte ich ihm, auch versah er mich mit brasilischen Brotsurrogat, einer Art von Kleie aus der geriebenen und getrockneten Maniokwurzel (Jatropha Manhiot), welche, so wie sie ist, trocken auf den Tisch geschüttet und mit Behendigkeit während des Essens in den Mund geworfen wird; nebenbei erzählte er viel von dem merkwürdigen Stamme der Botocudos. Zwei derselben, Mann und Frau, hat er mitgebracht, und bei der Ankunft in Europa haben sie zu drei sich vermehrt, indem die Frau zu Gorkum in den Niederlanden, wo das Schiff anlegte, niedergekommen ist. — Die Mannichfaltigkeit und den Reichthum brasilischer Natur hörte ich hier zum ersten mal von Augenzeugen und Kennern in vielen Zügen hervorgehoben. — Wir schieden spät von einander, und am andern Morgen war ich schon wieder bei Döllinger, um seine Präparate zu sehen, unter denen mir vorzüglich seine feinen Injectionen für mikroskopische Betrachtung von großem Werth waren. Auch des jüngern Sömmerring Vorrichtung eines kleinen Metallspiegels am Mikroskop behufs des Nachzeichnens wurde mir bei dieser Gelegenheit bekannt.

Wir hatten übrigens kaum unsere Betrachtungen beendigt, als die brasilischen Reisenden sich ebenfalls wieder einfanden, um den Frauen des Hauses treffliche Schmuckkästchen vorzuzeigen. Pohl hatte sie dort eingekauft, um Gelder vortheilhaft anzulegen, und er mag sich damit schwerlich verrechnet haben. Die Halsbänder, Armbänder, Kämme und

Diademe, mit gelben und weißen Topasen von besonderm Feuer, oder mit trefflichen Amathysten besetzt, gewährten in den zierlichen, mit Seide gefütterten Maroquinkästchen eine köstliche Augenlust, von welcher die Damen sich sichtbar mit schwerem Herzen trennten.

Was mich betraf, so ging ich jetzt mit Döllinger, um die Botocudos zu sehen. Sie waren noch auf dem Schiffe, welches sie den Rhein und Main herauf hierher gebracht hatte. Der Mann ist 19, die Frau 21 Jahre alt, ihr Kind vier Wochen. Bekanntlich zeichnet es die Leute dieses Stammes aus, daß in Unterlippe und Ohrläppchen große hölzerne Pflöcke getragen werden, und man liest wol dergleichen so hin, ohne es sich mit voller Lebendigkeit vorzustellen; dagegen die Verunstaltung des Menschenantlitzes nun hier in der Natur zu betrachten war nun doch ein anderes, und gab wirklich ein eigenes peinliches Gefühl. Der Mann mit seinem dumpfen, thierischen Wesen lachte mich beiläufig etwas aus, als ich seinen Kopf der Schädelform halber genau befühlte, doch war es immer als eins der ersten Zeichen seiner Perfectibilität anzuerkennen, daß er schon pantomimisch zu verstehen geben konnte, man möge ihm etwas schenken. Uebrigens hat er es freilich noch nicht zur Erkenntniß des conventionellen Geldwerthes gebracht, sondern er hebt blos die Münzen auf, die ihm gefallen, und wirft die andern weg. Sein Bau ist groß und stark, die Farbe ins Kupferbraun, das Haar spießig, schwarz und glänzend, die kleinen Augen sind schief einwärts geneigt, die Backenknochen stark und hervorstehend. Der Pflock, den er in der Unterlippe trug, maß gut seine zwei Zoll im Durchmesser und glich ziemlich einem Faßspunde. Wenig kleiner waren die Pflöcke in den Ohrläppchen. Pohl sagte mir, daß sie mit dem Durchbohren dieser Theile im vierten Jahre anfangen, nach und nach immer stärkere Hölzer einlegen, und es endlich so weit treiben, bis sie Pflöcke von

3—4 Zoll Durchmeſſer einbringen, wobei indeß zuweilen die Lippe platzt und nun in Form zweier Lappen herabhängt. Natürlich hindert ſie dieſe Verunſtaltung im Eſſen und Trinken, ſie trinken aus hohlen Bambusſtäben und müſſen alles von der Seite in den Mund ſtecken, ertragen aber dieſem Putz zu Liebe gern all dergleichen Beſchwerden, doch am Ende ganz wie der gebildete Europäer, der ſich ebenfalls vielfach die größte Gène auflegt, nur um einer Mode und vorgefaßten Meinung genugzuthun. Pohl war zu Rio-de-Janeiro einmal unter einem Haufen von einigen funfzig ſolcher Botocudos geweſen und meinte, dergleichen bleibe immer eine fatale Situation, zumal wenn man ſich ihres ſtarken Appetits auf Menſchenfleiſch erinnere. Es war dieſer Trupp aber nebſt einigen Weibern in die Nähe von Rio geſchickt worden, um der Geſandtſchaft eine Probe zu geben, daß man jetzt auch dieſe Nachbarn wirklich zu zähmen anfange; gegenwärtiges Paar hatte man dabei aufs gerathewohl aus dem Haufen herausgegriffen und dem Kaiſer in Wien beſtimmt. Was die Frau betraf, ſo war ſie ganz beſonders häßlich, ſonſt dem Manne ziemlich ähnlich. Sie trug etwas kleinere Pflöcke.

Das Kind war bisjetzt noch von gewöhnlicher heller Farbe und zeigte wenig Abweichendes in der Bildung.

So denn über die großen Rheinſchiffe wieder herauskletternd, gingen wir zu den bereits auf Wagen geordneten Thieren. Viel war davon nicht ſichtbar, und noch weniger war Muße zu genauer Betrachtung vergönnt. Ein 5 Fuß langer Alligator und eine große lebende Rieſenſchildkröte waren uns indeß doch zugänglich und beſonders intereſſant.

Endlich noch ein Beſuch der ärztlichen Anſtalten. Ich ging zuerſt nach Doutrepont's Entbindungshauſe und dann zum Orthopädiſchen Inſtitut von Heine. Dieſer Heine iſt ein bejahrter, aber noch ſehr thätiger Mann, von kleinem, magern, aber gewiß dauerhaftem Körperbau; er war lange

ſchon als geſchickter Arbeiter chirurgiſcher Inſtrumente berühmt, nun aber hat er, ohne eigentliche wiſſenſchaftliche Vorkenntniß und blos ſelbſt erfinderiſch und unverdroſſen, ſich Apparate ausgedacht, verkrümmten Gliedern, beſonders durch Anwendung der Federkraft, wieder ihre natürliche Richtung zu geben. Die Regierung unterſtützt ihn, und in den Zimmern eines anſehnlichen Gebäudes werden jetzt ſeine Kranken in beſter Weiſe verpflegt, auch fehlt es nicht an Badeanſtalten und einem hübſchen Garten, worin die Kranken der Luft genießen können, indem einige umhergehen, andere auf künſtlichen Stühlen, in ihre Maſchinen eingeſpannt, ſich ſelbſt umherfahren. Iſt etwas zu tadeln, ſo iſt es, daß zu wenig ärztliche Berathung bei der Behandlung ſtattfindet, da doch die meiſten ſolcher Formänderungen ſtets auf innern Uebeln beruhen, und daher keineswegs allein durch äußere Gewalt bekämpft ſein wollen.

Es wurde mir denn auch das Bett gezeigt, auf welchem die Prinzeſſin Schwarzenberg gelegen und allmählich ſo viel Kräfte geſammelt hatte, daß endlich es ihr möglich wurde, dem „Stehe auf und wandle" des Fürſten von Hohenlohe Folge zu leiſten. Ein Vorfall, der dem guten Heine, in deſſen Abweſenheit der Fürſt die Anſtalt beſucht hatte, damals zu beſonderm Verdruſſe gereichte.

Ich aß jetzt noch bei Doutrepont, und nach Tiſche beſahen wir ſchließlich das große, ſchön gebaute Juliusſpital, welches im 16. Jahrhundert begründet und im 17. in dieſer opulenten Form aufgeführt wurde. Es iſt auf circa 300 Kranke der Stadt und Umgegend und auf einige blos Verpflegte (ſie nennen ſie Pfründner) berechnet. Schönlein, Textor und Müller leiteten hier ärztliche, wundärztliche und pſychiſche Klinik.

An dieſes, einen viereckigen Hof umſchließende treffliche Gebäude ſtößt der Botaniſche Garten, und in dieſem befindet

ſich noch das Gebäude für die anatomiſche Anſtalt, wo es denn auch noch manches durchzuſehen gab.

So war denn nun in geringſter Zeit das meiſte hier geſehen und am 3. Oct. früh fuhren wir gen Bamberg ab. — Bei Dettelbach (in deſſen Nähe der Speſſart anfängt, ſowie auch der Odenwald zwiſchen Würzburg und Werthheim liegt) ſetzt man auf einer Fähre über den Main. Die Gegend iſt durchaus wohl angebaut, und vor Dettelbach finden ſich noch die größten Weinberge. Mittags kamen wir nach Ebenach, ſonſt ein übermäßig reiches Kloſter, in deſſen Hofe die äußerſt opulent verzierte Kirche noch erhalten iſt. Sie wurde im 13. Jahrhundert durch Gertrud, Gemahlin des römiſchen Königs Konrad, erbaut und zeigt von außen den gothiſchen Stil, obwol nicht ganz rein. Leider hatten dann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Mönche ſie im Innern im überladenen neuen Stile ausgebaut, und kaum war ſomit alles umgeſchaffen, kaum waren alle die Vergoldungen, Marmorwände und erhabenen Arbeiten beendigt, ſo wurde das Kloſter aufgehoben und die Kirche wurde, was ſie noch iſt, die Pfarrkirche eines mäßigen Sprengels. Alles hat daher jetzt ein höchſt verlaſſenes Anſehen, die Vergoldungen und Arabesken ſind dick beſtäubt, die drei Orgeln werden kaum einigemal des Jahres noch gerührt, ſtatt goldener und ſilberner Altargeräthe gleicht die Verzierung des mächtigen Altars der einer Dorfkirche, ſtill brennt in den verödeten Räumen die Ewige Lampe, und ein ärmlicher Siegriſt dominirt nun allein in all dieſer vergänglichen Pracht. Nebenbei ſieht man auch eine Menge Gemälde, meiſtens neuitalieniſcher Meiſter und ohne beſondern Werth, aber alles zerfällt immer mehr!

Es ſind 40 Jahre, daß das Kloſter aufgehoben worden, und Jäger und Pachter wohnen in den gewaltigen Gebäuden, welche in dem Thale, worin ſie liegen, von vieler Waldung

umringt ſind. So wie dieſe Gebäude mit hier und da zerbrochenen Fenſterſcheiben ſchon zu einem grauen hohlen Anſehen verwittern, ſo iſt auch der große reich angelegte Kloſtergarten mit Unkraut bedeckt und großentheils verwüſtet. Man fühlt ſonſt überall ein gewiſſes Mitleid mit dem Zerfallenden, hier kommt man nicht zu dem Wunſche, daß es erhalten werde!

Unter anderm fand ich doch noch die Verzierung einer Quelle ſo artig motivirt, daß ich ſie nicht unerwähnt laſſen kann. Der Bildhauer hatte (freilich nicht im beſten Stile) an einem laufenden Waſſer den Pegaſus dargeſtellt, wie er aufbäumend die Hippokrene aus dem Boden hervorſtampft. Ein Gedanke, der es wol werth wäre, einmal eine tüchtige Ausführung zu erhalten!

Durch hügelige, waldige Gegend endlich kamen wir ziemlich ſpät nach Bamberg und übernachteten wieder im Gaſthof zum Lamme, wo wir auf der Hinreiſe ſo gut aufgenommen geweſen waren. — So hatten wir alſo den Cyklus der Reiſe geſchloſſen und hofften einigermaßen, daß man hier doch auch uns wiedererkennen, ja uns vielleicht mit einiger Freude aufnehmen werde, aber — niemand erkannte uns wieder. So ſchnell verſchwindet immer der Menſch aus dem Gedächtniß der Menſchen.

Am 7. Oct. kehrten wir über Baireuth, Plauen und Chemnitz nach Dresden zurück. Meine Ankunft war nicht fröhlich. Schon mein Freund Weiß (Amtsphyſikus in Freiberg) hatte es übernommen, dort auf manche traurige Ereigniſſe, welche während meiner Abweſenheit begegnet

waren, mich vorzubereiten, und so geschah es, daß ich die wenigen Meilen von Freiberg bis Dresden in der peinlichsten Stimmung zurücklegte. Aehnliche vorbereitende Notizen, hier am äußern Thore für mich niedergelegt, steigerten diese Unruhe nur noch mehr; ich sprang vom Wagen und wußte kaum zu sagen, wie schnell ich den Weg nach dem bekannten Hause zurückgelegt habe. Da ich auf das Schlimmste gefaßt war, so mußte mir freilich, wie ich die Meinigen fand, noch über Erwartung scheinen! War ich doch nun wieder unter ihnen und konnte selbst auf weitere Hülfe denken!

Fünftes Buch.

Vermehrte ärztliche Thätigkeit in Dresden.

I.

Die reiche Symphonie dieſer Reiſe endigte ſonach mit einer Diſſonanz, die mich mannichfaltig beunruhigte. Meine Frau und unſer jüngſtes Kind Karoline waren von ernſter Krankheit heimgeſucht geweſen, die erſtere fand ich noch ſehr angegriffen und bettlägerig, bei dem Kinde erkannte ich eine böſe Hüftgelenkskrankheit, welche fürs Leben die Schwäche und Verkürzung eines Fußes zurückließ, und ſomit alſo immer wieder neue Sorgen und geſpannte Zuſtände! Bei alledem arbeitete es damals mächtig in mir, das neu erbeutete reichliche Material von Erfahrungen und Anſichten der Reiſe mehr und mehr zu bewältigen und zu neuen Zwecken zu geſtalten. Sowie ich daher nur etwas mich wieder geſammelt hatte und etwas beſſer wieder die Zuſtände im Hauſe geworden waren, ſchrieb ich davon:

„Das unruhige Wogen, durch ſo mannichfaltige Ereigniſſe im Aeußern und Innern herbeigeführt, fängt nun allgemach an ſich zu legen, ruhige Beſchaulichkeit gewinnt Raum und beſonnene Mittheilung wird wieder möglich. Wie doch das alles ſo ſonderbar in uns und in der Welt ſich umtreibt! es ſcheint als müſſe der Menſch öfters, etwa wie Korn gemahlen und wie Mehl gebeutelt werden, freilich um zuletzt doch auch, gleichwie jenes Mehl von uns, ſo wir von der Zeit verſchlungen zu werden; wozu er aber dann weiter verarbeitet

und aſſimilirt wird, das iſt nun immer noch die Frage! indeß ſoll uns das, ſolange wir ſelbſt ſeelengeſund bleiben, nicht beſonders kümmern!

Schwerer Dienſte tägliche Bewahrung,
Sonſt bedarf es keiner Offenbarung!

„O! wenn doch das Zünglein der Wage nur immer ſo recht mitteninne ſtehen wollte! dann möchte das Aeußere ſchon nach Belieben ſchalten; aber die Aufgabe iſt ſo gewaltig ſchwer! Wir gelangen zu dieſer innern Ruhe und vollen Genüge immer erſt dann, wenn wir unſer Inneres für ein Höheres opfern lernen, für ein Höheres, welches ſeinerſeits nun auch die Beweiſe dieſer Opferung in der Art unſers Gebarens mit der Außenwelt würdig verkündigen ſoll. Ich kenne wol Momente, wo eine ſolche innere Ruhe und Seelenheiterkeit mir klar wird, ja, wo ſie mich tief durchdringt, es ſind das die, von denen es heißt, «daß man dem Weltgeiſt näher iſt als ſonſt»! aber dergleichen fliegt doch immer nur wie ein Sonnenblick bei bewölktem Himmel über das innere Land!“

Was übrigens diesmal noch beſonders an all dieſen innern Bewegungen theilhatte, war eine abermalige Berufung auf eine auswärtige Univerſität. Man hatte mir jetzt eben den Antrag gemacht, als Profeſſor der Phyſiologie nach Breslau zu gehen. Die Bedingungen waren zwar etwas höher als mein Gehalt in Dresden, aber immer noch nicht ſo, daß ſie mir erlaubt hätten, die ärztliche Wirkſamkeit ganz aufzugeben und einzig und allein der Wiſſenſchaft zu leben, und einen ſolchen Preis verlangte ich, wenn ich Dresdens Vorzügen entſagen ſollte. Da man daher zu ſo bedeutenden Opfern ſich nicht verſtehen wollte, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen, und ich habe auch dieſe Entſagung niemals bereut.

Die nächſte Aufgabe, die ich mir jetzt geſtellt hatte, blieb die Redaction meines Reiſetagebuchs. Ich hatte bei dieſer

Arbeit keinen Gedanken an Veröffentlichung, es wirkte da vielmehr nur der mir überhaupt einwohnende Trieb, alles womöglich zum Ganzen zu runden, zu machen, daß ich es als ein Abgeſchloſſenes, als eine Art von Bild überblicken könne; und obwol dies im Schreiben mir ſo leidlich gelang, ſo konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß es immer wieder ein ganz anderes bleibe, eine Reiſe angenehm in Worte zu faſſen, und einen wiſſenſchaftlichen Aufſatz oder das Lehrbuch einer Wiſſenſchaft zu ſchreiben. Immerhin aber blieb auch dies eine Uebung, welche in ihrem Ergebniß mir inſofern jetzt zugute kommt, um das Charakteriſtiſche jenes Ausflugs, welcher gegen jetzige Art zu reiſen überall noch etwas ſo durchaus Naives und Primitives zeigt, ebenfalls dieſen Blättern anzuvertrauen.

Am deutlichſten erkannte ich bald und dankbar die wohlthätigen Folgen der Reiſe für die eigene Geſundheit; das Arbeiten wurde mir leichter, das Gefühl war friſcher, und ſeltener kamen die trüben, beläſtigenden Stimmungen. Fühlte ich doch ſchon damals eine beſondere Verwandtſchaft zur Sonne. Von ihrem heißern Feuer einmal ſo recht durchſtrahlt worden zu ſein, hatte mir offenbar gut gethan. Manche Naturen verhalten ſich ja darin wirklich dem Traubenſafte ähnlich, welcher auch, je mehr die Beere den ſolariſchen Einfluß empfängt, um ſo beſſer und geiſtiger zu werden geneigt iſt, während andere darin vielleicht dem Wildpret oder gegorenen Getränken verglichen werden möchten, die man nicht wohl länger der Sonne ausſetzen darf, ohne daß ſie verderben und umſchlagen. Ich habe denn auch je älter ich wurde, dieſe Art von Sonnenanbetung mehr und mehr betrieben, und kannte daher kaum etwas mir mehr Zuſagendes und Wohlthätiges, als periodiſch in warmer Juni-, Juli- oder Auguſtſonne einer wahren römiſchen Apricatio mich hinzugeben. Gewiß! jene Cur der alten Römer iſt in unſern Tagen zu

ſehr in Vergeſſenheit gekommen und hat einem übermäßigen Drange nach kaltem Waſſer Platz gemacht, jenem naſſen Elemente, welches nur der heißen Jugend wohl eignet, und dem jetzt oft die ſchwächliche Menge viel zu unbedingt zuſtrömt, um eine vermeintliche Stärkung ſich zu erwerben, während ſie von ihm in Wahrheit oft vielfältig zu ihrem Schaden nur noch größere Schwächung erfährt. Merkwürdig, und im einzelnen phyſiologiſch wirklich noch nicht ſattſam gewürdigt, iſt es übrigens, wie durch längere kräftige Sonneneinwirkung die innere Lebenswärme wahrhaft und bleibend gehoben werden kann! Kommen daher wir Nordländer zu winterlicher Jahreszeit nach Italien, wo man im ganzen gegen Kälte ſich faſt nirgends geſchützt findet, ſo frieren wir zehnmal mehr als die Italiener mit ihrem ſonnendurchwärmten Blute; aber ebendeshalb ſind wieder die Italiener weit empfindlicher gegen Sonnenhitze, ſodaß ich ſpäter bei einer längern Anweſenheit in Florenz einmal lernte, daß man dort ein eigenes Büchlein hatte, unter dem Titel: „La Firenze ombrosa", welches als Wegweiſer dient, um durch die verſchiedenſten Stadttheile zu gelangen, ohne ſich irgend länger der Sonne auszuſetzen. Für die geeigneten Naturen kann ſomit allerdings ein Aufenthalt in Italien, eben weil er das Blutleben hebt, den weſentlichen und beſten Einfluß haben; und ſo bin ich wirklich überzeugt, daß mir ſchon jene erſte, und ſpäter vielleicht noch mehr die beiden nachfolgenden italieniſchen Reiſen eine merkliche Kräftigung und Förderung meiner Geſundheit gegeben haben, während mir außerdem auch freilich Beiſpiele vorgekommen ſind, wo dergleichen Sonnenbäder zum wahren Verderben des dort Verweilenden ausſchlugen.

Zunächſt alſo half mir jene Nachwirkung den Winter 1821—22 glücklich und beſſer als andere überſtehen; meine Arbeiten für jenes große Werk zur Theorie der Skeletbildung,

von welchem ich Goethe erzählt hatte, gingen rüstig vorwärts, ich erquickte mich zuweilen an guter Musik, sodaß die großen Symphonien von Mozart und Beethoven mir in ihrer Bedeutung für die Weltgeschichte des Geistes näher und näher traten, kurz! das Schifflein des Lebens hielt auf der Woge der Zeit einen guten Curs! Allein neue Unruhe sollte nicht ausbleiben. Im Frühjahr 1822 starb Osiander, berühmter Professor der Geburtshülfe in Göttingen, und nicht lange darauf ging mir der Ruf zu, dort seine Stelle einzunehmen. Das gab denn wieder mannichfaltiges Bedenken! — Jene alte berühmte Universität, der Reichthum, den sich Osiander erworben hatte, das Eintreten in die Gemeinschaft vieler tüchtiger Gelehrten, die große dortige Bibliothek! dann auch wieder der Ruf des Pedantenthums, der um den Ort schwebte, die Aussicht, mich nun lebenslänglich an ein Fach zu binden, dessen Studien und Uebung mir doch bisher immer mehr als ein Durchgangspunkt vorgekommen waren, und außerdem das Verlassen Dresdens mit seiner Kunstwelt und Schönheit der Gegend! es gab schwer zu entscheidende Fragen! — Endlich wurde mir geschrieben, daß die reichdotirte Stelle Osiander's nicht ganz so auf den Nachfolger übertragen werden könne. Bei alledem blieben freilich immer noch Vortheile genug übrig! indeß war ich im innern Herzen nicht unzufrieden, als ich hierin einen Grund fand, zu erklären, daß nur unter der Bedingung, mich ganz in die Emolumente des Vorgängers zu setzen, ich die Stelle annehmen würde; dies konnte die Universität nicht, da von jenem Ueberfluß bereits zwei andere Professoren beglückt worden waren, und so zerschlugen sich denn diese Unterhandlungen abermals. Es war auch so gut! hatte mich aber doch lange in Athem gehalten. Ich schrieb darüber an Regis: „Was mich betrifft, so bin ich hier weder die Schelle auf Fortuna's Kappe, noch die Sohle ihrer

Füße. Lange Zeit, so lange fast als mich die göttinger Geschichte beschäftigte, stagnirte die Kunst; es war fast als wenn schon gewisse Perrüken von dort mir die ganzen Farben verpudert hätten! jetzt geht es wieder eher!" — Wirklich stammen denn von damals einige gute Bilder, und namentlich eine Aussicht vom Rigi-Culm mit dem Culmhause ziert noch jetzt einen Salon meines Hauses, und beweist, daß so große Eindrücke, wie die jener Reise, nicht ohne Nachwirkung auch in dieser Beziehung geblieben waren. Dahl und Friedrich, beide kamen öfters und fanden mehr System in Durchführung von Zeichnung und Farbe; das ganz Vollendete aber, und mich wahrhaft Zufriedenstellende, wollte immer nicht erscheinen und wird es schwerlich! „Wie viele Bilder steigen nicht in mir auf", schrieb ich, „wie schöne Momente bietet mir Natur, und nur eins oder das andere konnte ich festhalten und ausführen. Wirklich, nur die Unendlichkeit des Elements, des Stoffs, für jede Art von Thätigkeit bedenkend und fühlend, wird es uns leichter, auch die Ewigkeit des Geistes als beseligende Wahrheit zu empfinden! Freilich gehört aber auch wieder dazu die Selbstbeschränkung, welche als Gegensatz uns einer fruchtlosen Zerstreuung entzieht, welche an Einem mit voller Liebe uns festhalten läßt, und uns dann erst den Uebergang zu anderm gestattet, wenn eine erst erfaßte Idee, soweit es unsere Kräfte erlaubten, zuvor wahrhaft erschöpft ist. Ohne jene Selbstbeschränkung daher würde die Masse des Elements uns erdrücken, im völlig Bodenlosen schienen wir uns dann hin- und hergestoßen, und rettungslos verlöre sich so der Geist in vernichtender Zerstreuung. Dies ist ein Punkt, wo ich oft mit mir selbst im Streit bin, obwol doch jetzt viel sicherer an dem einmal recht Erkannten haftend als früher! Die Kunst ist auch hier meine Führerin, denn in ihren Werken tritt es am auffallendsten hervor, wenn diese innere

Ruhe, dieſes Haften an Einem vermißt wird. Jedes Kunſtwerk eigentlich iſt eine Suleika, welche ſpricht: «In mir liebt Gott für dieſen Augenblick.»"

Einen Theil dieſes Sommers verbrachten wir des kränkelnden Kindes wegen auf einem kleinen Dorfe unfern der Stadt. Neue bedeutende Perſönlichkeiten kamen mir wenig vor; Tieck ſah ich faſt noch gar nicht, Krauſe dagegen oft, der mit ſeiner Lage viel zu kämpfen hatte, und trotz alledem, was ſeine Freunde für ihn thaten, doch gewöhnlich nicht wußte, wie den dringendſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Mit Goethe wechſelte ich mehrere Briefe und er ſchickte mir regelmäßig die neuen Hefte zur Naturwiſſenſchaft, ſowie denn der damals erſchienene Feldzug in der Champagne als köſtliche Gabe mit vollen Zügen genoſſen wurde. Er hatte gewünſcht, einmal wieder etwas von meinen Bildern zu ſehen, und ich ſendete ihm diesmal einige größere Sachen, welche einige Zeit in Weimar ausgeſtellt wurden, zugleich aber die jetzt vollendeten Briefe über Landſchaftsmalerei. Die Erwiderung, die ich erhielt, war ſehr zuſtimmend, und ein junger Künſtler, der nachmals ſo berühmt gewordene Landſchaftsmaler Preller, wurde mir zugleich zu Rath und That von Goethe empfohlen. Iſt es doch immer ein eigenes Glück, einen ſolchen gewaltigen Urgeiſt noch unter ſeine Mitlebenden zu zählen! ein Glück, von welchem die neue Generation bald gar keinen Begriff mehr haben wird. Man lebt gewiſſermaßen zwiefach in der Welt, wenn man ſie noch von ſolchem Geiſte erleuchtet weiß, und wenn man von Tag zu Tag erwarten darf, wieder durch irgendeine neue Ausſtrahlung von daher überraſcht zu werden; ja ich möchte ſagen, man glaubt mehr an die Welt, weil ſie noch ein ſo Vortreffliches enthält und wir nicht im einzelnen uns überall ſogar ſehr an das Mittelmäßige gewieſen ſehen. — Auch ein anderer großer Geiſt, und zwar des Alterthums,

wurde um dieſe Zeit mir zuerſt näher bekannt, es war der Herodot, in der Ueberſetzung von Lang, welche Schneider mir empfohlen hatte. Zu der erfahrenen wirklichen, paßte genau dieſe geiſtige Alpenwelt, mit all der urſprünglichen, gewaltigen, ja oft entſetzlichen Größe, die mir da aufging. Weitet doch jede ſolche uns neue Geiſtesgröße, gleich einer neuen Seite der Erdnatur, ja noch mehr als dieſe, auch eine eigene Seite unſers Seelenlebens in uns aus!

In meiner ärztlichen Thätigkeit wurde ich jetzt anhaltender beſchäftigt, und meine Anſtalt, nebſt vielem praktiſch Merkwürdigen, worüber ich jährlich in eigenen Aufſätzen berichtete (Berichte, welche ich ſpäter in ein paar Bändchen kleiner geburtshülflicher Schriften zuſammenfaßte), gab mir neben dem Gynäkologiſchen mitunter auch pſychologiſch merkwürdige Thatſachen, wovon ich denn eine der auffallendſten hier der Vergeſſenheit entreiße, weil ſie in ein Feld gehört, in welchem noch ſo viel Dunkel herrſcht, und wo es oft ſchwer iſt, ſo entſchiedene Facta zu ſammeln als dieſes eins genannt werden darf. „Es betraf die Oberhebamme meiner Anſtalt, eine verſtändige und gebildete Frau, welche an einen Buchbinder verheirathet, jetzt ſelbſt ihrer Entbindung bald entgegenſah, und ſich eben um ihre Mutter ſehr bekümmerte, welche zu Adorf im Voigtlande ſchwer krank lag. Eines Tags nun kommt ſie weinend zu meiner Frau und verſichert, dieſe Nacht müſſe ihre Mutter geſtorben ſein; $2^3/_4$ Uhr war ſie durch ein ſtarkes Klopfen am Bette aufgewacht und ſah dann das Bruſtbild einer weiblichen Geſtalt vor ihren Augen durchs Zimmer ſchweben. Am andern Morgen kommt nun ein Brief, den man ihr ſelbſt noch verheimlicht; aber bald erzählt uns ihr Bruder, die Mutter ſei wirklich in jener Nacht $2^3/_4$ Uhr geſtorben.“ — Mit dieſen Worten habe ich damals dieſe Thatſache in einem Briefe aufgeſchrieben und beigefügt: „Es bewegt ſich doch noch eine eigene geheimnißvolle Welt hinter dem Vorhange dieſer Zeit-

lichkeit!“ Es führte mich dies dann weiterhin zu manchen Erörterungen über das Wechseln von Tag- und Nachtseite unsers Geisteslebens u. s. w., und ich schließe endlich: „Geht es Ihnen denn auch so, daß in einzelnen Momenten oft alles, auch das höchste und heiligste Geheimniß Ihnen so nahe gerückt scheint, daß Sie selbst über vielbestrittenste Punkte mit einem mal so ganz gewiß sind; und nicht lange, dann kommt wieder eine Wolke des innern Sinnes und man fragt sich: wie war es nur, daß über so schwere Dinge du so ganz im Klaren sein konntest? Ich mache dergleichen Erfahrungen im Wachen und im Traum! So habe ich neulich träumend irgendeines Philisters triviale Bemerkungen über Goethe so begeistert und tiefsinnig widerlegt und ihm bewiesen, wie einem Genius, der einmal die Idee der Schönheit rein erschaut habe, alle Dinge zum Besten dienen müßten, daß ich im Erwachen nichts mehr wünschte als dies alles so geschrieben zu überlesen, denn ich fühlte nun, daß ich es jetzt nicht mehr so klar zu erörtern vermochte. Ebenso eigen war es ein andermal spät abends, als ich in Goethe's Schweizerbriefen las: «bei der gewaltigen Natur dieses Landes gibt man gern das Uebersinnliche auf, da man fühlt, daß man ja selbst mit dem Sinnlichen nicht fertig werden könne.» — Das Verhältniß einer sinnlichen zur übersinnlichen Welt trat mir mit einem mal so deutlich vor die Seele wie nie zuvor, und es wurde mir klar, nie stehe es zu hoffen, mittels einer gewissen Sublimation des Sinnlichen zum Uebersinnlichen aufsteigen zu können, sondern zwei ganz verschiedene Welten seien es, welche hier ewig sich in- und durcheinander bewegen, und man müsse den Muth haben, in beiden zugleich zu leben, oder auf beide zu verzichten.“

Von all dergleichen Speculationen wurde ich indeß im Herbste wieder losgerissen und ganz dem Leben und den frischen Naturstudien zugewendet durch einen Ausflug nach Leipzig,

wohin Oken zum 18. Sept. 1822 die deutschen Naturforscher und Aerzte berufen hatte. Es war dies der erste Versuch, jene Versammlungen zu begründen, welche von da an sich immer zahlreicher gestalteten, später fast ohne Unterbrechung jährlich an den verschiedensten Orten Deutschlands abgehalten worden sind, dann in der Schweiz, in England, Frankreich, Italien, sowie auf der skandinavischen Halbinsel vielfache Nachahmung und Wiederholung gefunden haben, und in vieler Hinsicht belebend und fördernd für den Aufschwung der Naturwissenschaft und Heilkunde gewesen sind. Auch hier war der Anfang klein, aus welchem nachmals eine große Bewegung hervorging. Oken's Aufruf war von den meisten der leipziger Professoren für eine bloße excentrische Idee genommen worden, und auch nur wenige von andern Orten hatten das Bedeutungsvolle desselben erkannt. Als ich daher mit Freund Reichenbach von Dresden ankam, fanden wir noch wenig Glauben an irgendeinen Erfolg des Unternehmens, und kaum einige Vorkehrung, um der Versammlung doch wenigstens ein Local anzuweisen. Nach und nach kam indeß eine geringe Zahl Theilnehmender zusammen, und in einem kleinen Auditorium wurde durch einige kräftige und entschiedene Worte Oken's endlich die Versammlung eröffnet. — Wie es denn schon in dem Aufrufe ausgesprochen worden war, daß diese Zusammenkünfte wesentlich den Zweck persönlicher Bekanntschaft und wechselseitiger Unterstützung für wissenschaftliche Arbeiten haben sollten, so war auch mir zunächst die Persönlichkeit Oken's selbst der interessanteste Erfolg dieser Reise. Oken war damals noch Professor in Jena, und sein Wesen hatte den vollen Ausdruck von Schärfe, Lebendigkeit und Thatkraft. Seine Arbeiten, namentlich seine Naturphilosophie hatten, wie ich dies früher schon erzählt habe, vielfältige Wirkung auf mich geübt, aber ich freute mich nun auch, an ihm wahrzunehmen, daß jene gewisse ideale Richtung des Geistes ihn keineswegs

verhindert hatte, zugleich eine große Kenntniß des Speciellen der Naturwiſſenſchaft, und eine rege Thätigkeit im Leben zu beweiſen, ja zu behaupten. Seine Geſtalt war nicht groß, wenig beleibt, aber elaſtiſch, die Stirn wohlgebaut und ſtark, doch nicht übermäßig breit, das Auge braun und lebendig, der Mund ſcharf geſchnitten mit ſchmalen Lippen. Wir kamen ganz gut zuſammen aus, eine Rede, die ich zu Hauſe entworfen hatte und nun vortrug — über die Bedeutung der Naturwiſſenſchaften — (ſie wurde alsbald gedruckt und viel verbreitet) hatte ganz ſeinen Beifall, manche andere Naturforſcher hielten dann ebenfalls kürzere Vorträge und zeigten Seltenheiten vor, meine ſchönen,. von Genua mitgebrachten Abbildungen dortiger Sepien wurden bewundert, kurz, es kam nach und nach mehr Leben in die Zuſammenkünfte, und eine neue Verſammlung auf nächſtes Jahr in Halle wurde beſchloſſen, von welcher man denn ſchon jetzt vorausſehen konnte, daß ſie weit zahlreicher und umfänglicher ſich geſtalten würde. So ſchloß denn alſo dieſer erſte Verſuch nach wenig Tagen doch ſehr befriedigend, und es iſt mir immer angenehm, mich zu erinnern, daß ich einer der Mitbegründer eines Unternehmens geweſen bin, welches für Förderung jenes höhern und rechtmäßigen Socialismus der Wiſſenſchaft ſtets wird bedeutend genannt werden müſſen.

Unter den übrigen Verſammelten iſt mir Formey, einer der zu jener Zeit berühmteſten Aerzte Berlins, noch am entſchiedenſten im Gedächtniß geblieben. Er repräſentirte namentlich in dieſer kleinen Zahl die praktiſche Medicin, und fiel uns auf durch eine gewiſſe imponirende Perſönlichkeit, wobei der Ruf ſeiner ausgezeichneten Praxis aurea nicht wenig mitwirkte. Irgend bedeutendere wiſſenſchaftliche Mittheilungen bot er nicht dar, aber er beförderte den geſelligen Verkehr durch einen eigenthümlichen berliniſchen Humor, wie er mir denn noch ganz deutlich vorſchwebt, wie er bei unſern

Nachmittagszuſammenkünften in Rudolph's Garten — einem damals beliebten Café Leipzigs — perorirend ſaß und dabei aus einer ſtattlichen, gekrümmten Hornpfeife mit porzellanenem Kopfe emſig rauchte.

Bald zurückgekehrt nach Dresden, verfloß mir nun der Reſt des Jahres ganz ſtill, und ſollte ich noch irgendetwas hervorheben, ſo könnten es nur die wunderſchönen Tage des Spätherbſtes ſein, welche uns zu einer Zeit noch einmal auf die beſten Höhen der Sächſiſchen Schweiz lockten, wo man ſonſt in unſerm Klima nur in die erwärmten Zimmer ſich einzuſchließen pflegt. — Die Frau des Dr. Schneider, deſſen ich früher gedachte, mir für manche ärztliche Sorgen vielfach verpflichtet, wollte am Jahrestage unſerer Einwanderung in Dresden uns durch eine Fahrt in dieſe Gegenden erfreuen, und ſo kam es, daß wir noch am 3. Nov. von Schandau aus durch jene Thäler und über jene Höhen mit ihr zogen, welche ich ſonſt im Frühling und Sommer wol allein durchwandert hatte. Es war aber wirklich der reinſte Himmel und die wärmſte ſonnigſte Luft; noch waren damals die ſchönſten Punkte nicht immerfort von ſpeculirenden Wirthen beſetzt, in ſo ſpäter Zeit fand man alles ſtill und einſam, und man athmete ſo den Hauch der Gebirge in einer Reinheit, die mich ganz wieder an meine Alpen erinnerte. Kaum je habe ich das Prebiſchthor wieder ſo herrlich geſehen als an jenem Abend, noch hatte kein Waldbrand die weiten Felſen ihres Kieferſchmucks beraubt, auf den tiefen Tannengründen lag ein golden duftiger Schleier, die Sonne ſchon tief ſtehend, färbte den Himmel über dem Roſenberge und ihn ſelbſt dem Namen entſprechend, und ſo unter dem mächtigen Felſengewölbe ſtehend, ſah ich den goldhaarigen Sohn der Luft glühend hinter dem Tzſchirnſteine hinabſinken. Einſam entzündeten wir dann am Felſen ein kleines Feuer, die beiden Frauen bereiteten den nothdürftigen Imbiß ſelbſt, endlich ſtiegen wir

hinab und abends unterm Sternenhimmel, auf ſchmalem Kahn, gleiteten wir, von leichtem Wind und Wellenzug doppelt begünſtigt, gen Schandau hinab, wo wir blieben, um den andern Morgen nach Dresden zurückzukehren. Die Betrachtung dieſer wunderbaren Herbſtſchönheit gab mir viel Stoff zu Vergleichungen mit der Reiſe des vorhergegangenen Jahres, und der Reichthum dieſer Elbnatur feſſelte mich immer feſter an einen Ort, dem man mich nun ſchon mehrmals hatte ſo gern entführen wollen. Mögen ſeine Sterne mir bis ans Ende günſtig leuchten!

Es iſt eine eigene Sache um das Wachsthum des Menſchen! erſt neuerlich hat man ſich genauer mit der Geſchichte des leiblichen Wachsthums beſchäftigt und hinreichender beachtet, wie daſſelbe ſo merkwürdig an ein gewiſſes periodiſches Aufſchießen geknüpft iſt. Man braucht ja auch nur ſchärfer auf Kinder und junge Leute Achtung zu geben, um ſich zu überzeugen, wie da manchmal Zeiten lang alles Größerwerden aufzuhören oder zu ſtocken ſcheint, und wie dann mit einem mal wieder ein Schub erfolgt, ſodaß, wenn man den jungen Menſchen nach einem halben Jahre wiederſieht, man ihn kaum wiedererkennt. So aber geht es doch eigentlich auch mit dem geiſtigen Wachsthum! Jahre kommen und gehen, und das innere Sein des Menſchen zeigt wenig merkbaren Umſchwung, und dann kommt oft plötzlich wieder ein Jahr, in welchem alles treibt und drängt und vorwärts will, ja wirklich ein gut Stück vorwärts kommt. Das Jahr 1823 war mir ein ſolches, und manches wirkte zuſammen, um mich innerlich zu fördern.

Sollte ich aber jetzt im einzelnen aufzählen, was es gerade war, das dieſe innere Triebkraft ſo beſonders aufgeregt hatte, ſo würde es mir doch nur ſehr unvollkommen gelingen. Der Menſch hat Mühe, ſich in der Gegenwart zu verſtehen, 30 Jahre rückwärts aber mit klarem Auge die Fäden alle zu

verfolgen, welche immer als neuer Einſchlag in den alten Aufzug des Lebengeſpinſtes verwoben wurden, iſt faſt unmöglich. Vielleicht war es im ganzen doch, daß die heiße Sonne Italiens mir etwas eingeimpft hatte, was nun mit beſonderm leidenſchaftlichen Regen ſich zu Tage herausarbeiten wollte! Erſcheinungen, von denen ich gegenwärtig es nicht begreifen könnte, daß ſie Gewalt über mich haben ſollten, konnten daher damals, bei ſolch entzündlichem Zuſtande mit fieberhafter Heftigkeit mich aufregen, meine Thatkraft ſteigern, und meinem Gefühl eine Wärme geben, welche ebenſo in tiefempfundenen künſtleriſchen Productionen ſich Luft machte, wie ſie den wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die mir damals vorlagen, ſo gut wie meiner praktiſchen Wirkſamkeit, zum wahren Vortheil gereichten. Wie es aber zu gehen pflegt, daß, wenn überhaupt eine größere Empfänglichkeit gegeben iſt, ſogleich alle äußere Einwirkungen entſchiedenere Folgen hervorrufen, als ſie außerdem gehabt haben könnten, ſo wird man es nun auch erklärlich finden, daß bei ſolcher Stimmung meines Innern jede Begegnung mit ſelbſt nur einigermaßen befähigten Individuen ſtärkern Eindruck machte, und mich einerſeits zuweilen verletzte, andererſeits aber, und zwar häufiger, zu merkwürdigſter Förderung meines Weſens ausſchlug.

In dieſem Sinne darf ich daher auch jenes Zuſammentreffen von Umſtänden glücklich nennen, wodurch es mir um dieſe Zeit möglich wurde, neben meinen amtlichen Vorleſungen mitunter wieder Vorträge über vergleichende Anatomie für eine Auswahl von Zuhörern zu halten. Das alte Wort, „daß wir im Lehren lernen", bewährte ſich dabei vielfach, und außerdem, da auch mehrere ältere, wiſſenſchaftliebende Männer an dieſen Vorträgen theilnahmen (es hörte z. B. der damalige Beſitzer des Schloſſes Weſenſtein, ein Baron v. Uckermann, bei mir, ein Mann, der eine reiche Bibliothek geſammelt hatte und viel Fremde bei ſich ſah), ſo kam ich dadurch überhaupt

in manche angenehme und ersprießliche Berührung. Außerdem drängten sich noch sonst manche neue Individualitäten heran.

So unter anderm erhielt unser Kreis einen angenehmen Zuwachs schon im Winter 1822—23 an einem jungen Dänen, Namens Hoyn (später Professor der Kunstgeschichte in Kopenhagen), der in Dresden seine Vorstudien zu einer italienischen Reise machte und sich hier insbesondere für Bilderkenntniß und Literatur ausbilden wollte. Von mir erbat er sich Notizen über die künstlerische Ausbeute meiner italienischen Reise, und er dagegen machte mich mit der damaligen Richtung der Aesthetik in Dänemark etwas näher bekannt; Oehlenschläger hatte mich schon früher in einzelnen Werken interessirt, jetzt theilte Hoyn mir im Manuscript zwei Arbeiten eines andern dänischen Dichters mit, von welchen namentlich die eine, die Hamadryade, durch einen seltsamen romantischen Zug, der doch von der deutschen Romantik wieder merklich abwich, mich nachhaltig beschäftigte; auch die andere, aber eine Tragödie — Tiberius — verfehlte nicht, uns durch inhaltschwere Gedanken festzuhalten. Dabei wurde mir denn zugleich das trübe Geschick dieses Dichters näher bekannt. Sein Name war Hauch, und er ist freilich auch einer der vielen Dichter der Neuzeit, die nur als ein Hauch vorübergegangen sind. Es war in Neapel, wo er von einer schmerzhaften Gelenkkrankheit am Fuße befallen wurde, welche unter unsaglichen Schmerzen mit der Zerstörung mehrerer Sehnen sich endigte. In dieser traurigen Lage kam es, daß die Sehnsucht nach poetischem Schaffen ihm aufging; Tag und Nacht umschwebten ihn Gedanken und Träume dieser Art, und so entstanden denn Werke, die offenbar zunächst mehr eine Bedeutung des Subjectiven hatten, indeß doch auch in objectiver Beziehung an sich nicht ohne Wirkung genannt werden durften. Das Eigene dieses Schicksals interessirte mich sehr, fand ich doch manchen verwandten Zug davon in mir

ſelbſt, denn unwillkürlich mußte ich dabei an viele meiner Bilder denken, die auch nur entſtanden waren, um irgendeine tiefliegende ſchmerzliche Trübung des Lebens dadurch zu heilen!

Ich hatte mit Hohn auch über Krauſe, den er bei mir kennen lernte, vielerlei geſprochen, ich wollte wiſſen, welchen Eindruck dieſe tiefſinnige Natur auf das junge Gemüth des Ausländers wol machen müßte, und ich fand ihn bedeutend genug. Nur alles das, was auf Menſchheitbund, Urbild der Menſchheit u. dgl. ſich bezog, war ihm zu weitgreifend und abſtrus, worin ich ihm denn nur vollkommen recht geben konnte.. „Etwas muß faul ſein im Staate Dänemark", ſagte er dann wol mit Hamlet's Worten, und in Wahrheit lag offenbar in dieſem unbedingten Einführenwollen des Idealen ins Reale, und in dieſem gewiſſen Nivelliren alles Individuellen die ſchadhafte Stelle von Krauſe's Philoſophie! Uebrigens verließ Krauſe in dieſem Sommer Dresden und ging nach Göttingen, um dort, wo er früher ſchon habilitirt war, philoſophiſche Vorleſungen zu halten. Das Schickſal ſeines Lehramts iſt merkwürdig! auch dort, wie ſpäter in München, ſchuf er ſich ebenſo wie in Dresden, einzelne blind für ihn begeiſterte Schüler und Anhänger; dieſe wenigen umgaben ihn mit faſt fanatiſchem Eifer, das größere Publikum aber blieb kalt gegen ihn, und wenn auch ſicherlich dies letztere im ganzen nicht zum Nachtheil ſeines Geiſtes und ſeiner Philoſophie gerechnet werden ſoll (denn wann hätte denn je die Menge das Außerordentliche zu würdigen gewußt), ſo iſt es mir doch immer auffallend geweſen, zu beobachten, wie gerade in den wenigen Begeiſterten dieſe ſeine Einwirkung für das Leben keine ſichtbaren Früchte trug, mitunter ſogar wirklich übel gerieth, indem unter anderm einer ſeiner entſchiedenſten Anhänger, ein hieſiger Prediger, nach und nach in diſſolute Zuſtände verfiel und Dresden zuletzt ſogar heimlich verlaſſen mußte.

Unter die guten Begegnungen dieſes Frühjahrs durfte ich es noch weiter rechnen, daß mir von Kopenhagen die Anzeige zukam, es ſei eine von mir der dortigen Akademie eingeſendete Schrift über eine ausgeſetzte Preisfrage gekrönt worden, womit denn zugleich die Ueberſendung der großen goldenen Medaille von daher verbunden war. Jene Frage betraf die „äußern Lebensbedingungen weiß- und kaltblütiger Thiere", und ſollte namentlich beitragen, einen Streit zu entſcheiden, welcher, durch einen ſehr ſeltſamen Fall im kopenhagener Spital veranlaßt, in der Akademie über die Möglichkeit des Fortlebens gewiſſer niederer Geſchöpfe innerhalb des menſchlichen Leibes, geführt worden war. Natürlich mußten, um hierüber zur Entſcheidung gelangen zu können, zuerſt die Bedingungen geprüft werden, unter welchen das Leben ſolcher Geſchöpfe überhaupt nur zu denken iſt. Daß dieſe Bedingungen wirklich ganz andere ſein würden als die für das Leben höherer Thiere oder des Menſchen, verſtand ſich alsbald, dieſelben indeß genau und einzeln aufzuführen, war bisher unterlaſſen worden, und eben darum hatte jene Frage mich intereſſirt, ich hatte ziemlich lange an deren Beantwortung gearbeitet und meine Schrift endlich im vorigen Jahre der Akademie überſendet, von welcher ſie denn preiswürdig gefunden wurde. Sie iſt ſpäterhin mit einer Zugabe über die Entwickelung des Schneckeneies bei Fleiſcher in Leipzig gedruckt erſchienen und hat auch ſo noch manchen Anklang gefunden.

Hierbei iſt es vielleicht nicht unintereſſant, noch jenes Falles zu gedenken, welcher die obgedachte Streitfrage in der Akademie angeregt hatte, und der einer der ſeltſamſten Beiträge zur Geſchichte menſchlicher Irrthümer wol genannt werden darf. Seit einigen Jahren nämlich befand ſich in dem großen kopenhagener Spital ein Frauenzimmer, Namens Rachel Herz, welche die unglaublichſten Erſcheinungen darbot, und dadurch in der mediciniſchen Welt nicht wenig Aufſehen

veranlaßt hatte. Das Seltſamſte waren Hautabſceſſe, die an verſchiedenen Theilen ihres Körpers vorkamen und aus welchen jedesmal bald größere, bald kleinere Nähnadeln hervorgezogen wurden, bevor ſie heilten. Man hatte nach und nach ein ganzes Packet ſolcher Nadeln geſammelt und die darüber gebildete Hypotheſe, welche man in mehrern mediciniſchen Zeitſchriften las, war die, daß die Perſon als Kind wirklich ein Packet ſolcher Nadeln verſchluckt haben müſſe, welche nun auf dieſe merkwürdige Weiſe ihren Ausweg ſuchten. Dabei waren ſpäter noch ungewöhnliche Unterdrückungen natürlicher Ausleerungen und Klagen über Bewegung lebendiger Thiere in ihrem Innern hinzugetreten; kurz, Profeſſor Herold, der Director des Krankenhauſes, wurde über dieſe ſogenannten Krankheitserſcheinungen auf das mannichfaltigſte in Anſpruch genommen, bis endlich, nach beinahe zehnjähriger Dauer dieſer Komödie der Irrungen, und lange nach jener aufgegebenen Preisfrage der Akademie, man die Betrügerin entlarvte und ſich überzeugte, daß ſie namentlich alle jene Nadeln (gewiß unter vielen Schmerzen) ſich abſichtlich in Haut und Fleiſch eingeſtochen habe, um ſpäter das Vergnügen zu haben, deren Herausſchwären von vielen Aerzten höchlich bewundert zu ſehen. Auf gleiche Weiſe hatte ſie die andern Krankheitsſymptome vorgeſpiegelt, und hatte es wenigſtens dadurch erreicht, einen ſo langen Aufenthalt im Hospital ſich zu erzwingen; für welches ungewöhnliche Beſtreben übrigens auch, wie man ſagte, eine verborgene Neigung für den Director der Anſtalt den Grund mit abgegeben haben ſollte, welchem letztern daher freilich aus all dieſen Geſchichten auch manches Unangenehme erwuchs, wie denn das ebenfalls mit in die Irre geführte Publikum dadurch ſich einſt an ihm rächte, daß, als ſein Porträt in Form eines großen Oelgemäldes auf der Kunſtausſtellung erſchien, daſſelbe eines ſchönen Morgens mit einer in das Auge eingeſtochenen großen Nadel geſehen wurde,

wobei dann die Geschichten jener Nadeln vielfältig zu seinem Ungunsten ausgebeutet wurden.

Dieser Fall, dem ich leicht noch manchen andern beigesellen könnte, bietet übrigens einen merkwürdigen Beitrag dar, nicht blos zur Geschichte menschlicher Irrthümer überhaupt, sondern auch zur Schilderung jener sonderbaren, tief im Menschen gelegenen Lust zur Täuschung, zur absichtlichen Herbeiführung des Irrthums. Die Neigung, sich zu verbergen, sich zu verkleiden, eine Art von Komödie zu spielen, ist bei Kindern schon vielfältig zu bemerken, es sagt Goethe selbst, daß ihn dergleichen gar oftmals angewandelt habe, und in seinen größten Werken leuchtet die Freude zuweilen hervor, den Leser gewissermaßen irrezuführen und auf falsche Spur zu bringen, ja haben doch diese Dinge mit der Geschichte der Entstehung der Künste selbst einen tiefen wunderbaren Zusammenhang! Wollte man endlich paradox sein, so könnte man — die Erscheinung des Lebens vorzüglich ihrem Scheine nach nehmend — vielleicht sogar sagen, jegliches sich leiblich Verwirklichen einer Idee, jegliches Fleischwerden des Geistes sei gewissermaßen ein sich Verstecken und sich Verkleiden, und es konnte insofern endlich selbst einem Dante wol erlaubt sein, die große und tiefsinnige Geschichte der Seele an und für sich mit dem Namen einer Divina Commedia zu bezeichnen.

Ich darf übrigens vielleicht noch erwähnen, daß diese seltsame Krankengeschichte (wie denn im Leben so oft ganz unerwartete Verkettungen von Ursache und Wirkung sich einstellen) für mich gerade im Gegensatz des Krankhaften eine offenbare Förderung meiner Gesundheit herbeiführte, indem jene Medaille für die dadurch veranlaßte Preisschrift in ihrer Verwerthung das Mittel wurde, mir ein eben um mäßigen Preis verkäufliches Reitpferd zu erwerben. War doch das Bedürfniß, mich aus der gedrückten Luft der Krankenzimmer und des Lehrsaals in eine frische, weite Atmosphäre einzutauchen,

ſeit der letzten Reiſe nur noch größer geworden, und empfand ich es gleich um ſo niederdrückender, wenn ich durch Mangel an Zeit ein ſolches Bedürfniß entbehren mußte. Natürlich hatte ich nicht verabſäumt, von dem ſchön geprägten Geldſtück einen zierlichen Abguß entnehmen zu laſſen, bevor es dem Wechsler anheimfiel, und es wurde mir derſelbe zwar von dem Inſpector der königlichen Stück- und Glockengießerei des Zeughofes gefertigt, einem Manne, den ich damals ſchon in ſchweren Krankheitsfällen glücklich behandelt hatte und den ich ſpäter noch 30 Jahre erhalten konnte, obwol die vielen Metall- und Schwefeldünſte dergeſtalt auf ihn eingewirkt hatten, daß dadurch eigentlich alle Anwartſchaft auf eine nur kurze Exiſtenz gegeben ſchien. Der Mann hieß Schröttel, war aus Nürnberg gebürtig und hatte in ſeinem Fache tüchtige Erfahrung und geſunden Handwerksverſtand dergeſtalt erwandert und ſich abgeſehen, daß er, der als ganz unbemittelter Geſell hierher kam, ſpäter ſich eine nicht unergiebige Stelle erworben, und durch Löſung mancher wichtigen Aufgabe für die ſächſiſche Artillerie ſich rühmlich bekannt gemacht hatte. Nun war es mir immer intereſſant geweſen, Menſchen dieſer Art in ihrem tüchtigen Geſchäftstreiben zu beobachten, es lag mir darin ſo viel echt Deutſches, und das gute alte Nürnberg hatte auch mit aus dieſem Grunde mich mannichfaltig beſchäftigt. Kam nun noch die Liebe zu Schiller's „Glocke" hinzu, deren Gang und Geſchichte ich bei ihm oftmals praktiſch mir deutlich zu machen Gelegenheit hatte, ſo verſteht man vollkommen, warum der Mann mich intereſſirte und warum auch er wieder mit ausnehmender Treue zu mir hielt. Es wurde nicht leicht ein bedeutendes Geläut Glocken gegoſſen, ohne daß ich, vom Arbeiten der Form an bis dahin, wo es heißt:

Stoßt den Zapfen aus,
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen,

Kenntniß davon genommen hätte, und manch Phänomen kam mir dabei vor, deſſen Schiller wol noch hätte gedenken können, zumal eins, welches ſo bedeutungsvoll und ſo wenig gekannt iſt, daß ich es hier noch mit einigen Worten erwähne. Man hat nämlich, wie ich da lernte, eine Art der Berechnung der Glockenform und der Metallmaſſe gefunden, um einem Geläute dreier Glocken jeden beliebigen Accord zu geben, dergeſtalt, daß Prime, Terz und Quinte, in welcher Tonart man will, ſchön zuſammenklingen müſſen. War nun die Glocke gegoſſen und ciſelirt und hing ſie ſchwebend in der großen Werkſtatt, ſo kam es natürlich darauf an, ſich zu verſichern, ob ſie auch ganz rein den beabſichtigten Ton angebe. Hierzu bediente man denn ſich folgenden Verfahrens. Einer mäßig großen, aber doch leicht mit dem Munde anzublaſenden hölzernen Orgelpfeife hatte man die Einrichtung gegeben, daß ſie durch einen tiefer oder weniger tief einzuſtoßenden Stempel ganz rein die zwölf Töne einer Octave angab. Sollte nun die Glocke z. B. die Stimmung von f haben, und man wollte ſich überzeugen, ob ſie auch wirklich dieſen Ton ausgebe, ſo brauchte man die Pfeife nur auf f zu ſtellen und nahe bei der Glocke ſie ſanft anzublaſen, und alsbald fing die große Glocke an zu tönen. Kein anderer Ton, z. B. e oder fis, machte ſie mitklingen, nur f verſetzte ſie in lebhaftes Tönen. Wäre aber etwa die Glocke ſelbſt in ihrer Stimmung nicht gelungen geweſen, hätte ſie nicht rein in f geklungen, ſo hätte ſie auch auf das angeblaſene f keineswegs geantwortet. Gewiß! hat irgendein einfaches phyſikaliſches Experiment einen entſchiedenen, tiefen und poetiſchen Sinn, ſo iſt es dieſes! Das Wort „Anklang", das unſere Sprache bereits ſo ſchön

benutzt, um die Verwandtschaft eines geistigen Lebens zu einem andern zu bezeichnen, es findet in diesem Miterzittern des gleichgestimmten Metalls theils seine Erklärung und theils auch seine vollkommene Rechtfertigung.

So genoß ich denn also, seit ich ein Reitpferd besaß, öfters der Erfrischung, die schönen Umgegenden der Stadt in früher Morgenstunde (die einzige, die mir gewöhnlich frei blieb) im Sattel zu durchstreifen, und wenn ich dabei die Launen eines Thieres studirte, wurde mir oft manches in der menschlichen Natur auch klarer, ja, das, was ich eben mit mir selbst zur Entscheidung zu bringen hatte, entwirrte sich auf solchen einsamen Ritten oft rascher als bei ruhigem Nachdenken im Zimmer. So hatte mir z. B. um diese Zeit abermals ein neu wiederholter Antrag jener breslauer Professur, aber diesmal mit beträchtlich erhöhtem Gehalt, neues und vielfaches Hin- und Herdenken veranlaßt; ich kam indeß an eben einem solchen Morgen schnell zum Entschluß und schrieb es auch zum zweiten mal ab. Ich darf wol sagen, daß ich dabei zugleich besonders meiner großen Arbeit über die Ur-Theile des Knochengerüstes gedachte, welche jedenfalls durch jene Uebersiedelung bedenklich gestört worden wäre. Ich schrieb darüber damals: „Mit meinem Werke schreite ich gemessen und langsam schon ins fünfte Jahr vorwärts. Ich möchte hier den Kern von dem, was ich für diesen Bereich der Naturwissenschaft zu leisten irgend vermag, treu und sorgsam niederlegen. Das Bewußtsein, so etwas recht mit voller Kraft und so rein um der Sache willen mühevoll durchzuführen, ist der eigentliche Lohn solcher Arbeiten. Zörga schreibt einmal über dergleichen Dinge, zwar vielleicht etwas in der Sprache der Sturm- und Drangperiode, aber doch wahr: «Der Mensch hat nur eine wahre edle, hohe Bestimmung — die Fülle des Genusses in der Wirksamkeit, wenn der Geist vom Himmel auf uns fällt, die Feuerseele heilig und allgewaltig, Funke

zur ewigen Flamme, daß der Trieb ſelbſt Zweck iſt, der Kampf ſelbſt Siegeskrone. All das Uebrige iſt Sklavenarbeit ohne die Freude der Ernte, Mühe ohne Dank, hingeben ſich ſelbſt und ſeine Kraft um das, was nichts iſt. Ein Weſen, das nicht alles iſt, was es ſein kann, nicht in der geraden, unwankenden Richtung es zu werden, iſt nichts, ſtets in dem Gefühl des Ueberdruſſes und der Zernichtung.» — Was mich betrifft, ſo habe ich bei dieſer Arbeit ſo recht die Freude, mich an keine Mutter Baubo, ſondern an die wahre Iſis zu halten, und ſo darf ich wol ſagen, daß die hier allmählich tiefer und tiefer ſich erſchließenden Erkenntniſſe, nebſt der Kunſt und der Liebe zu den Meinen, bei eigenem aufrichtigen Wohlwollen für die Menſchheit, recht eigentlich die Flügel ſind, die mich allein über ſo manches Mühſal hinüberheben.“ — Auch einige andere Briefſtellen aus damaliger Zeit mögen hier Platz finden! der Menſch und ſeine Geſinnung zeichnet ſich immer in dergleichen am beſten. So über Byron's „Haralb“: „Wenn man bedenkt, daß eigentlich alle Wirkung, die ein Menſch auf nähere und fernere Umgebung ausübt, doch vergänglich iſt, und daß früher oder ſpäter wir erkennen müſſen, der Wille, der Geiſtesdrang, von dem dieſe Wirkung ausging, ſei ſtets das allein Nachhaltige, ſo wird auch der eigentliche Kern in dieſem «Child Harald» in ſeiner Art unverloren bleiben. Anfangs ſcheint es freilich, als ob man es dem Werke anſehe, daß nicht ſowol wahre Luſt daran, als vielmehr äußere Zwecke, den Verfaſſer dazu getrieben hätten, ſpäterhin aber wird das eigene Geiſtesregen wol kenntlich und alles bewegt ſich freier.“ Dann über Regis' Ueberſetzung des Rabelais, als deſſen vieler Wuſt mir immer innerlich, meiner Natur nach, widerſtand: „Es iſt gut, daß das nun ſo fertig und abgeſchloſſen daliegt, und bleibt eine ruhige Feiertagszeit Ihnen wol zu gönnen, denn jedwedes, was der Menſch mit Ernſt, Liebe und Tüchtigkeit, mit Schwierigkeiten kämpfend,

dennoch hinausführt, sei es auch an einem wüsten und rohen Stoffe halb und halb verloren, bleibt immer ehrwürdig und anzuerkennen."

Weiter, über Schiller's Freiheitsprincip: „Schiller hat in den «Räubern» einem herrlichen Gedanken Luft gemacht, wenn er sagt: «frei muß Moor sein, wenn er groß handeln soll!» und ebenso da, wo sich Tell's Knabe nicht will binden lassen, weil er sonst toben würde gegen seine Bande. Ich fühle in mir oft etwas Aehnliches, ja ich glaube, ich könnte schlecht handeln, wenn man mich zum Guten zwingen wollte. Empfinde ich doch immer eine geheime Freude, wenn ich daran denke, daß ich hier, durch die noch so ungewissen Zustände bei meiner Anstellung verhindert, gar nicht so wie es sonst jedem bei seiner Amtseinführung geschieht, feierlich verpflichtet worden bin, und ich darf wol sagen, daß ich ebendeshalb nun um so mehr pünktlich und pflichttreu mich verhalte." — Ferner über „Lalla Rookh" und Homer! „Ich lese jetzt mit den Meinigen abends die «Lalla-Rookh» von Thomas Moore; es ist wol manches wahrhaft Hübsche und Lebendige darin, aber an sich geht auch das nicht aus einem ganz gesunden und tüchtigen Gemüth hervor. O du dreimal seliger Homer! in dir ist allein sogar nichts Krankes, nichts gereizt Humoristisch-Sarkastisches, nichts erschlafft Sentimentales, nichts überladen Gewaltsames! immer groß auf großem Bezirk schreitet rein und frei der Genius der Dichtung aus! Deinesgleichen wird wol dem armen Menschen nie wieder erstehen! Ich muß noch mein Griechisch wieder anfangen, nur um des Homer willen!"

Und endlich über das von Regis gedrungen übernommene Corrigiren der halleschen Cicero-Ausgaben: „Ich kann mir lebhaft denken, wie fatal ihnen sothanes Correcturwesen oft werden muß; ich habe Aehnliches empfunden, wenn mir irgend einmal Amtsverrichtungen mislungen waren, und ich doch

zugleich fühlte, daß dies gerade nur darum vorkam, weil mein Geist kräftiger war, als es für diese Dinge nöthig gewesen wäre. Sowie der Mensch zu klein ist zu manchem Großen, so ist er auch zu groß für so manches Kleine!"

Ich habe nun schon oben erwähnt, daß Krause, eine Individualität, die im Wissenschaftlichen hier eigentlich am bedeutendsten auf mich wirkte, in diesem Jahre Dresden verließ, um nach Göttingen zu ziehen. Neun lebende Kinder nahm er mit dahin, und man kann denken, daß somit der Umzug nicht leicht war. Eins davon, das zwölfte Kind, hatte ich ihm noch zuvor aus der Taufe gehoben, und einen Sohn ließ er hier zurück, den ich durch einige Freitische und sonst unterstützte. Noch ehe er uns verließ, hatten wir manche tiefgehende und vielumfassende Gespräche, von denen einige Resultate auch meinem großen Werke von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes zugute gekommen sind. Einesmals sah ich ihn mit Schneider, Ficinus und meinem Oheim Jäger aus Leipzig bei mir, und das Heterogene dieser vier Naturen stellte sich erst in solchem Gegenüber recht lebhaft heraus. Jener Oheim, der jüngere Bruder meiner Mutter und der Vater des nachmals anerkannt tüchtigen Historienmalers Jäger, hatte eine stark pietistische Färbung, Ficinus, ein derber praktischer Chemiker, und Schneider, dieser vagirende Halbphilolog, Halbkameralist, sie befanden sich mit dem tiefsinnigen Krause vor vier Bildern, die ich um diese Zeit prima gemalt hatte und in denen die alten vier Elemente ganz frisch und leicht kenntlich, symbolisch sich aussprachen. Wie ein und dasselbe Object nun so ganz verschieden auf Verschiedene wirkt, und oft so ganz Entgegengesetztes in ihnen anregen kann, ist mir fast nie so klar geworden als hierbei! Wo der eine an Schlange und Lilie, welche über dem Element der Erde erschienen, das Christenthum und die Bekämpfung des Satans ablas, da sprach der andere von Kohlenstoff und

Stickstoff, der dritte berechnete den verkäuflichen Werth der Bilder, und der vierte erkannte absolut nur die philosophische Seite und ließ daher dieser das eigentlich Artistische fast ganz fallen. Und treiben es denn etwa die Menschen mit dem großen Element des Lebens anders! wie engherzig höken es die einen aus, und wie leichtsinnig vergeuden es die andern! Uebrigens war es interessant, die Polemik Krause's in solchen Lagen zu verfolgen; Schneider, der einige Zeit vorher mit ihm nach Leipzig gereist war und dort manche Debatten zwischen ihm und Adolf Wagner, und Amadeus Wendt (der eine ästhetischer Philosoph, der andere philosophischer Aesthetiker, obwol etwas blasser Farbe) beobachtet hatte, wußte noch viel davon zu erzählen. Jedenfalls war mir Krause's Weggang ein großer Verlust, und er ist in diesem Sinne mir auch nie durch einen andern Gelehrten ersetzt worden. War er doch zugleich sehr vielseitig! wie ich denn namentlich über Musik, deren Theorie er tief durchdrungen hatte, viel mit ihm verkehrt habe, und da ich nun gleichzeitig wirklich viel gute Musik hörte, so darf ich wol sagen, daß das feinere Verständniß dieser Kunst bei mir damals ganz vorzüglich gefördert worden ist. Das wunderbare Verhältniß der Harmonie zur Melodie klärte sich jetzt entschieden in meinen Gedanken auf, und mehr und mehr geistige Befriedigung hörte ich aus den großen Werken der Meister heraus, so wenig ich selbst an irgendeiner Art von Ausübung dieser Kunst mich mehr betheiligen konnte oder mochte.

II.

Es war in jenen Jahren noch die letzte Glanzperiode der Italieniſchen Oper in Dresden! Eine Signora Tibaldi, eine ſchöne Altſtimme und reizende Erſcheinung, zog mich öfter als ſonſt in das Theater und half den Begriff des geiſtigen Italien, den eigentlich die Reiſe noch wenig entwickelt hatte, vollſtändiger zur Reife bringen. Ihr Tancred und Page im „Figaro" wird wol den meiſten unvergeßlich bleiben, von denen ſie in dieſen Rollen gehört worden iſt. Eigenthümlich wirkte übrigens bei mir das Muſikaliſche auf die Malerei zurück, und ſo wenig ich jemals dem ſogenannten Maleriſchen der Muſik großen Geſchmack habe abgewinnen können, ſo iſt mir dagegen doch immer ein gewiſſes inneres muſikaliſches Gefühl unerlaßlich geweſen, wenn ein landſchaftliches Werk mich wahrhaft und nachhaltig anziehen ſollte.*)

---

*) Als einen andern Beleg, wie immer in mir Muſikaliſches und Maleriſches Hand in Hand ging, füge ich hier noch eine ältere Briefſtelle vom Jahre 1816 bei, welche der Nachhall einer trefflichen Aufführung von Mozart's „Don Juan" iſt, von dem ich dann zur Erwähnung einiger neuern mich damals intereſſirenden Kunſtwerke überging:

„Unſterblichkeit! der Menſch begreift ſie nie, und ſelbſt deutlichere Ahnung davon taucht nur ſelten herauf, aber nach dem Genuſſe eines ſo gewaltigen Werks tritt die Verhüllte wol immer am nächſten heran,

Ich gedenke dabei noch eines Bildes (es ist späterhin nach Petersburg gekommen und bewegte dort den Dichter und Erzieher des Thronfolgers, Joukoffski, so sehr, daß er eine Copie davon entnehmen ließ), worin ich versucht hatte, diese Beziehung der Musik selbst symbolisch auszudrücken: Es stellte beginnende Nacht vor, man sah eine gothische offene Halle, weinumrankt, und mit der Aussicht über Münsterthürme hin nach dem Meere; im Vordergrunde stand ein Sessel, leer, aber noch mit einem golddurchwirkten, dunkelblauen Gewande bedeckt, daran lehnte eine Harfe, und hinter ihren Saiten, ja durch diese hindurch, sah man den Mond über den Meereshorizont sich erheben. Ich hatte das Bild mit großer Sorgfalt behandelt und die Wirkung war immerhin bedeutend genug zu nennen. Kurz! aus all diesem wird man abermals erkennen, wie so vielfältig, was mich irgend geistig tiefer in Anspruch nahm, auch künstlerisch eine Offenbarung im Aeußern sich erzwang und vor der Erreichung dieses Zieles mir keine Ruhe ließ.

Uebrigens neckten mich die Freunde öfters damit, daß ich lauter Mondschein male, und obwol dies nun nicht gerade in der Wahrheit begründet war, so will ich doch gern eingestehen, daß jener wunderliche Nebenplanet, welcher das eigene

---

oder vielmehr der Mensch wird dann in eine Region emporgehoben, in der er ihr näher ist als irgendwo. Er erkennt hier so unmittelbar das Fortwirken des gewaltigen Menschengeistes auf alle Folgezeit, diese überschwengliche Kraft wird so als unmittelbarer Ausfluß der höchsten Urkraft angeschaut, und wir fühlen es: der Mensch gewordene Gott macht wieder den Menschen zum Gott.

„Von der Musik, der begeistigenden Kunst, welche die Seele eintaucht in ein Meer des Göttlichen, um sie gleich einem Achilles unverwundbar zu machen für die Giftpfeile des Lebens, wende ich mich aber nun zu ihrer sanftern, klarern Schwester, zur Bildnerei; ihr, der Erzieherin des Menschen, die auch dem Erzogenen im ruhigen Spiegel ihrer klaren Augen den offenen Himmel zeigt, ist ja hier ebenfalls ein reiches Heiligthum geöffnet, und vielfach erquickt sie ihren Jünger" u. s. w.

Schickſal hat, mit ſeinen ſiedend heißen Flächen und Bergwänden gerade für ganz kalter Natur gehalten zu werden, immer auf mich eine beſondere Einwirkung und Anziehung gehabt hat, und daß ich mir auch viel Mühe gegeben habe, die romantiſchen Lichtwirkungen, mit denen er ſo viele unſerer Abende und Nächte belebt, in vielerlei Geſtalten auf der Leinwand und dem Papier feſtzuhalten. Es liegt nun einmal im Mondlicht ein nicht abzuweiſender Zauber, den Tieck in ſeinem „Mondſüchtigen" gar gut dargeſtellt hat, und von jeher habe auch ich das neue Licht immer ſehnlich herbeigewünſcht, wenn einmal die 10 oder 14 ganz mondloſen Abende wieder vorüber waren. Ich erinnere mich, daß eben im Juni des Jahres, von dem ich jetzt erzähle, mir einmal die ſilberne Sichel beſonders lange auszubleiben ſchien, ſodaß mir der Gedanke kam, unter der Ueberſchrift „Der verlorene Mond" einen kleinen poetiſchen Aufſatz zu ſchreiben, welcher erzählen ſollte, wie es ſein würde, wenn einmal dieſe Leuchte, über deren Lichtabnahme damals der Schotte Leslie geſchrieben hatte, wirklich gänzlich verſchwunden wäre.

Möge denn dies Blatt, das ich nur einzelnen Befreundeten früher mittheilte, hier noch eine Stelle finden, da es immerhin beitragen kann, meine damalige Lebensperiode mit größerer Deutlichkeit zu bezeichnen:

Die Sage vom verlorenen Monde.

(Am 8. Juni 1823.)

Es war einmal eine Zeit gekommen, da begann das Licht des ſtillen Mondes zu ſchwinden. Vergeblich hofften die Menſchen, daß in ſpäter Abendröthe ſich wieder die ſilberne Sichel zeigen und hinabtauchen ſollte, vergeblich ſahen ſie der goldenen Scheibe des Vollmonds entgegen, daß ſie aus violetter Gegendämmerung nach Sonnenuntergang glühend ſich hervor-

heben ſollte, nimmer und nimmer mehr leuchtete in dunkeln Nächten der milde lang gewohnte Glanz, und am weiten Sternenhimmel irrten ſchwarze Nachtwolken umher, als ſuchten ſie den feuchten Blick des Mondes, deſſen Strahlen ſie in frühern Tagen oft mit goldenen Rändern aufs lieblichſte geſchmückt hatte. Viele Geſchlechter der Menſchen gingen vorüber und lebhaft war noch immer die Trauer über den verlorenen leuchtenden Freund, noch immer ſuchten die Blicke ſehnſüchtig in ſtiller Nacht, ob das ſilberne Licht nicht etwa plötzlich aus verhüllenden kosmiſchen Wolken hervorträte, und wenn dann auch leuchtend und herrlich die Sonne, der goldſtrahlende Sohn der Luft, ſich in Oſten hervorhob, war es doch, als ob unruhig und verſtimmt die Wogen des Gefühls in tiefſter Seele ſich bewegten. Wie denn aber die Erinnerung an den ſtillen Gefährten der Nächte erloſch, wie immer mehr und mehr die Ueberlieferung ſchwand von den ſchönen Mondesaufgängen, von dem farbigen Leuchten des Nachtgewölks und der milden Klarheit, welche damals vom Monde über die ruhende Erde ſich ergoß, wie die Bilder verblichen waren, in welchen frühere Erdbewohner die Empfindung jenes ſtillen, duftigen Lichts ausgeſprochen hatten, da erſtarb allmählich auch die Sehnſucht nach dem nicht gekannten Etwas, da gedachten die meiſten Menſchen nicht mehr des Verſchwundenen, und zerſtreut von den Tagesgeſchäften verſchliefen ſie ohne ahnende Träume die finſtern Nächte. Immer ſchwächer wurde das Gedächtniß jener frühen Zeit, wo auch der Nacht eine Sonne gegeben war, immer mehr beruhigte man ſich bei mäßigem Sonnenlicht und wenigem Sternenſchimmer, und immer weniger empfand man, daß das Erdenleben einen Theil ſeiner Schönheit verloren habe. Ja, es fehlte nicht an unterrichteten Leuten, welche, wo immer etwa des ehemaligen Mondes gedacht wurde, recht verſtändig beweiſen wollten, daß dieſer Verluſt für einen wahren Gewinn und mächtigen

Fortſchritt im menſchlichen Daſein geachtet werden müſſe. Denn, ſagten ſie, hat man nicht in uralten Büchern geleſen, wie es ſonſt Menſchen gegeben haben ſoll, welche durch hellen Vollmondsſchein zu den wunderlichſten Träumen verführt worden waren, welche, wie angezogen von den Mondesſtrahlen, ſchlafend aufſtanden, Mauern, Bäume und Felſen erklommen und den bedeutendſten Gefahren ſich bloßgaben? Hat man nicht geleſen, wie durch jenen ſogenannten Mond ein ſtarkes Schwanken des Meeres veranlaßt worden ſei, welches Ebbe und Flut genannt zu werden pflegte, und welches an Häfen und Dämmen mannichfaltige Beſchädigungen herbeiführte? Soll nicht ſogar zu zeiten durch dieſen Mond das einzig echte Sonnenlicht verfinſtert worden und an vielen Orten Furcht und Schrecken verbreitet worden ſein? Dies bedenkend, meinten ſie, könne man nicht in Abrede ſtehen, daß die Erde ohne Mond ſich weit beſſer befinde; der Mangel des Lichts bei Nacht werde durch wohleingerichtete Straßenbeleuchtung genügend erſetzt, und genau genommen, wäre nicht zu verkennen, daß wir ſo noch des großen Vortheils vollkommener Gleichmäßigkeit uns erfreuten, da regelmäßig eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang die Gasflämmchen in allen Laternen angezündet würden, und ſo viel mehr für zweckmäßige Erhellung geſorgt ſei als durch das unſichere Mondlicht, von dem man bald nur ein Viertel, bald nur die Hälfte, bald drei Viertel und ſelten einmal die volle Scheibe geſehen habe. Freilich Wieſen und Wälder, Flüſſe und Seen ließen ſich ohne überſchwengliche Koſten jetzt nicht ſo gut beleuchten, als ſie vielleicht in der Vorzeit durch den Mond beleuchtet geweſen wären, indeß führe auch eine ſolche Beleuchtung zu nichts als höchſtens zu unnützen Spaziergängen durch Feld und Wald, wobei nur zu leicht die gefährlichſten Erkältungen veranlaßt worden wären. — Da die Menſchen in der Mehrzahl um dieſe Zeit auch ſchon viel geſetzter geworden

waren, ſo fanden ſie ſolche Gründe höchſt einleuchtend und vergaßen des Mondes um ſo ſchneller. Bald fingen ſich hier und da an Stimmen zu erheben, welche keck behaupteten, die ganze Sage vom Monde ſei eigentlich nur aus der Luft gegriffen, und es ſtünde ſehr zu bezweifeln, daß es je einen Mond wirklich gegeben habe; es ſtehe vielmehr ſehr zu fürchten, daß einige Dichter, durch welche überhaupt ſo viel unnützes, phantaſtiſches Zeug von jeher verbreitet worden, durch lebhafte Gedichte allein jene Sage veranlaßt hätten. Ja, es gab gelehrte Leute, welche fanden, daß die Annahme eines Mondes ſo ſehr ihren kosmologiſchen Theorien zuwiderlaufe, daß die ganze Erſcheinung geradezu als unmöglich angeſehen werden müſſe. Zwar wollte man nun dieſer Meinung anfangs vielerlei entgegenſetzen, man berief ſich auf hiſtoriſche Zeugniſſe, auf gewiſſe alte aſtronomiſche Berechnungen, ja ſogar auf einige uralte Mondkarten, welche in einigen beſonders reich ausgeſtatteten Bibliotheken als Merkwürdigkeiten vorgezeigt wurden; indeß ließen ſich dadurch die Gegner doch nicht aus dem Felde ſchlagen, ſie waren mit einer Menge Beiſpielen bei der Hand, wo die gelehrteſten Leute die abgeſchmackteſten Irrthümer ſich hatten zu Schulden kommen laſſen, und fanden als gerüſtete Skeptiker in ſolchen Betrachtungen genügende Widerlegung aller Entgegnungen.

Wie es nun aber zu gehen pflegt, daß bei aller Trefflichkeit unſerer Staatsverfaſſungen ein gewiſſes urſprüngliches Gefühl angeborener Freiheit ſich nicht ganz unterdrücken läßt, wie es zu gehen pflegt, daß irgendein Genius durch alle Formen einer wohl ausgedachten und mühſam geleiteten wiſſenſchaftlichen Bildung hindurchgreift und plötzlich nach einem Ziele ſich wendet, welches dem einmal gefaßten Plane völlig entgegengeſetzt iſt, ſo gab es auch zu jener Zeit junge poetiſche Seelen, denen alle die angenommenen Meinungen über die Sage vom Mond höchſt ungenügend vorkamen. Eifrig wurden

von ihnen die älteſten Mythen vom Mond, bis auf die letzten Angaben geſammelt, Luna und Endymion waren ihnen nicht unbekannt, die älteſten Gedichte über den Mond wurden in die herrſchende Sprache mit wehmüthiger Luſt übertragen, und ſehnſüchtig blickte noch manches Auge zum Horizont, wenn im Innern die alten Sagen erwachten, wenn man las, wie vor Jahrtauſenden ein Dichter den aufſteigenden Mond dem goldleuchtenden Schilde des Helden verglichen, und wie ein etwas ſpäterer von ihm geſagt hatte, daß er über die nächtliche Gegend ſo mild ſich verbreitet habe, wie des Freundes Auge über des Freundes Geſchick. War dann ein tiefes Gemüth recht lebhaft erfüllt vom Verlangen, die ungekannte Seligkeit einer ſtillen Mondnacht zu ſchauen, war in ihm die Freudigkeit einer reinen Liebe zu allem Guten und Schönen recht hell und kräftig aufgegangen, dann geſchah es wol, daß in ſtillen Nächten der Traum den alten treuen Gefährten der Erde wieder zurückführte, daß er glänzend über dem leuchtenden Saume dunkeln Gewölks die mildſtrahlende Mondeskugel wieder heraufhob, und Erde und Meer in ungewohnter Klarheit ſich wieder jugendlich zu beleben ſchienen, bis wiederkehrendes Geräuſch des Tages die lieben Bilder verſcheuchte. — Man erzählt, daß mehrere bald nach ſolchen Erſcheinungen plötzlich verſtorben ſind.

In dergleichen Rêverien möchte ſich der Geiſt nun zuweilen vielleicht wirklich zu tief verſenkt haben, wäre ich nicht dann immer wieder zeitweiſe von ſcharfen, unmittelbar ins Leben eingreifenden Aufgaben gefaßt, und zu friſcher Thätigkeit angeſpannt worden. Schon das tägliche gewöhnliche Leben ſorgte für dergleichen, aber der Sommer dieſes Jahres führte noch einen beſonders merkwürdigen Fall herbei, und da

derſelbe ſicherlich nicht ohne Einfluß geblieben iſt auf die ſpätere Wendung meiner Verhältniſſe, ſo ſcheint es ganz am Ort, auch darüber hier eine etwas ausführlichere Mittheilung zu geben:

Es war ſchon früher, als ich von der Vermehrung meiner ärztlichen Wirkſamkeit erzählte, erwähnt worden, daß ich die Frau des damaligen engliſchen Geſandten Morrier, im Verein mit Kreyſig, zu berathen hatte. Nun waren wir übereingekommen, ſie dies Jahr für eine Cur in Franzensbad bei Eger zu beſtimmen, und zwei ihrer Kinder hatte ſie dorthin mitgenommen. Eben war nun ihre Cur beendigt, der Mann war gekommen, um ſie abzuholen, als das älteſte Töchterchen Fanny erkrankte. Der Badearzt wird gerufen, behandelt das Kind mit etwas erhitzenden Mitteln, das Fieber ſteigt, die Zufälle werden die eines nervöſen Fiebers, und plötzlich wird die Kranke ſprachlos. Jetzt kannte die Angſt der Aeltern keine Grenzen, und der Bruder des Geſandten, ehemaliger Schiffskapitän (ein dritter Bruder iſt der Verfaſſer der Schriften über Perſien und Ueberſetzer einiger perſiſchen Romane), wurde eiligſt nach Dresden geſchickt, um mich zur Reiſe nach Franzensbad zu vermögen. Nun war ich dieſer Familie wirklich zugethan, auch traf es in die Ferien der Akademie, alſo meine Einrichtungen waren ſchnell gemacht, wir eilten mit Kurierpferden fort, und in 24 Stunden ſtand ich am Krankenbett. Der Fall war wirklich verzweifelt, mit ſchwarzer trockener Zunge, in der heftigſten Fieberhitze und durchaus ſprachlos, lag das liebe Kind, und hatte dabei noch immer China und Moſchus eingegeben erhalten. — Ich erklärte, daß meiner Anſicht nach nur von der gerade entgegengeſetzten Behandlung vielleicht noch Rettung möglich ſei, obwol keinenfalls wahrſcheinlich. Der andere Arzt war ſogleich beſeitigt und die Kranke meinem Ermeſſen ganz übergeben worden. So folgten denn ein paar höchſt peinliche

Tage, von allen Seiten kamen Anfragen, von Dresden schickte die Königin expreß einen Kurier, um sich nach dem Befinden des Kindes erkundigen zu lassen, und im Orte selbst verbreitete der abgedankte Arzt natürlich, daß bei dieser Behandlung an gar keine Rettung zu denken sei. Anfangs schien denn auch keine Aenderung einzutreten, ich war Tag und Nacht in der Nähe der Kranken und wohnte unmittelbar über ihr: plötzlich, am dritten Tage nach meiner Ankunft, stürzt Morrier in mein Zimmer, fällt mir um den Hals und sagt mir, es sei eine Krisis erfolgt, Fanny habe gesprochen! So war es! eigenthümliche Ausscheidungen waren plötzlich in Masse eingetreten, das Fieber war mit eins vermindert und Sprache und Bewußtsein wiedergekehrt. Jetzt nun allgemeine Freude und Dankbarkeit! ich mußte noch fernere fünf Tage dort bleiben, bis, mit der fürstlich Thurn und Taxis'schen Familie, der alte Leibmedicus Schäffer (aus Regensburg), ein erfahrener Praktiker, ankam, dem man dann die Kranke übergab. *)

Bei allem glücklichen Erfolg waren mir die acht Tage schwer genug geworden, und ich war froh, als die Abreise herannahte. Zum Unglück fiel noch in die ersten Tage dortigen Aufenthalts arges Regenwetter, wobei denn dieser, an sich schon sehr langweilige Ort ganz unerträglich wird; Bücher hatte ich nicht mitgenommen, besonders interessante Personen fand ich nicht vor, und so blieb ich fast ganz auf mich selbst gewiesen, wenn mir nicht der Kapitän Gesellschaft leistete, mit dem ich zuweilen Schach zog oder ein paar Kapitel in W. Scott's „Quentin Durward" englisch las. Die einzige Abwechselung gab es, wenn ich mitunter mit einem alten Hofmann und Diplomaten, einem gewissen Grafen Salmour,

*) Ich habe den Fall später in meinen 1860 erschienenen „Erfahrungsresultaten" ausführlich beschrieben.

etwas herumſpazierte, einem Mann, der in den Hauptſtädten Europas vielerlei erfahren hatte, und nun gern mir aus einer Welt erzählte, die bis dahin mir ſo fern gelegen hatte wie das Studium der Heraldik, und freilich auch nach dieſen Mittheilungen mich nicht beſonders anzuziehen vermochte.

Zu Hauſe wurde ich ſehr fröhlich bewillkommnet, mein alter College verſicherte mir, daß auch bei Hofe dieſer Ausgang großes Wohlgefallen erregt habe, und jedenfalls hatte dieſe Cur meinen ärztlichen Ruf ſehr geſteigert und mag wol mit beigetragen haben, vier Jahre ſpäter meine Wahl zum Leibarzte zu beſtimmen.

Zum 18. Sept. reiſte ich abermals zur Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte nach Halle, und diesmal von einem andern unſerer Profeſſoren, Ficinus, begleitet. Die Geſellſchaft erſchien jetzt ſchon in großartigerm Maßſtabe. Curt Sprengel, als Botaniker und Literarhiſtoriker der Medicin gleich berühmt, präſidirte, und manche intereſſante Vorträge wurden gehalten, wie ich denn namentlich hervorheben will, daß Profeſſor Döbereiner aus Jena hier zum erſten mal öffentlich über die ſo merkwürdige, von ihm entdeckte Erſcheinung ſprach, bei welcher ein Strom kalten Waſſerſtoffgaſes auf Platinkalk geleitet, dieſen ſofort erglühen macht, dergeſtalt, daß das Waſſerſtoffgas ſelbſt daran ſich entzündet. Alle ſahen bei ihm mit Verwunderung das ſchöne Experiment, und wenn daſſelbe auch nicht gleich manchem andern wichtige praktiſche Anwendungen im großen gefunden hat, ſo iſt es doch an ſich einer der intereſſanteſten Belege für die Möglichkeit einer ungeheuern Wirkung durch bloße Berührung zweier ſo ſehr heterogener Elemente. — Auch mein Vortrag, den ich hielt, über das merkwürdige, planetenhafte Drehen des Dotters im Schneckenei, und über die Entwickelung der Schnecke (er iſt ſpäterhin, wie ich ſchon oben bemerkte, meiner Preisſchrift über die äußern Lebensbedingungen

der niedern Thiere beigedruckt worden), und welchen ich mit saubern Zeichnungen erläuterte, fand so viel Beifall, daß späterhin der alte Sprengel mir versicherte, er habe eigentlich ein Vorurtheil gegen mich gehabt, indem er mich für einen der decidirtesten Naturphilosophen gehalten, von denen sonst ernste und wahrhafte Beobachtung nicht eben zu erwarten wäre, sei aber nun zu seiner Freude eines andern belehrt und danke mir sehr für meine Mittheilung.

Was den geselligen Verkehr der Gesellschaft betraf, so war er ganz angenehm, die Anzahl der Gäste war immer noch nur mäßig zu nennen, und das Spalten der Versammlung in einzelne wissenschaftliche Sectionen war noch nicht nothwendig geworden; wie denn auch der Luxus mit Festlichkeiten und Gastgelagen im rechten Grade beschränkt blieb, sodaß man denn wol annehmen durfte, es sei nicht leicht einer der Gekommenen ganz unbefriedigt wieder gegangen. — Für nächstes Jahr wurde Würzburg zum Versammlungsort gewählt.

Auf dem Rückwege tauchte ich einmal wieder etwas in meine frühern leipziger Zustände ein, sah jenem frühern Zeichenlehrer und spätern Reisegenossen Dietz in seine kleine ärmliche Malerwerkstatt hinein, und fand freilich nur Rückschritte eines doch nie sehr bedeutenden Talents zu beklagen; besuchte dann jenen obgedachten Oheim, wo die ganze Familie mit großer Liebe mich empfing, und die alten Räume, in denen ich meine Knabenjahre verlebte, noch gar wenig Aenderung erfahren hatten. Leider fand ich auch hier viel Beklagenswerthes! die Arbeit stockte, Nahrungssorgen umdrängten das Haus, und ich mußte es mein erstes Geschäft nach meiner Rückkehr sein lassen, aus meinen Ersparnissen eine ansehnliche Summe dorthin abgehen zu lassen, womit ich nur einer Pflicht der Dankbarkeit für früher mir von da gewordene Förderungen Genüge that. Der Rest des Jahres entschwand mir unter gewohnter Thätigkeit, und im ersten

Monat des folgenden, am 20. Jan. 1824, erfreute mich denn meine Frau abermals durch die Geburt eines Knaben, welchem wir zu Ehren Goethe's den Namen Wolfgang beilegten, sowie er von meinem Vater den Zunamen Auguſt erhielt. — Iſt doch jegliches Kind, das uns geſchenkt wird, gleichſam ein Theil unſers eigenen Seins, der mit einem mal nach außen hervortritt, und, indem er nun die Sorge ſeiner Entwickelung von uns fordert, ſelbſt immer von neuem anregt zu vermehrter Thätigkeit und kräftigem Schaffen an unſerm eigenen Geiſte! Freilich laſtet ebendeshalb auch jeder Kummer über ein Kind wie ein Schmerz über eigene Zerſtörung auf uns, während dafür wieder jede Freude über ſein glückliches Erblühen und vollendetes Reifen dem eigenen Leben einen zwiefach gewichtigen Werth verleihen wird.

Im ſelbigen Januar kam ich nun endlich mit Tieck in nähere Berührung. Die erſte Veranlaſſung dazu gab Rößler, auch einer der ältern Profeſſoren der Akademie der Künſte, in ſeiner Richtung ziemlich zwiſchen Hartmann und Matthäi die Mitte haltend, und ein lebhafter, jedoch oft etwas diſſoluter Geiſt. Auch er beſuchte mich zuweilen, ſah meine Bilder, fing an mein Porträt zu malen, und nahm überhaupt großes Intereſſe an mir und den Meinigen, ohne daß wir jedoch jemals zu einem recht ſtetigen Verhältniß gekommen wären. Dieſer alſo hatte mich und Hartmann und Hofrath Seiler und Tieck, nebſt noch einigen andern indifferenten Perſonen zu Tiſch geladen, ich kam neben Tieck zu ſitzen, Rößler, der lange in Italien gelebt hatte, ergötzte uns mit einigen echt italieniſchen Gerichten und verſchiedenen trefflichen Weinen — der Geiſt fehlte nicht — kurz! wir waren ſehr heiter, und die Geſpräche flogen lebendig und friſch hinüber und herüber, wodurch denn allein jener Begriff des Sympoſion hergeſtellt wird, den die Griechen ſchon ſo human und ſchön beſtimmt haben, und der von dem unſerer gewöhnlichen Diners

ebenſo verſchieden iſt wie etwa der des Regenbogens von einem öſterreichiſchen Schlagbaume. — Tieck war von erwünſchteſter Laune, ganz ſo wie ihn ſeine Freunde wol öfters geſehen haben, wenn er eben über das Bouquet eines edeln Rheinweins mit vollem Humor den Segen ſprach, und ſo verſenkte denn auch ich mit ihm mich immer tiefer in mannichfaltige Kreuz- und Querzüge der Betrachtung. Damals hatte ich die erſten Bogen und das Vorwort der Rabelais-Ueberſetzung von Regis vor mir gehabt, und da ich Tieck's Vorliebe für dergleichen Curioſa kannte, ſo verhandelten wir viel darüber, und ich verſprach, ſie ihm zu bringen, ob er vielleicht zu einem tüchtigen Verleger Rath wüßte. In den nächſten Tagen führte ich dieſen Vorſatz aus, und von da an kamen wir uns näher und näher. War doch die romantiſche Poeſie, die in ihm einen ihrer leuchtendſten Brennpunkte fand, auch mir tief ins Herz gewachſen, es glühte ihre Empfindung und Richtung bei tauſendfältigen Gelegenheiten und in vielen Bildern und Gedanken gleich feurigen Erzadern in meinem Innern, ja es war in mir, wie in Tieck, doch auch wieder dieſer Glutſtrom durch Felslager des Wiſſenſchaftlichen überdeckt und gemildert.

Tieck war wirklich mit Regis' Arbeit über Rabelais ſehr einverſtanden, hatte ſich auch ſelbſt früher viel mit dieſem Autor beſchäftigt, brachte aber die Verlagsangelegenheit nicht weiter in Gang, und man weiß, daß ſpäter dieſe ausgezeichnet tüchtige Arbeit bei Barth in Leipzig erſchienen iſt.

Gleich beim erſten Beſuche hatte ich mir Hamann's und Jacobi's Briefe von Tieck mitgenommen und ſchrieb ſpäter einmal darüber: „Daß nun gerade das Theologiſche der Stab ſein mußte, an welchem dieſer Hamann ſich hinaufrankte, und daß er nicht an dem Urquell des Lebens ſelbſt ſchöpfen konnte! Mir wird daraus manches Unklare und Abſtruſe deutlich! Ich halte es zwar keineswegs mit dem hieſigen Schneider, der, Krauſe'n folgend, die Schwäche der Zeit meiſt dem

Christenthume schuld gibt, und besonders in ihrer antichristlichen Richtung die Freimaurerei schätzt, aber Quellwasser ist doch besser als Röhrwasser, und wenn es goldene Röhren wären. Seine ersten Briefe sind historisch-psychologisch für die Einsicht in das Werden dieses Mannes sehr wichtig, aber aus den spätern leuchtet der Gewordene schon aufs trefflichste hervor. Ich fühle hier wieder recht die Unmittelbarkeit der Geisterwelt. Hamann spricht manchmal etwas aus, was scharf geprüft wol als Irrthum sich ergäbe, allein man empfindet darin sofort die eigene Tüchtigkeit des redenden Geistes, und man ist nun gleich inniglich erbaut, ja wahrhaft aufgeklärt; dagegen mag hinwiederum ein moderner Flachling vielleicht etwas sehr Wahres aussagen, aber die Schwächlichkeit des Geistes, aus dem es fließt, macht doch, daß wirklich niemand wohl dabei werden kann. Also Tüchtigkeit, Klarheit, Wärme, darauf kommt's überall an! alles andere ist und bleibt Stückwerk, Element, Vergänglichkeit; jenes allein ist das Ewige!"

Was nun ferner Tieck betraf, so konnte ich mich sogleich in ihn selbst, in seine Umgebungen dagegen nur mit Mühe finden. Saß ich bei ihm, so öffneten sich die Pforten des Geistes, und ich fühlte, über wie vielerlei ich hier mich aufklären könne; dann aber störte mich gewöhnlich der Ton, der von dem Theetisch ausging, an welchem Gräfin Finkenstein saß, die mit der Familie wohnte und hier zu präsidiren pflegte. Das Gefühl einer unabweisbaren innern Spannung, das sichtbare Bestreben, Personen aus den höhern Kreisen hier möglichst zu fesseln, der gewisse Cultus, der somit von vier Frauen: der Gräfin, der Frau und den beiden Töchtern, um Tieck getrieben wurde, und dann die sehr verschiedenen, mitunter wol auch etwas abstrusen Gestalten, die der offene Salon häufig heranzog, sie gaben mir leicht ein unheimliches Gefühl und hinderten mich, so oft zu ihm zu kommen, als

ich ſonſt jedenfalls es gewünſcht hätte. — Von ſeinen Töchtern ſah ich zuerſt Agnes, die jüngere, die als anmuthig zarte Erſcheinung auf mich wirkte; ſpäter lernte ich Dorothea, die ältere, näher kennen und ſchätzen, ſie war die eigentliche Tochter ihres Vaters, kenntnißvoll, etwas ſcharf, aber immer intereſſant in ihrer Unterhaltung. War der Thee weggenommen, ſo las Tieck gewöhnlich irgendetwas Dramatiſches oder eine Novelle u. dgl., und ich habe ſpäter verſucht, dieſen Lektüren, welche in ihrer Art wol das Vollendetſte waren, das man hören konnte, in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch" *) ein beſonderes Monument zu ſetzen; allein es dauerte bei alledem noch längere Zeit, bevor ich mich in dieſem Kreiſe genug heimiſch fühlen konnte, um recht mit voller Seele an ſolchen Abenden theilzunehmen. War es möglich, ſo beſuchte ich daher Tieck lieber in der Mittagsſtunde, wo er von 12 bis 1 Uhr nähere Freunde allein in ſeinem Studirzimmer unter unendlichen Büchern empfing, und wo ſich oft die erquicklichſten Geſpräche ergaben; kurz! mein Verhältniß zu ihm entwickelte ſich langſam, aber es iſt ein dauerndes geweſen bis zu ſeinem Tode, und ich werde im Künftigen noch oft darauf zurückkommen.

Hatte ich mir ſo in dieſem Frühjahr einen neuen und echten Freund gewonnen, ſo wurde dafür im Juni ein anderer, aber nie ſo tief mir angehörender, der mehrgedachte Schneider, durch Tod an Schwindſucht den Seinigen und mir ſelbſt entriſſen. Es war ein ſonderbarer Charakter, der mir manchmal zu denken gegeben! Bei einer gewiſſen Tüchtigkeit und Schärfe des Geiſtes, war doch ſo viel Incohärentes und Abſtruſes in ihm, daß nirgends ein wirkliches Reſultat des Lebens hervorging. Auch ſchien ihm wenig am Daſein zu liegen; man konnte ſagen: das Leben war ihm ein Element, aus dem er keine Luſt hatte ein Kunſtwerk zu geſtalten; ſo

*) Jahrgang 1845.

würde etwa einer, der nicht Maler ist, ein Stück der schönsten Malerleinwand ohne weiteres Bedenken zu Emballage verbrauchen, während ein wirklicher Künstler mit jedem Theile geizt, da er weiß, daß ein einziges Stück davon, recht verwendet, ihn unsterblich machen müßte.

So breitete denn abermals der Sommer seinen grünen, blumendurchwirkten Teppich über die reichen Umgebungen Dresdens, und er wird mir deshalb jetzt lebendiger in der Erinnerung, weil ich in ihm die besondere Freude hatte, das Schöne unserer Gebirgsthäler zum ersten mal allein mit einem auch gerade frühlingsmäßig lieb und schön aufblühenden Kinde, mit meiner eben im funfzehnten Jahre stehenden und dann auch früh uns entrissenen Charlotte zu durchwandern. Es gibt nichts, was sich mehr entspricht, als die Natur eines solchen lieben eben der Welt erwachenden jungen Geschöpfes und die warme Juninatur einer schönen Gegend! was diese im Gefühl erregt, spricht jene in Blick und Wort, ja durch ihre Gestalt aus! War sie doch selbst eine reichbegabte Natur! fein und lieblich, weichfühlend und verständig, noch immer schwebt sie meiner Seele wie ein Engel voraus und ich ahnte nicht, daß so viel später noch ein zweiter Schwester-Engel sich ihr gesellen sollte!

Zu solchen kürzern zweisamen Excursionen munterte es mich sehr auf, daß ich jetzt meine Reitgelegenheit, wegen Unarten des Thieres, in eine kleine Fahrgelegenheit verwandelt hatte. So war ich mehrmals auch mit Friedrich über die nähern Höhen und Tiefen der Gegend gezogen, und wenn wir dann bei dem Interessantesten hielten, ja wol beide dasselbe Object zu zeichnen anfingen, so hatte ich oftmals meine Betrachtung, wie unendlich verschieden, und doch immer in ihrer Art vollkommen treu, die Auffassung von einem und demselben Gegenstande durch zwei verschiedene Geister sein könne! Ich bewahre noch in meinen Portefeuillen nebeneinander die saubern

Bleistiftzeichnungen eines mit wilden Winden gar anmuthig umwachsenen eisernen Kreuzes auf dem schön gelegenen Kirchhofe des Dorfes Priesnitz bei Dresden, welche wir beide nebeneinander sitzend, treulich und bestens vollendet hatten, und jeder Betrachtende wird zwei ganz verschiedene Blätter und doch Ein Object erkennen, so wenig wir es doch auf irgendeine ideale, sondern nur auf ganz treue Naturauffassung abgesehen hatten.

Bei all dergleichen schönen Anschauungen und Thätigkeiten faßte mich doch in diesem Sommer mitunter wieder jener alte schwermüthige Hang, den ich schon vielfach zu bekämpfen gehabt hatte und der im vorigen Jahre unter stärker gespannter Wirksamkeit fast ganz verschwunden schien. Folgende Briefstelle gibt davon Kunde:

„So wenig ich in letzter Zeit geschrieben habe, so wenig ist auch gemalt worden, nur einige Frühstunden bleiben regelmäßig und treulich jenen wissenschaftlichen Arbeiten bestimmt, die mir die eigentliche Lebensaufgabe von dieser Seite scheinen, und dann greift mich das Tagesleben auf, um mich bald hier, bald dorthin zu weisen, wo ich dann doch überall ganz, gesammelt und sicher erscheinen muß, wenn ich nützen, erfreuen und trösten will. Komme ich nun wieder zu mir, so drehen sich noch die wunderlichsten Nachklänge vor meinem innern Ohr, die lieblichsten Neigungen, die Lust am ruhigen stillen Hängen an der Natur, die Freude am ungemessenen, nicht in bestimmte Zeit zu kerkernden Nachbilden ihrer Formen und Farben sind getrübt, gestört, man resignirt sich, aber man erkaltet.“ Und doch ging das Erkalten nie zu weit, denn glücklicherweise war immer wieder dafür gesorgt, daß auch solche Stimmungen nicht tiefer greifen durften! Eine gute Wirkung machte es unter anderm auf mich, daß mein alter Freund und Verwandter, der Weltumsegler Tilesius, auf einige Zeit nach Dresden kam und dadurch zu vielerlei

Beſprechungen und naturhiſtoriſchem Austauſch Veranlaſſung gab. In frühen Jahren wirkte hier die Anregung mehr von ihm ausgehend auf mich, jetzt war ich es mehr, der in dieſem Sinne auf ihn zurückwirkte. Iſt es doch ſo eigen! lange Jahre verſchlingende Reiſen, namentlich wie ſie damals, noch ohne den Zauber der Dampfkraft, gemacht wurden, haben von einer Seite wol etwas Förderndes, Bereicherndes, von anderer Seite aber auch etwas Zurückſetzendes, außer Beziehung Bringendes! Tileſius fühlte das ſehr! während er mit Kruſenſtern auf dem Ocean umherſchwamm, hatte auch die Wiſſenſchaft Eilande entdeckt und Reiche cultivirt, die vor kurzem noch unbearbeitet lagen, und nun war er zurückgekommen, ſchon gewiſſermaßen ein Epimenides, während deſſen Schlafen Sterne aufgegangen waren, in früherer Zeit nicht geſehen, und am wenigſten gemeſſen, und nun wollte der Tag nicht ausreichen, zugleich alle dieſe neuen Errungenſchaften des Geiſtes nachzuholen und doch auch die mitgebrachten Schätze zu verarbeiten.

Auch manche jüngere Leute ſchloſſen ſich mir an und forderten zu regſamer Wechſelwirkung auf. So ſtudirte damals ein junger Pole an unſerer Akademie, welcher ſpäter ſich damit beſchäftigte, meine Gynäkologie, die nun ſchon die zweite Auflage nöthig machte und in Oeſterreich bereits einen Nachdruck erfahren hatte, ins Polniſche zu überſetzen, wobei er nebenher meinen vergleichend anatomiſchen Vorleſungen mit vielem Eifer folgte, ſo hatten ſich auch mehr und mehr von unſern Studirenden zu tüchtigen Aerzten und Geburtshelfern ausgebildet, und ſprachen meinen Rath in ſchweren Fällen an, und ſo war namentlich einer unter ihnen, ein gewiſſer Sperber (deſſen hübſche Entdeckung eigener Wirbelbildungen in der Bruſt der Heuſchrecken noch auf meine Veranlaſſung durch Oken's „Iſis" bekannt wurde), für die Arbeiten an meinen Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüſts ſehr brauchbar und förderlich.

Von jungen Künſtlern hatten mich die raſchen Fortſchritte des früher von Goethe an mich empfohlenen Preller ſehr erfreut, die jungen dresdener Landſchaftsmaler Oehme und Götzloff, beide ſpäterhin gleichfalls rühmlich durch größere Werke bekannt geworden, ſah ich öfters, und einem andern ebenſo mir von auswärts empfohlenen jungen Künſtler, Etzdorf (eben im Begriff, nach Schweden und Norwegen zu gehen, von wo er in den folgenden Jahren ſehr ſchöne Landſchafts- und Seebilder zurückbrachte und in München dann eine rühmliche Stellung einnahm), konnte ich gerade durch Tileſius damals noch ſehr wirkſame Empfehlungen nach dem Norden verſchaffen. Kurz, es war immer große Regſamkeit in meinem Leben, und das Kaleidoſkop der Zeit ſchüttelte fort und fort Altes und Neues immer wieder zu andern und oft ſeltſamen Figuren zuſammen.

Meine praktiſche Thätigkeit war jetzt ziemlich umfänglich geworden, größere fremde Familien, welche damals noch häufiger als ſpäterhin Dresden für längere Zeit zum bleibenden Wohnſitz nahmen, wendeten ſich häufig an mich und ſteigerten, indem ſie oft durch nationale Eigenthümlichkeiten intereſſirten, meine Einkünfte anſehnlich. In dieſer Weiſe war mir z. B. eine ruſſiſche Familie merkwürdig, in welcher die Frau nahe von jenem Jacobleff abſtammte, in deſſen Beſitzungen am Ural die erſten großen Goldſchürfungen vorgenommen wurden, wodurch weiterhin Rußland in ſo ungeheuerm Maße ſich bereichert hat; auch ſie verdankte dieſem Ahnherrn ein jährliches Einkommen von etwa 100000 Thlrn., und da ich die zarte kleine Frau unter beſonders ſchwierigen Umſtänden von einem lebenden Kinde entband, ſo zeigte ſich die Familie auch wahrhaft dankbar, und die erſten Geſchenke in Arbeiten aus Platina, welche in mein Haus kamen, rührten von dieſen Awdoulins her.

In den ſpätern Abendſtunden wurde fortwährend viel

geleſen, und Altes und Neues ging nicht an meinem Geiſte vorbei, ohne daß Betrachtungen angeregt worden wären, von denen ich noch immer manche aufgezeichnet unter meinen Papieren finde, einige auch ſchon mitgetheilt habe, und ſo ſtehe gleich hier noch ein Wort aus jener Zeit über Hoffmann's Leben, das wir eben geleſen hatten, und worüber ich niederſchrieb, was ich nachher nicht ſelten auf manche unſerer neuern productiven Literaten habe anwenden können: „Hoffmann ſcheint mir auch einer von denen, welche der Wirbelwind dieſer Zeit ſchwindelig gemacht hat, und die ſich, obwol mit eminenten Anlagen, doch nicht feſt auf den Füßen erhalten konnten. Es will allerdings feſtgeſtanden ſein, wenn der «freie Lebensblick» nicht umdüſtert werden und der Geiſt ſtets frei, tüchtig, thätig auf ſich ſelbſt ruhen ſoll; es thäte noth, man machte es wie jene afrikaniſchen Krieger, von denen Molien erzählt, die ſich, um nicht zu weichen, ihre weiten Hoſen mit Sand vollfüllten und auch richtig fortſtritten, bis der letzte Mann gefallen war.“

Solchen Nachgedanken über geleſene habe ich aber ſelbſt ſtets viel zu verdanken gehabt, und oft darüber geſprochen, wie doch überhaupt Leſen und Leſen ſo ſehr verſchieden in der Welt geübt werde. Denke ich an frühe Zeiten zurück, ſo war da das Leſen gewöhnlich ein nachhaltigeres und tiefſinnigeres (in der Mehrzahl nämlich, denn einzelne leſen wol immer noch ſo) als jetzt. Es iſt eigen, und hängt gewiß ſehr genau mit der Sucht nach Oeffentlichkeit und Gemeinſamkeit aller Vergnügungen, ſowie mit der ſo ungeheuer überhandnehmenden Zeitungsleſerei zuſammen, daß eine ſolche Flüchtigkeit auch des Bücherleſens üblich geworden iſt und man dem Tiefergehenden, Früchte zurücklaſſenden Leſen ſoviel weniger begegnet. Dabei habe ich übrigens weniger ſo geleſen, wie es einmal ein alter Profeſſor mir als Geſetz vorſtellen wollte, daß man nämlich immer mit dem Griffel

in der Hand leſen ſolle, und ſich nur dann für befriedigt halten dürfe, wenn man recht viele Excerpte aus jedem Buche gemacht habe (nur damals, als es noch darauf ankam, behufs eigener Arbeiten viel materielle Notate zuſammenzubringen, hatte ich wol auch mir eigene Excerptbücher angelegt), ſondern ich achtete gewöhnlich beſonders darauf, was für eigene Gedanken mir durch die fremden herangeführt oder ganz neu erzeugt würden, und ſuchte dann dieſe feſtzuhalten, gleichſam als die wahre und bleibende Frucht des Aufgenommenen. — Es iſt aber auch merkwürdig, was bei Verfahren dieſer Art ein Buch für eine weſentliche Folge zurücklaſſen kann! Gleich der Begegnung mit irgendeinem bedeutenden Menſchen, oder gleich dem Erleben eines wichtigen Weltereigniſſes, kann dann ein Buch zuweilen eine gewiſſe Umſtimmung unſers Geiſtes, eine Erweiterung unſers innern Sehfeldes hervorbringen und ebendadurch uns für immer unvergeßlich werden. War mir doch Dante, war mir noch mehr und am meiſten Goethe, ja waren mir faſt ſämmtliche Claſſiker, die wahrhaft dieſen Namen verdienen, in ſolcher Weiſe ſtets von tiefſter Einwirkung geweſen und hatten entſchieden beigetragen, das innere Leben irgendwie umzugeſtalten und zu fördern! Dabei ändern ſich freilich überhaupt die eigentlichen Zielpunkte des Lebens erſtaunlich mit den vorrückenden Jahren! In früherer Zeit hat man gewöhnlich eine ungeheuere Lernbegier, man möchte alles umfaſſen, Geſchichte, Aſtronomie, Völkerleben, Botanik, Phyſik, Optik, Geologie, Atmoſphärologie u. ſ. w., und es iſt da wirklich ſo, wie ich früher einmal an einen Bekannten ſchrieb: „Ja, wenn es nun ans Auswählen geht unter all dem Tauſendfältigen, was der Menſch zu lernen hätte und erfaſſen möchte, dann kann man wol geneigt ſein, es zu machen wie jener Oeſterreicher, der mit einem andern ſich über das unterhielt, was er vorzüglich gern äße, und der dann meinte: «Ich eß' halt alles gern, ich eſſe gern Haſen-

braten, Schweinsbraten, Rehbraten, Rindsbraten, Gänsebraten, ausgenommen Lammsbraten, den eß' ich aber auch gern.«" Und so war es denn auch fast! Alle Wissenschaften hätte ich früher umfassen mögen, und später sah ich nach und nach ein, daß man Mühe hat, nur mit einer einzigen in leidlicher Weise fertig zu werden.

Die Versammlung der Naturforscher und Aerzte habe ich weder in diesem noch dem folgenden Jahre besucht. Würzburg sowol als Frankfurt lagen mir in jener Zeit ohne Eisenbahnen noch zu weit ab, als daß meine täglichen Lebensaufgaben mit solchen Reisen sich hätten öfters vereinigen lassen, und ich durfte mich um so eher darüber beruhigen, da in Frankfurt man 1825 den Beschluß faßte, die nächste Versammlung nach Dresden zu verlegen und mich dabei zum Schriftführer zu wählen.

Ueberhaupt verlief mir das Jahr 1825 mit Ausnahme eines zweiten bald näher zu erwähnenden Besuchs in Berlin ohne besonders merkwerthe Vorgänge; unser Leben war einfach, still und thätig, die Kinder wuchsen und entwickelten sich anmuthig, und nur ein Schmerz wurde uns nicht erspart, nämlich, daß im November, wo wir hofften, diesen kleinen lieben Kreis wieder vermehrt zu sehen, uns zwar ein schönes Kind, ein Mägdlein, geboren wurde, das aber todt zur Welt kam, sodaß ich davon schrieb: „Nun ich lege diese aufgegebene Hoffnung zu mancher andern", und die schöne Stelle aus Dante beifügte, die mir später wol noch ein paar mal zu weit schwereren Tagen einfallen mußte:

Come del suo voler gli Angeli tuoi
Fan sagrificio a te, cantando Ossanna,
Cosi facciano gli nomini de'suoi.

Dafür hatte ich die Genugthuung, in diesem Sommer das erste Heft meines Prachtwerks über vergleichende

Anatomie *) zu vollenden und es dem würdigen Jubilar Blumenbach zu widmen, dessen früheres Handbuch ja diese so wichtige Wissenschaft zuerst in Deutschland eingeführt hatte, und dem ich nun so gewissermaßen eine Entschuldigung aussprach dafür, daß ich selbst durch meine allerdings viel vollständigere und umfangreichere Zootomie wieder sein Handbuch zu verdrängen bestimmt gewesen war. Geht es doch nicht blos in den Künsten so wie Dante sagt:

Adesso a Giotto il grido —

nämlich daß Giotto den Cimabue, und so immer ein Künstler den andern verdrängt, sondern in der Wissenschaft ist dergleichen noch weit auffallender, und namentlich die Hand- und Lehrbücher gelten da meistens nur als Jahresringe am Baume solcher Erkenntnisse, die jedes Jahr immer wieder von neuen Anlagen bedeckt und überdeckt werden, sodaß man am Ende das Alter einer sehr weit vorgerückten Wissenschaft gewiß ebenso richtig nach alle den vorausgegangenen, unbrauchbar gewordenen Hand- oder Lehrbüchern bestimmen könnte, als man das Alter eines Baumes nach den verholzten, zu Jahresringen gewordenen Splintlagen zu berechnen pflegt. — Wer daher sich die Mühe gibt, ein noch so treffliches Handbuch dieser Art auszuarbeiten, wird einestheils sicher seiner Mitwelt etwas sehr Nützliches vollenden und für einige Zeit manche Anerkennung finden, anderntheils aber wird er immer sich sehr irren, wenn er glaubt, dadurch auch den Dank späterer Generationen verdient zu haben. Die Wissenschaft wächst mit den Jahren, ein neues, noch umfangreicheres Compendium wird nothwendig, und dann, wieder ein paar Lustren, und auch dieses wird nicht mehr ausreichen und seinerseits abermals der Vergessenheit übergeben sein. So hatte ich denn

*) Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie.

damals den trefflichen Blumenbach wol verdrängt, ich hatte dann die Freude, mich selbst, d. h. die erste Ausgabe meines Handbuchs, durch eine zweite, weit vollkommnere auch verdrängen zu können, und sah dann doch einige Decennien später wieder durch fremde Nachfolgende auch dieses Werk gewissermaßen beiseitegelegt, obwol dasselbe durch seine so streng durchgeführte genetische Ordnung, und dann durch die beiden Uebersetzungen in englische und französische Sprache (namentlich durch die letztere nach der zweiten Auflage) eine weit längere Lebenswirkung behaupten wird als alle die andern. Erwähne ich nun noch, daß mir mit meiner vielverbreiteten Gynäkologie, ja zum Theil selbst noch später mit meinem System der Physiologie, Aehnliches begegnet ist, so muß es mich wol einerseits freuen, in mehrern Fächern den Zeitgenossen ein Bild großer Wissenskreise kräftig und umfänglich vorgezeichnet zu haben, sowie es allerdings eine Art „sich Ueberleben" heißen könnte, die Wissenschaft allmählich alle diese Natterhemden wieder abstreifen zu sehen, wüßte man nicht, daß, dem Laufe der Welt nach, niemals irgendeine Compendiumdarstellung ein anderes Schicksal haben wird und haben kann! Verfolgt man solche Gedanken weiter, so findet man am Ende, daß überhaupt alles wesentlich Objective stets mehr oder weniger diesem Untergange entgegengeht, während das wirklich Unsterbliche dagegen immer hauptsächlich subjectiv sein muß, was denn abermals merkwürdig genug genannt werden kann. Eine große Individualität lebt daher auch allemal länger als irgendeine Gelahrtheit.

Das obenerwähnte erste Heft meiner großen Erläuterungstafeln war übrigens schon 1824 beendigt gewesen, und so war denn in diesem Jahre für Material zu einem zweiten zu sorgen. Ich hatte die Absicht, diesmal nach einer neuen, durchaus genetischen Methode, stets vom Begriffe des Wirbels ausgehend, die Mannichfaltigkeit der Skeletbildungen zur-

Anſchauung zu bringen, und fand freilich bald, daß das, was mir hierzu meine eigene und die dresdener Sammlungen bieten konnten, nicht ausreichte, jenen Zweck auf intereſſante Weiſe zu erreichen. Fülle ſolcher Schätze dagegen verwahrte das große anatomiſche Muſeum in Berlin, und ich wußte, daß Rudolphi gern mir vergönnen würde, dort Materialien zu ſammeln. So beſtimmte ich denn ein paar Ferienwochen des Sommers zu einer ſolchen Excurſion, und nahm Dietz wieder dorthin mit, um im Zeichnen oſteologiſcher Präparate mir zu helfen. Ein damals geführtes Tagebuch enthält, was mir außerdem dort Gutes begegnete, und auch hiervon werde ich einen Auszug hier mittheilen, denn mannichfaltige Anregungen empfing ich da wieder, und ſind denn auch dergleichen Aufzeichnungen für den damaligen Zuſtand einer ſolchen bedeutenden Oertlichkeit nie ohne Nutzen.

Gegenwärtig ſei jedoch zuvor noch erwähnt, was in dieſem Jahre neben jenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten auch Muſik und Malerei mir Beſonderes geboten hatten, und hier darf ich zuerſt nicht übergehen, wie eine anfänglich am Krankenbett geſchloſſene Bekanntſchaft mit dem für die damalige dresdener Bühne bedeutenden Sänger Hauſer mir in erſterer Beziehung manche Früchte getragen.

Hauſer war tüchtig durchgebildeter Muſiker, trefflicher Baſſiſt, und in ſeinem häuslichen Weſen (er war mit einer feinen, gebildeten Frau verheirathet) eine rühmliche Ausnahme von dem gewöhnlichen Treiben in dieſen Regionen. Karl Maria von Weber, der damalige erſte Kapellmeiſter des Königs, ſchätzte ihn ſehr, und ich danke es nur Hauſer, auch mit dieſer muſikaliſchen Summität in einige Berührung gekommen zu ſein. Waren doch jene Jahre eine große Zeit für die dresdener Oper! Weber hatte ſeinen „Freiſchütz“ in Scene geſetzt, der ſpäter die Runde über die Erde machte, die „Euryanthe“, mit ihren für jene Periode neuen und mitunter gewagten

Modulationen und Harmonien, trat, trefflich einstudirt, hervor, an Bergmann, der uns auch bald näher befreundet werden sollte, hatte man einen sehr ausgezeichneten Tenor, namentlich aber in Wilhelmine Schröder, der Tochter jener als erste Künstlerin des Schauspiels durch ganz Deutschland berühmten Sophie Schröder, ging der Kunst ein Stern auf, bestimmt das Licht der Mutter noch weit zu überstrahlen. In einer kleinen Soirée, welche Hauser einst bei sich veranstaltete, fand ich nun alle diese großen Talente vereinigt und erinnere mich noch wohl des ausdrucksvollen scharfgezeichneten Gesichts, mit dem Weber, neben mir auf dem Sofa sitzend, den Tongängen eines Beethoven'schen Trio folgte, welches von einem Fräulein Veltheim, deren Klavierspiel mehr Aufsehen machte als ihre Stimme, sehr brav vorgetragen wurde, merkte auch dabei, daß es ihn einigermaßen incommodirte, als ich, den die Musik ebenfalls lebhaft aufregte, dabei mich einigemal zu kleinen taktirenden Bewegungen hinreißen ließ, und mußte nachher noch manchmal darüber nachdenken, ob ihm nicht dergleichen deshalb besonders unangenehm worden sei, weil es ihm jedesmal das Mühsal des nur durch eigenes Taktiren möglichen Einstudirens vor dem Orchester vergegenwärtigte, oder ob nicht eigentlich in jedem größern Musiker das Erinnertwerden an das nothwendige Uebel des Takts eine Art von Qual bleibe (ungefähr als ob der Dichter der einzelnen Regeln der Grammatik seiner Sprache stets gedenken müßte), während doch alles an ihm in Wahrheit dahin strebe auf dem Flusse der Harmonie, alle Erinnerung an Takt in der Bewegung eines höhern Rhythmus untergehen zu lassen.

Was die edle Malerkunst betraf, so hatte ich nun theils noch einige Erinnerungen an die Schweizerreise vollendet, unter welcher ich namentlich ein großes Bild des Mont-Anvert mit einem ganz abgewetterten Tannenstamm im Vorgrunde, und dem Hinausblick auf die Aiguilles-Dru und

Couvercle und den Grand-Jorasse, noch heute als ein tüchtiges rein durchgeführtes Bild betrachte, theils waren mir einige mehr subjecte Bilder wohl gelungen, von denen zwei über Schiller's Ballade vom Ritter Toggenburg später die lebhafte Theilnahme von Schiller's Tochter Emilie erregten und endlich sich nach Paris verloren haben, während das andere, die Erscheinung eines musicirenden Engels im Morgen-Nebelduft vor dem weinumrankten Fenster eines Malerzimmers, noch jetzt manchen Kunstfreund bei mir erfreut. Jene beiden Bilder nach Schiller's Ballade waren eigenthümlich genug erfunden (oder wie Friedrich lieber zu sagen pflegte, empfunden); sie stellten beide blos Fenster dar, das eine das Fenster der Klosterjungfrau, von außen, gothisch einfach gehalten, von blühenden, sehr sauber ausgeführten Lindenzweigen umgeben, eine weiße Lilie blüht in einem Blumenasch vor dem geschlossenen Fenster; das andere, das Fenster der Hütte des Ritters, auch von außen; aber es war Winter, die Scheiben innen gefroren, waren hier und da zerbrochen, ein zerstörtes Schwalbennest hing oben am Gebälk, und ein verwelkter erfrorener Rosenstock hielt sich nur kümmerlich auf der verwitternden Fensterbrüstung. Man sah wohl, die Hütte war nicht mehr bewohnt. — Das Jahr darauf lernte ich auf der Galerie Frau von Wolzogen, die Schwägerin Schiller's, und seine Tochter Emilie, sowie Frau von Hellwig (als Amalie von Imhof in den frühern weimarischen Kreisen ganz heimisch) kennen, und die Damen besuchten mich dann. Hier war es, wo unter manchen andern, besonders jene beiden Bilder die Beschauenden festhielten, und ich bewahre noch ein hübsches Billet, das mir Emilie von Schiller bald nachher schrieb, worin sie mir den Wunsch ausdrückte, ich möge doch auch jenen wunderbaren „Nachen, dem der Fährmann fehlt", aus ihrem Lieblingsgedicht „Sehnsucht", auf ähnliche Weise im Bilde erscheinen lassen! es ist aber nie dazu gekommen. Es war

eine intereſſante Erſcheinung dieſe Emilie! die Züge des Vaters waren in ſeiner Weiblichkeit wie durchſcheinend ſichtbar, und ein tieferer Geiſtesblick leuchtete aus dem ſchön gezeichneten Auge! Ich habe ſie nie wiedergeſehen.

Es war übrigens wirklich ſeltſam genug, was für eine Menge von Gedanken zu Bildern mir in jener Zeit, mitten unter Vorleſungen, Krankenbeſuchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten, zuſtrömte! die wenigſten davon konnte ich ausführen, und doch entſtanden eine Menge von Entwürfen, und ſelbſt die, welche nun weiter durchgebildet wurden, ermangelten öfters einer letzten eigentlich künſtleriſchen Vollendung. Viele habe ich nach und nach vernichtet, und doch hatten alle, wenn auch bald mehr, bald weniger bedeutend, ein gewiſſes inneres poetiſches Princip, wodurch ſie dem Beſchauer meiſtens einen durchaus bleibenden Eindruck hinterließen, indeß bei alledem wuchs mir nach und nach deren Menge ſo zu Häupten, daß ich endlich, um ſie nur etwas aus dem Wege zu räumen, mir irgendwo einmal eine große alte Truhe zueignete, in welcher dann die meiſten, wie eingeſargt, ruhig beieinanderſtanden, freilich mitunter auch durch Aneinanderliegen und Beſtoßenwerden nach und nach rettungslos zu Grunde gingen.

Alſo jetzt nun noch einige Erinnerungen an jenen zweiten berliner Aufenthalt!

III.

Berlin 1825.

19. Auguſt.

Graue dicke Stratus am Himmel, märkiſches Sandland und ein Sommerwind wie im November wirkten auf der Reiſe in aller Weiſe widerwärtig, nur der eine Nachmittag war beſſer, er führte mich wieder an den herrlichen Eichen um Herzberg vorüber. Edle markige Bäume! bald werden euersgleichen ſo wenig mehr ſein als Menſchen der Art wie Götz von Berlichingen. Erlengebüſche verdrängt alles. Ein einzelnes irrendes Schaf auf einem öden Anger lange nach Sonnenuntergang, als nur noch leuchtendes Abendgewölk den weſtlichen Himmel ſäumte, machte einen faſt rührenden Eindruck. — Noch am Abend meiner Ankunft ſah ich Rudolphi, der mich mit gewohnter Herzlichkeit und Offenheit empfing. Das Bild des ausgezeichneten Gelehrten, der ſeinen Wiſſenszweig ganz umfaßt, deſſen reichausgeſtattete Bibliothek ſeiner Wirkſamkeit ein mannichfaltiges Material bietet, der, ganz ſchulmäßig herangebildet, doch als Menſch offen und treuherzig erſcheint, es ſprach mich in voller Lebendigkeit an, und regte im ſtillen wieder den Wunſch auf, auch ſo nur eine einzige Richtung in meinem Leben zu ſehen. Indeß das Schickſal ſcheint nun

einmal mich beſondere Wege führen zu wollen, und ich laſſe es gewähren. Zu einer gewiſſen Höhe und dann wol zu einer ſchönern, eigentlich menſchlichen Umſicht, muß es auch ſo kommen können!

Heute früh ging ich zuerſt zu Hecker, einem noch jungen, aber ſehr bewanderten und thätigen Gelehrten; eine gewiſſe Gutmüthigkeit, ja etwas Weichheit des Charakters ſpricht aus ſeinem ganzen Weſen. Ich verließ ihn mit geänderter Vorſtellung, da ich mehr einen trockenen Literator an ihm zu finden glaubte. Nun gleich zum zootomiſchen Muſeum!

Dieſe herrliche Sammlung, faſt allein Rudolphi's Schöpfung, fand ich bereits zu einem Umfange angewachſen, der mich mit lebhafter Freude erfüllte. Nach vieljähriger ernſter Betrachtung des Knochengebäudes mich nun mit einem mal ſo inmitten der reichſten Aufſtellung der verſchiedenartigſten Skeletformen zu finden, tauſenderlei Geſtalten gewahr zu werden, in denen die Natur ihren einfachſten Typus auf immer neue Weiſe variirt und dabei mich immer mehr von der Richtigkeit der von mir zuerſt in ſeiner ſchönen Geſetzmäßigkeit erſchauten Architektonik des Skelets zu überzeugen, mußte nothwendig mir einen durchaus bedeutenden Eindruck machen. Die Freudigkeit der Wiſſenſchaft hatte ich kaum je ſo in ihrer vollen Reinheit empfunden! Noch mehr belebt wurde dieſe erſte Durchſicht durch ein Zuſammentreffen mit einigen jungen Männern, welche hier vergleichende Anatomie mit Eifer treiben. Der Sohn D'Alton's war darunter. Ich fand Veranlaſſung, ihnen manche meiner Anſichten zu entwickeln, ihr Intereſſe, ihre Theilnahme aufzuregen, und ſah mich, ehe ich vermuthete, mitten im Lehren.

Erholung von der Mühe ſtundenlangen angeſtrengten Sprechens mußte mir noch ein Gang durch die neuen Baulichkeiten der Stadt gewähren. Man hat ſich hier tüchtig geregt, vieles iſt entſtanden, vieles entſteht und vieles wird

vorbereitet. In allem waltet ein zeitgemäßer, großartiger Geiſt. Schinkel's Wirkſamkeit zeigt ſich durchgängig, und ſelbſt an den Privathäuſern iſt ein feinerner, mehr zur Idee der Schönheit anſtrebender Sinn vielfach wahrzunehmen.

Wir ſahen des Abends noch eine Vorſtellung im Theater, deſſen innere Eleganz gleichfalls auf alle Weiſe zu loben, und obwol im ganzen wenig erbaut durch Wahl der Stücke und Muſik, war doch die Karoline Bauer an ſich eine anmuthige Erſcheinung, und die große Geſangfertigkeit der Schulz jedenfalls anzuerkennen.

22. Auguſt.

Der Vormittag des 20. Aug. war ſehr reichhaltig. Wir gingen zum Muſeum und die ſämmtlichen Säle wurden noch einmal durchgangen; dann ſtellte ich Dietz ein Präparat zum Zeichnen und ſuchte nun den G. R. Johannes Schulz auf, deſſen Sohn ich längere Zeit ärztlich berathen. Er erbot ſich mit größter Zuvorkommenheit, mich zu den Gipsabgüſſen der Akademie zu führen. Im Erdgeſchoß des Muſeums ſteht dieſe Sammlung, in welcher gar herrliche Sachen zuſammengebracht ſind. Zum erſten mal ſah ich hier die Gruppe der Niobe in ihrer vollen Herrlichkeit, Abgüſſe von Elgin'ſchen, Aeginetiſchen und andern nicht genug zu preiſenden Sachen. Am meiſten war mir wiſſenſchaftlich der ſtrenge einfache Kanon, gleichſam nur das Schema der Menſchengeſtalt, wie es in den Kriegergeſtalten von Aegina ſich ausdrückt, merkwürdig. Indeß ſtehen hier dieſe Sachen nur interimiſtiſch, ein Muſeum *) wird gebaut und die Fronte deſſelben, mit 18 Säulen geſchmückt, ſahen wir vorläufig in Abbildung. Nachmittagsbeſuche bei Hufeland und Oſann. Schon war die

*) Das man jetzt das Alte Muſeum nennt.

Celebrität des erstern mehr historisch, und das etwas Schwächliche seiner Individualität hinterließ keinen bedeutenden Eindruck. Abends bei aufsteigendem Monde ging ich an der Spree hinauf, wo die großen Spreekähne, die Brücken, das alte Schloß und die massenhaften Gebäude sich doch immer imposant ausnahmen. Die spätern Stunden waren Rudolphi's Familie gewidmet.

Den 21. Aug., nach langem Arbeiten im Museum, unter Schulze's Leitung zum kleinern königlichen Palais. Der König kauft viele neue Kunstwerke, hat sich die schönsten Rafael'schen Bilder copiren lassen und scheint viel zu lesen, am meisten Erbauungsschriften. An Bildern waren mir wichtig: Zunächst der Engel aus dem großen Jüngsten Gericht, unter dem Namen des „Danziger Bildes" bekannt. Der geharnischte Engel hält die Gerichtswage, und seine ernste einfache Schönheit mahnte an den ufficiale di dio beim Dante. Sodann drei große Bilder von Friedrich, worunter sein Leichenzug am Spätabend im Winter zu einer mit Eichen umgebenen Kapellenruine; vielleicht das tiefsinnigste poetische Kunstwerk aller neuern Landschaftsmalerei! Endlich war mir merkwürdig Krüger's Kosackengruppe: es ist regnerisch, die Wege spiegeln und ein matter Sonnenschein erleuchtet die vordern Figuren. Die Wahrheit im ganzen bei einer gewissen naturwüchsigen Poesie war mir so noch nicht vorgekommen.

Noch gingen wir zum Dom, hörten einen Theil des Gottesdienstes nach der neuen Agende, und ich kann sagen, daß mir diese Kirche in ihrer modernen, betsalähnlichen Einrichtung ganz wohl gefallen. Ein schönes vergoldetes Gitter mit Vischer's Aposteln sondert das Schiff vom Altar, den ein Bild von Begaße ziert, und im Hintergrunde nimmt sich noch ein wohlgegossenes Monument eines alten Kurfürsten von Brandenburg gut aus. Endlich leitete unser unermüdlicher Führer uns noch nach Monbijou, wo die modernen Glas-

malereien, für Marienburg bestimmt, und manche ägyptische und altdeutsche Alterthümer, so hier noch ungeordnet umherliegen, zu sehen waren. Die Glasmalereien sind wirklich wohlgerathen, besonders das mit nächtlicher Beleuchtung, nur hätte auch das Material mehr beachtet und stärkeres Glas genommen werden sollen, leider waren schon hier manche Scheiben gebrochen, was denn wieder die Alten besser verstanden. Nachmittags arbeiteten wir im Museum und abends sah ich im großen Opernhause „Das unterbrochene Opferfest". Die großartigen Chöre, die reiche Harmonie, das schöne Organ des jungen Devrient und zumal der Seidler, waren immerhin eine Quelle dem Durstenden in der Wüste.

Heute auf der Giustinianischen Gemäldegalerie*) Ein Kaiser Karl V. von Amberger, die Instruction paternelle von Dow und eine große Landschaft von Swanevelt nebst zweien von Claude möchten wol das Sehenswertheste dieser sonst etwas dürftigen Sammlung sein.

Nach Tische holte uns Staatsrath Schulz zu Wagen ab, um zum Monument auf dem Tempelhofer Berge zu fahren. Im trüben nebeligen Wetter fuhren wir aus, als wir aber auf der Anhöhe ausstiegen, flogen die ersten Sonnenblicke über die Gegend. Das Monument selbst in seiner einfachen Tüchtigkeit rief die vielfachsten Erinnerungen in mir auf, und erfreute als Resultat einer eigenen kräftigen Zeit. Vieles ist an diesem Eisenwerke zu loben, am meisten aber die Statue, welche Paris bezeichnet und die Quadriga auf der Hand trägt (Gestalt und Maske sind von der Königin Luise entlehnt). Der ihr zunächststehende Genius der Schlacht von Bar-sur-Aube mit den Zügen des Prinzen Wilhelm ist ihr auch an Schönheit der nächste. Ueberhaupt gefällt es mir wohl, daß

*) Man sah damals noch in allen diesen verschiedenen Galerien gesondert, was später in einem Museum vereinigt wurde.

ſomit auch vom Volke ein im Gedächtniſſe Behalten der Züge ſeiner Helden gefordert wird zur vollen Verſtändniß des Monuments, denn die Inſchriften nennen nur zwölf Siege, aber keine Einzelnamen. Einem alten einarmigen Krieger iſt unweit des Monuments ein kleines Haus gebaut, und indem ſo für ſeinen Unterhalt geſorgt iſt, dient er dem Monument als Wärter und Wächter.

Unter ſteten Auseinanderſetzungen unſers ſorglichen Führers kamen wir dann nach dem Botaniſchen Garten in Schöneberg. Link ſoll nicht eben viel dort ſein, dagegen ſorgt der Garteninſpector Otto für ein hinreichendes Gedeihen. Der Garten iſt ſchön, enthält mehrere große Treibhäuſer und ein pagodenartig gebautes Palmenhaus, in dem eben eine herrliche hohe Dracaena draco verblüht hatte. Köſtliche Musa, Cycas, Cecropia und andere Palmenarten machten ein dichtes Gebüſch heißer Zonen, und golden blitzte das Sonnenlicht im Laube der Fächerpalmen durch die oben in ſchönen Zierathen eingeſetzten farbigen Scheiben. In einem kältern Hauſe erfreuten große Eucalyptusarten, eine herrliche blühende Magnolia und Griffina hyacyntha, eine dickſtämmige Casuarina und eine einige hundert Jahre zählende Sagopalme.

Wir beſchloſſen den Tag in dem zierlichen Garten von Charlottenburg, deſſen dunkelſte Partie die Leiche der geliebten Königin einſchließt. Das Mauſoleum iſt edel und rein. Die einfachen doriſchen Säulen am Eingange, die bronzene Thür, innen die Marmorſäulen, die Treppe zum Grabgewölbe mit einer zweiten Bronzethür verſchloſſen, und, dort der Sarkophag mit der ſchlummernden Geſtalt; alles wirkt mächtig, wir fühlen uns angeregt zum ruhigen Hinüberblicken ins Schattenreich, ja, indem wir das Schattenhafte unſers gegenwärtigen Zuſtandes zugleich mit anſchauen, fühlen wir uns geläutert und aufgeklärt. Wirklich auch hier iſt Rauch's Verdienſt nicht genug zu rühmen! die leicht auf der Bruſt

ruhenden Arme, die schönen Gewande, die zarte Behandlung des Ganzen; selbst die beiden zur Seite gestellten Candelaber; alles ist dieses tüchtigen Künstlers vollkommen würdig. — Dabei hatte sich der Himmel immer mehr geläutert, ein goldenes Abendlicht ruhte auf der erfrischten Gegend, und die noch weitern schönen Partien des Parks mit der freiern Umsicht über die Spree und umliegende Waldung bis zu den Thürmen Spandaus, führten uns aus poetischem Traume wieder in die wirkliche Welt ein.

23. August.

Der heutige Tag ist mir sehr einfach und doch nicht ohne ein sehr Schönes vorübergegangen. Früh war ich theils auf dem Museum, theils bei dem aus Würzburg hierher berufenen Professor der Geburtshülfe Elias von Siebold, der mit steifer breiter Treuherzigkeit manches Merkwerthe vorzeigte. Nachmittags von neuem zum anatomischen Museum; von hier aber und zwar durch besondere Fügung ganz allein, so wie es mir am liebsten, zu Zelter's Singakademie. In einem schönen Saale hörte ich nun diese Chöre wie vor sechs Jahren, und doch um wie anders, denn ich selbst war wieder ein anderer geworden. Musik von Bach, Zelter und Fasch, allesammt tüchtig durchgearbeitete Werke und klar und reich ausgeführt! Ernst und still ging ich durch das wogende Heer der bunten Menge unter den Linden, die Sonne vergoldete eben die Säulenknäufe am großen Opernhause, und nicht ohne noch einmal an Scharnhorst's Standbild vorübergegangen zu sein, wendete ich mich zu meinem ruhigen Zimmer, vieles wiederholt überlegend, doch ohne Leid und ohne Wunsch.

25. August.

Gestern zur Solly'schen Gemäldesammlung. Zwar ist hier alles noch unaufgestellt und mehrere Maler sind mit

Reſtaurationen beſchäftigt, ſodaß in der Regel Fremde nicht zugelaſſen werden, doch unſerm getreuen Führer öffneten ſeine Verbindungen den Eintritt. Für die alte Kunſtgeſchichte wird dieſe Sammlung unfehlbar von der größten Wichtigkeit werden, da man über 300 Bilder aus der Zeit vor Rafael zählt und unter dieſen treffliche Sachen. Vieles aus jener Zeit iſt freilich arm und dürr, verzeichnet und überhaupt oft geradezu häßlich, aber nichtsdeſtoweniger muß man den unſcheinbaren Kern kennen, wenn man die Blüte völlig verſtehen will. Dabei genoſſen wir noch des Vortheils, in dieſen Schätzen durch den Dr. Waagen orientirt zu werden, einen Mann, deſſen Kunſtkenntniß und Erfahrung auf alle Weiſe ſchätzenswerth erſcheint. Wenig nur von dem, was mich beſonders erfreute, kann ich hier bemerken. Ein wohlerhaltenes großes Bild vom Vater des Rafael erinnerte mich zuerſt an jenes Bild auf der Brera. Die einfache reinliche Zeichnung, die empfundene Zuſammenfügung der Gruppe (es ſtellt eine heilige Familie dar) waren überall zu loben. Dann ein Porträt einer ſchönen feurigen Frau aus dem Hauſe der Cosmus, von Bronzino, von höchſt eindringlicher Wirkung. Ebenſo von Fra Philippo die Viſion eines heiligen Eremiten. In waldiger Bergeseinſamkeit, wo unter dicken Bäumen ein Waldbach herniederrauſcht, erſcheint Maria mit dem vor ihr liegenden Jeſusknaben, auf dem ein Strahl vom Himmel niederſinkt. — Von Tizian das Bruſtbild einer herrlichen Magdalena, und von Palma vecchio eine Maria mit dem Kinde und einigen Heiligen, von wunderbarer Zartheit der Formen. Zumal iſt ein Mädchen darauf zu ſehen, ein Mädchen von etwa 13 Jahren, in welchem aller Zauber ebenerblühender Schönheit ſich mit dem Hauch voller innerer Reinheit vereinigt. Ein Geſicht, wie man ſie ſchwer auf Erden ſieht; für ein von Stürmen der Leidenſchaft viel bewegtes Gemüth wüßte ich kaum ein Mittel von höherer Beruhigung als den Blick auf dies Geſicht.

Dann ſah ich höchſt merkwürdige Bilder von Fieſole, Orgagna und andern; meiſtens a tempera gemalt. Die Krone dieſer Sammlung aber in Hinſicht allſeitiger Kunſtvollendung iſt ein Chriſtuskopf mit der Dornenkrone von Albert Dürer, und ein Porträt der Anna Bullen von Holbein. Merkwürdig iſt ferner ein Bild von Quintin Meſſis (eine Jungfrau mit dem Kinde, mit ganz unerwarteter Friſchheit und Anmuth gemalt); endlich aber und vor allem die großen Altarbilder von Johann von Eyck. Nicht alle zum Altar gehörige Bilder ſind hier, aber die ſechs vorhandenen ſind gerade hinreichend, um die hohe Kunſtſtufe, welche die Malerei am Niederrhein ein halbes Jahrhundert vor Fieſole erreichte, vollkommen zu beurkunden. Zumal ein Zug von Rittern und ein Zug einſiedleriſcher heiliger Männer und Jungfrauen ſind in aller Hinſicht und durchaus vollendet. Dieſes Tüchtige einer jeden Individualität, dieſe Schönheit der Zeichnung, dieſe Friſche der Farben, dieſe höchſte Ausführung ſelbſt der Landſchaft, ohne alle Peinlichkeit und Ziererei, laſſen den Beſchauer nirgends los. — Aus den Beiwerken (Palmen- und Orangenwäldern und Cypreſſen, mit großer Treue nach der Natur gemalt) will man ſchließen, der Künſtler müſſe Italien geſehen haben, doch läßt ſich das alles wol auch ohne dies erklären.

Abends hörte ich die wunderſchöne Stimme der jungen Sontag in der italieniſchen Oper. Die Betrachtungen des Morgens hatten mich jedoch zu empfindlich gegen moderne italieniſche Muſik gemacht, als daß ich den vollen Genuß davon hätte haben können.

26. Auguſt.

Nach den gewöhnlichen Arbeiten und einem Mittag bei Hecker hatte ich geſtern einen ſonderbaren Abend bei G. R. Schultz. Zwar die Ordnung der Geſellſchaft im ganzen war

wie bei hundert andern, aber Hegel war dort und Marheineke, beide am Whisttisch emsig beschäftigt, und das Hinhören auf diesen breiten stichelnden Ton der berliner Collegen untereinander war mir eine Belehrung, die ich nicht vergessen werde. Wenn diese Philosophie nicht zu Höherm und zum Hintansetzen von Whist und dergleichen Conversationen führt, so werde ich überhaupt etwas zweifelhaft bleiben über ihre Erfolge.

27. August.

Auch der gestrige Tag brachte mir wieder mancherlei Ausbeute auf dem Museum, wo ich bis 1 Uhr einmal recht ruhig arbeiten konnte. Nach Tische hatten wir verabredet, das Schloß zu besuchen, und Freund Schulz war auch hier der Gleitsmann. Die alten Cur- und Rittersäle, mit Sammttapeten und versilberten Arabesken, die Spiegelzimmer und glatten Parkets, alles in altfranzösischem Geschmack, machte mir wenig Eindruck. Von Bildern fesselte mich am meisten ein David, der den Goliath erlegt, von Lukas Cranach, lebendig und einfach gedacht und kräftig gefärbt. In starker Rüstung liegt der Riese am Boden, David in leichtem, ritterlichem, rothem Gewande, bohrt dem Gefallenen eben sein eigenes Schwert unter die Halsberge. Der Grund ist buschig, weiterhin zeigt sich kiesiger Boden, dem Schleudrer sehr günstig, und noch weiter zurück dringen unter kühn gewölbten Felsen die gewappneten Züge der Israeliten heran. Dann gab es einige merkwerthe Bilder von Rembrandt, zumal ein kleines, eine Eremitenwohnung, wo das Tageslicht sehr klar und warm durch das alte Fenster schimmerte. Ferner herrliche van Dycks, ein Hauptbild von Guido Reni, die Familie des Herzogs von Modena, einige schöne Marinen, eine Schlacht von Hughtenburg und ergötzliche Wouwermans.

Auch mehrere schöne Antiken, alle gleich den sonstigen besten Bildern für das neue Museum bestimmt. Nach dem Schlosse ging ich in Hufeland's ärztliche Gesellschaft, wo Dr. Stabroh eine sehr gründliche Abhandlung über Erkenntniß der Vergiftungen vortrug und Hufeland selbst ziemlich wankelmüthige Ansichten in Beziehung auf die Homöopathie entwickelte. Der alte Helm war nach seiner Art um so derber, und ich gerieth über Graviditas extrauterina beim Herausgehen in einen ziemlich lebhaften Streit mit ihm, der nur bewies, wie wenig er selbst von neuen Fortschritten ärztlichen Wissens unterrichtet war, während übrigens sich alles noch ganz leidlich schlichtete. Mehrere andere Aerzte wurden bei dieser Gelegenheit mir bekannt.

Heute, nach Arbeiten im anatomischen Museum Rudolphi's, und in der Thierarzneischule, führte uns G. R. Schultz zur Kunstkammer des Schlosses, wo die große Sammlung ägyptischer Alterthümer und Mumien reichlichen Stoff zur Betrachtung darbot. Die wunderlichsten Amulete, Götterbilder, Nilschlüssel und Isisklappern, die trefflichen Farben am Sykomorosholze der alten Mumiensärge, und die wohlerhaltenen Byssusbinden, eine alte ägyptische Harfe, ein Helm und vergoldetes Speereisen aus Theben, die zierlichst gearbeiteten Skarabäen von allen Größen, die niedlichsten römischen Bronzen, wo selbst aus fratzenhaften Gebilden immer eine kernhafte Vorstellung durchbricht, schöne hetrurische Vasen und alte Glaswaaren, eine vollständige antike Vase u. s. w., alles hätte eine längere Betrachtung verdient, als wir ihm hier gewähren konnten. Doch sollten auch die sonstigen Curiosa dieser Kunstkammer überblickt werden, wir mußten die alten Rüstungen, die zierlichen Elfenbeinarbeiten, die schönen Trinkhörner, dann Napoleon's Hut und Friedrich's II. Degen, die ethnographische Sammlung merkwürdiger Arbeiten der Wilden u. s. w. durchgehen und endlich wurde uns noch der

berühmte Kunstschrank gezeigt, der sonst einem pommerschen Herzoge gehörte, und der aus massivem Silber alle im Leben oft gebrauchten Apparate, vom Tafelzeuge an bis zur Hausapotheke enthält. Es hätte nur noch die Wiege und der Sarg dabei gefehlt, sonst war für alles gesorgt.

Mittags mußte ich mit Schulz im Kämpfer'schen Garten essen, wo eine geschlossene Gesellschaft, die „Gesetzlosigkeit", wie sie sich nennt, zusammenkam. Ich lernte hier noch einige namhafte Männer kennen, unter denen Geheimrath Stägemann, als Politiker und Dichter bekannt, mir durch einen gewissen mephistophelischen Zug etwas bedenklich vorkam, dahingegen der Geograph Ritter und der Philolog Buttmann, der sich hier als großer Gastronom und Präses zeigte, durch redliche offene Züge mir gar wohl gefielen. Gegen uns über feierte eine andere Gesellschaft den Tag des Hagelsberger Treffens durch Gesang und Musik. Meistens Civilisten, die damals in der Landwehr mit gestritten hatten.

28. August.

Seit der Zeit, wo das Mysterium der Musik überhaupt meinen Gedanken zugänglicher geworden ist, habe ich kaum eine vollendetere Aufführung gehört als die des „Don Juan" von heute Abend. Besonders werde ich den Gesang der Elvira (Fräulein Bertha Karl) wohl im Gedächtniß behalten, als eine der Stimmen, die, aus einem poetischen Gemüth dringend, die innersten Saiten mitklingen machen! und wie treu sie an den Noten des Meisters hielt! wie sie weder dazunoch davonthat! wie rein jungfräulich dieser Ton! Sonst war der Tag sehr einfach; früh und nachmittags Arbeiten im Museum, außerdem noch einen Gang zu Rudolphi, um sein Medaillencabinet kennen zu lernen. Besonders ist seine Sammlung von Medaillen auf Privatpersonen, reich und

mannichfaltig, wobei man oft Gelegenheit findet, über tüchtige Arbeit des Künstlers, sinnreiche Gedanken und historischen Werth sich zu freuen. So sah ich z. B. eine Medaille auf Linné, wo die drei Kronen des schwedischen Wappens als Symbole der Naturreiche behandelt worden. Eine Sonne breitet darüber ihre Strahlen mit der Inschrift: „illustrat.“ So stand um W. Hunter's Kopf blos die Umschrift: „πολλων ανταξιος αλλων.“ So war da eine Medaille auf La Vallette, die Rückseite zeigt einen Elefanten im Meere stehend, ein Schiff davor, und die Umschrift: „habeo te.“ So sah ich die neue Medaille auf Napoleon's Tod. Man sieht auf dem Revers St.-Helena und einen Adler gen Himmel aufsteigend. Umschrift: „il mourut sur un rocher.“ Auch ein Probedruck von der Medaille auf Blumenbach mit den Schädeln der drei Hauptrassen auf dem Revers, wurde mir vorgelegt. Besonders jedoch mußten die Arbeiten mancher italienischer Meister auch in diesem Fache aufs höchste gelobt werden.

29. August.

Die Zeit meiner Abreise rückt näher, und wirklich fängt man auch an, nach etwas freierer Aussicht und reinerer Luft sich zu sehnen. Ich war heute in der Charité und sah dort zuerst Neumann, an dessen Persönlichkeit so wenig als an seiner Klinik ich Freude haben konnte. Um so lieber war es mir, Kluge persönlich kennen zu lernen, in den ich einen in alle Wege tüchtigen und umsichtigen Mann fand. Auch hatte die ungeheuchelte freudige Anerkennung dessen, was ich geleistet, aus seinem Munde sowol, als aus dem einiger ihn begleitenden jungen Doctoren viel Erfreuliches. Nach Tische trat Pascal, ein reicher, hiesiger Privatmann, der nun blos der Landschaftsmalerei lebt, bei mir ein. Ich hatte gestern bei ihm, den ich zuletzt, 1821, in der Schweiz traf, meine

Karte abgegeben, und wurde jetzt eingeladen, seine Sachen zu sehen. Ihm gehört ein prächtiges, von Schlüter erbautes Haus an der Königsbrücke, und man sieht dort einige hübsche, alte Bilder, namentlich eine Landschaft von Teniers, wo ein Maler einen lehmig-sandigen, mit Bäumen bewachsenen Abhang zu zeichnen im Begriff ist, auch einen kleinen Ruisdael von höchst durchsichtiger und wahrer Behandlung. Seine eigenen Sachen sehen leidlich farbig und nett aus, aber es befiel mich dabei ein gewisses unaufhaltsames Gähnen, welches ich lange nicht beschwichtigen konnte. Weiter führte mich mein Weg zu Schulz, der mich noch zur Niederlage der Eisenwaaren geleitete, wo ich Andenken an Berlin für die Meinigen auszusuchen hatte, und so blieb mir dann eben noch Zeit, einen Blick in die Einrichtung der Bibliothek zu thun, welche in ihrer Vermehrung beneidenswerth vorschreitet. Ein Realkatalog stach mir besonders in die Augen. Die Bibliothek zählt gegen 200000 Bände und hat jährlich an 8000 Thlr. zu ihren Ausgaben. Endlich noch durch das ärgste Gedränge der Königsstraße zu Rauch's Werkstatt, wo ich noch manch tüchtiges Werk sah. Zwei antike Siegesgöttinnen wurden eben restaurirt, ein trefflicher Aesculapkopf war nebst einer schönen Diana aus Italien angelangt, die Basreliefs zu Blücher's Statue, die kolossale Statue selbst, noch unter den Händen der Ciselirer, der Genius der Schlacht von Belle-Alliance, welcher alle die andern Schlachtengenien in verkleinerten Wiederholungen am herabhängenden Gürtel trug, Blücher's kolossaler Marmorkopf, ferner das Modell zu Goethe's Statue, Iffland's Statue (diese schon halb ausgeführt in Marmor), und manches andere würdige Zeichen einer ernsten Kunstbestrebung hatte ich hier zu betrachten. Rauch selbst war nach Dresden abgereist. So war denn 7 Uhr herangerückt, wo ich nach Schulz' Wunsch mich zuletzt dem Minister Altenstein vorstellen sollte. Er empfing

mich sehr zuvorkommend, ließ unter vielen im Vorzimmer Wartenden mich zuerst rufen, sprach freundlich und beredt von seinen Aussichten zu größerer Verbreitung der Naturwissenschaften, und entließ mich nicht, ohne auszusprechen, daß er die Hoffnung nicht aufgegeben, mich noch einmal in seinem Wirkungskreise thätig zu sehen.

Vom 30. Aug., dem letzten Tage, den ich in Berlin zubrachte, will ich nur anmerken, wie ich früh meine Arbeiten auf dem Museum beschloß und gegen 11 Uhr zu Professor Weitzsch ging, an welchen mich Paskal adressirt hatte. Es war mir unerwartet, den alten Künstler selbst zu finden, da ich blos auf seine Sammlung gerechnet hatte, und er mir als verreist angekündigt worden war. Indeß freute mich die Beobachtung auch dieses Charakters in mancher Hinsicht. Der Mann ist viel in Holland gewesen und hat selbst etwas Holländisches angenommen. Zu dem freundlichen, etwas breiten alten Gesicht standen Sammtkäppchen und grünwollener Schlafrock recht zweckmäßig. Seine eigenen Arbeiten im Landschaftlichen und Historischen zeigen viel Praktik, aber wenig Geist; die Stilleben gelingen ihm offenbar am besten. Mir war es namentlich um die alten Bilder zu thun, deren er viele und vorzügliche besitzt. Ein schönes Bild vom Lehrer Metzu's fiel mir zuerst durch Klarheit und Ruhe seiner Töne auf. Es war so eine niederländische, geräumige Stube im Erdgeschoß, das Fenster halb von Wein umsponnen, und einige Figuren bewegten sich recht anmuthig in diesem friedlichen Raume. Dann sah ich ein Bild von Hobbemas, einen durchsichtigen Wald am Rande eines sumpfigen Wassers, wie es Ruisdael gern malt, und von einer außerordentlichen Vollendung. Es war nur etwas zarter und klarer, sonst ganz wie Ruisdael. Von Ruisdael selbst sah ich einen Kanal aus Antwerpen (wenn ich mich recht erinnere), dessen Schiffswesen gar erfreulich von dem alten Meister gehandhabt war. Auch

das zweite Bildchen von demſelben, eine kleine niederländiſche Stadt, nahe am Meere, war von trefflichſter Wirkung, obwol etwas flüchtig gemalt. Es ſteht mir immer noch vor Augen, wie der alte, dicke, hohe Kirchthurm ſich von dem fernen Meere ſo ruhig abſetzt und wie ſchön das graue Gewölke des Himmels wiedergegeben war! Einen Schatz beſitzt ferner dieſer Alte an einem Bilde von Peter de Laar (Bamboccio), welches eine Rückkehr von der Jagd vor einer wüſt gelegenen Schenke darſtellt. Der treffliche breite Pinſel, die reine ſichere Zeichnung, das dunkle ſaftige Colorit waren nicht genug zu loben. Beſonders ein Mädchen im blauen Pagenwams, wie es ſo freundlich mit einem Jagdhunde ſpielt, war eine faſt an Mignon erinnernde Erſcheinung. Dann ſah ich ein ſchönes Bild von Albert Dürer, den heiligen Hieronymus, ebenſo einen Viehmarkt von Potter, wenn auch von geringerm Werth, und manches andere. Herausheben muß ich jedoch beſonders noch ein Bild von Nik. Pouſſin, der Narciß am Bach: im weiten, ſtillen, reich bewachſenen Thale ſieht man zur Linken den Narciß, ſchön gezeichnet und gemalt als Hauptfigur, ihm gegenüber ahmt eine Najade (das ganz im antiken Geiſte perſonificirte Spiegelbild des Waſſers) ſeine Geberde nach, und rechts gewahrt man im Buſche die verborgene Echo. Schlanke Bäume ſtreben auf, ernſte Felſen ragen im Hintergrunde hervor, und eine ſehr großartig aufgefaßte Luft mit einfachen, ſchön gezeichneten Wolkenköpfen ſchließt das Ganze. Ich habe eigentlich immer einen innern Widerwillen gegen die theatraliſche Manier der Pouſſins, allein hier bei dieſer großartigen Einfachheit erſchien das ganz freie, gleichſam von der Natur losgelöſte Behandeln jeder Einzelheit völlig an ſeinem Orte. Ich kann den Eindruck dieſer Landſchaft nur mit dem einer tragiſchen Dichtung des Calderon vergleichen.

Dieſen letzten Abend ſollte ich nun noch einer Aufführung

der Singakademie beiwohnen. Es war heute sehr gut getroffen, der 111. Psalm von Naumann wurde aufgeführt, und wenn auch vielleicht Naumann's Compositionen noch nicht die ganze großartige Einfachheit und Strenge wahrer Kirchenmusik haben, so sind doch die meisten seiner Sachen so durchgearbeitet, so klangvoll und schön empfunden, daß ich ihnen manchen Silberblick dieser Existenz verdanke. In dem Halleluja dieses Psalms namentlich war es mir immer als hörte ich Chöre von Engeln aus verschiedenen übereinandergewölbten Himmeln herabhallen, bald näher, bald ferner; dann wurde der Gang der Melodie wieder von einzelnen Stimmen aufgenommen und fugenartig trat endlich wieder die volle Gewalt des Chors heran — kurz, es war Musik! echte! wahre! Ich schied mit stillem, aber innigem Dank.

Zwei Tage später war ich wieder in Dresden.

IV.

Das Jahr 1826 wurde mir bedeutsam genug eingeläutet durch ein Glückwünschungsschreiben Goethe's, welches ich wol hier wieder aufnehmen muß *), da es mir halb wie ein Zeugniß der Vergangenheit und halb wie eine Bürgschaft der Zukunft erschien und in das Verhältniß des Dichters zu den Naturwissenschaften selbst einen gar lebendigen Blick gestattet:

Herrn Carus und D'Alton. **)

Zum neuen Jahr.

Weimar, 1826.

Wenn ich das neueste Vorschreiten der Naturwissenschaften betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, das heranwachsende Licht mit Freuden anschaute und die Erscheinung des großen Feuerballens mit Sehnsucht erwartete, aber doch

*) Theils in meiner Schrift Goethe, zu dessen näherm Verständniß, theils von ihm selbst in den Naturwissenschaftlichen Heften früher mitgetheilt.

**) Vater des jüngern Professors Ed. D'Alton in Halle, meines getreuen Mitarbeiters an den spätern Heften der großen Erläuterungstafeln für vergleichende Anatomie. Der Vater hätte sich durch seine treffliche gezeichnete Anatomie des Pferdes, seine Skelettafeln der Pachydermen und Raubthiere u. s. w. berühmt gemacht.

bei dem Hervortreten deſſelben die Augen wegwenden mußte, welche den gewünſchten, gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es iſt nicht zu viel geſagt, aber in ſolchem Zuſtande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus' Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachſten bis zu dem mannichfachſten Leben durchführt, und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entſpringt, als was ſchon angekündigt iſt, und daß die Ankündigung erſt durch das Angekündigte klar wird, wie die Weiſſagung durch die Erfüllung.

Rege wird ſodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich D'Alton's Arbeit betrachte; der das Gewordene und zwar nach deſſen Vollendung und Untergang darſtellt und zugleich das Innerſte und Aeußerſte, Gerüſt und Ueberzug, künſtleriſch vermittelt vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet. So ſeh ich auch hier wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt, und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

Treu, theilnehmend und ergeben
J. W. Goethe.

Ich darf wol ſagen, daß noch jetzt, wenn ich dieſe Worte überleſe, mich eine eigene Rührung ergreift. Man iſt in der Jugend, und ſo recht mitten in der regſten Thätigkeit des Lebens, ſelbſt faſt nie reif genug, um gewichtige Worte ſolcher Art in ihrem ganzen Umfang zu erfaſſen und zu ſchätzen; wende ich dagegen meine Gedanken ihnen recht zu, ſo iſt ihre

Wirkung jedenfalls mächtiger und nachhaltiger! Zieht man doch in spätern Jahren überhaupt mehr das eigentliche Facit der Lebensrechnung, und stellt vieles da in andern Werth als man es in der Gegenwart zu beurtheilen geneigt war, einiges beträchtlich tiefer, einiges aber auch entschieden höher als sonst. Zu letzterm wird in jedem edeln Gemüth gewiß immer vornehmlich gehören, was uns mit andern bedeutenden Geistern in wahre, reine und bleibende Beziehung brachte, und so auch alles, was uns das Zeugniß gab, daß wir ihnen wirklich etwas gewesen sind, daß wir, daß unsere Bestrebungen, deren so viele der Luftzug der Zeiten stets entblättert und abstreift, doch irgendeinen bleibenden Eindruck dem Wesen einer andern an sich mächtigen und bedeutenden Idee hinterlassen haben. Aus solchen Gedanken allein schreiben sich jene schönen Worte im „Tasso" her: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten", und darauf eben ruht ja nun auch jene obenerwähnte Unsterblichkeit gerade des Subjectivsten der Seele, daß nämlich der Geist des großen Dichters oder großen Philosophen, mit so vielen tausend andern Geistern nicht nur für diesmal in nähern Rapport gestellt ist, sondern auch für immer darin erhalten wird.

So geht es daher auch sehr natürlich zu, daß, indem ich in höhern Jahren immer vollkommener die fast incommensurable Tiefe und Mächtigkeit des Goethe'schen Genius erkenne, ich es jetzt auch um so viel mehr schätze und mehr als eigenthümliches Glück achte, in irgendeiner Richtung, und sei es auch nur eben eine Nebenrichtung, diesem Geiste ein gewisses Genügen gegeben und hinterlassen zu haben; eine Achtung und Schätzung, deren ich in jüngern Jahren doch immer nur im unvollkommenen Maße fähig sein konnte.

Ich erzähle aber nun weiter, wie in der Nacht vor dem 3. Jan. d. J. ich von einem wunderbar schönen Mondschein träumte, ja im Traum davon sprach; als ich aber erwachte,

war es mir dann, als sei das eben nur der verlorene Mond aus meinem Märchen gewesen, und ebenso wie wir wol hören, daß das Volk schon glänzende Träume für üble Vorbedeutung nimmt, während es von geträumten Leichenzügen Freudiges erwartet, so brachte ich damals den Tag in trüber Stimmung und Kopfweh hin, bis endlich abends neue musikalische Elemente, zur Geburtstagsfeier von den Meinigen in heiterer Geselligkeit herangezogen, alles glücklich ausglichen. Diese Elemente waren aber gegeben in dem schon erwähnten Bergmann und dem trefflichen Organisten Johann Schneider, einem Bruder des Kapellmeisters Friedrich Schneider in Dessau, ja durch Vater und Großvater einer ganz musikalischen Familie in der Art der Bachs angehörig. Man hatte diesen verdienten Mann von Görlitz hierher als Organist der Hofkirche berufen, und wie er später zugleich durch treffliche Leitung der hiesigen Singakademie und Förderung der edeln Musica auf allen Wegen sich von Dresden aus bis England berühmt gemacht hat, wird noch manchmal Gelegenheit sein zu erwähnen. Wir dankten zunächst Tilesius seine nähere Bekanntschaft und er hat sich uns von da an fort und fort als treuer redlicher Freund bewiesen. Was Bergmann betraf, so war er durch die Familie Christ mir zugeführt worden, aus welcher er die zweite Tochter zur Frau genommen. Ich gedenke daher auch hier beiläufig dieses Christ als eines in mancher Hinsicht merkwürdigen Mannes. Schon in Leipzig eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der bereits früher erwähnten Seconda'schen Gesellschaft, hatte er in Rollen wie König Philipp in „Don Carlos" und ähnlichen mir eigentlich den ersten größern Begriff von ernster Schauspielkunst gegeben. Er zog damals in unser Haus, die beiden Töchter, von denen die ältere als Madame Schirmer noch lange die Zierde auch der dresdener Bühne blieb, interessirten den jungen Studiosus natürlich besonders, und später wurde ich der Arzt

der Familie. Ein langes, sehr bewegtes Leben machte denn, daß die Mittheilungen des Alten (zugleich eines sehr geachteten Maçon) mir in mancher Beziehung lehrreich und nützlich werden mußten, und, ohne daß wir uns im ganzen sehr nahe gekommen wären, blieben wir doch fortwährend in gutem Vernehmen, und ich konnte den alten Herrn selbst bis in die achtziger Jahre erhalten, wo er dann einst sehr plötzlich infolge von Knochenbildung im Herzen verstarb.

Auch die junge Bergmann'sche Familie fiel übrigens hierdurch meiner ärztlichen Sorgfalt anheim, und die Dankbarkeit dafür brachte den Sänger öfters in unser Haus, wo er uns denn durch manchen schönen Genuß innigst erfreute.

Der gedachte Abend war das erste Zeichen dieser Art, und Beethoven's merkwürdiges und tiefsinniges Werk — die „Adelaide" — wurde mir so durch diesen Gesangesvortrag und Schneider's kunstgerechte Begleitung zum ersten mal in ihrer ganzen Mächtigkeit und Schönheit verständlich. Alle Geistestrübung war danach verschwunden und der Tag schloß so schön, als der Traum war, mit dem er begonnen hatte.

Nicht aber blos der Genuß an der Kunst, sondern auch der an schöner Natur von Dresdens Umgegend breitete in diesem Jahre sich vollkommener aus, letzterer dadurch, daß es nun gelungen war, mir auch ein vollständiges Zweigespann nebst Reitpferd zu ermöglichen, wodurch ich denn selbst, bei so viel vermehrter praktischer Thätigkeit, des Schönen mancherlei erreichte. Und es blieb nicht ohne Frucht in meinem Geiste! Ich finde unter alten Papieren mehrere Aufzeichnungen über dergleichen, welche vielleicht als Nachtrag zu meinen Briefen über Landschaftsmalerei dereinst gut zu benutzen sein würden. Eine Stelle solcher Art, geschrieben nach einem Ritt durch die Nadelwälder im Thale der Priesnitz, darf ich wol ausheben, da die angeschlossenen allgemeinen Bemerkungen auch jetzt noch ihre Bedeutung behalten: „Tausende von Bildern

ſtanden heute vor mir! Lichtwirkungen, wie ſie kein Maler erreicht, tüchtige reiche Formen maſſenhaft zuſammengedrängter Fichten, Kiefern, Buchen und Felſen, feuchte Moosbekleidung und wunderlichſtes Wurzelwerk; ich ſchwamm durch ein Meer reizender Erſcheinungen. Wer mag in ſolchen Augenblicken noch recht ernſthaft ſelbſt an die beſten Landſchaftsbilder denken, und wer verſtände dann die Künſte ſelbſt nicht vielmehr nur als Uebergangspunkt zu höherer Erkenntniß, gleich ſo vielem andern! Wird es mir doch ſeit einiger Zeit mehr und mehr deutlich, daß, was mir in Betrachtung landſchaftlicher Natur begegnet, auch vollſtändig ſo im Gewahrwerden von Geſchichte und Leben ſich ereignet. Im Landſchaftlichen empfinde ich nämlich längſt, wie mich Beſchäftigung mit der Kunſt und Studium vieler Kunſtwerke, mehr und mehr dahin geleitet haben, die Natur an ſich als ein Bild erfaſſen zu lernen und in ihr ſelbſt eine Schönheit zu erkennen, welche ſo unendlich, ſo bis in die äußerſten Tiefen unergründlich iſt, daß nichts von wirklichen Bildern ihr irgend verglichen werden könnte. Daſſelbe nun begegnet mir jetzt auch in anderer Beziehung! Menſchheitleben und Geſchichte (obgleich jeder ein Stück davon iſt) wird nämlich doch gewöhnlich der Menſch ſelbſt erſt ſpät gewahr; Dichtungen und Kunſtwerke, in denen ein erdichtetes Menſchenleben abgeſpiegelt wird, ziehen ihn anfangs viel mehr an, und zwar nicht vergebens! denn unvermerkt wird der Sinn dadurch geöffnet und der Geiſt über ſich und die Welt aufgeklärt. Allein eben indem ſich nun ſo die Erkenntniß immer weiter entwickelt, ſchließt ſich der Menſch auch wieder mehr an die Natur an, er lernt das Leben, die Geſchichte, den Theil derſelben zumeiſt, der ihm zunächſt ſteht, in ihrem innern, wunderbaren Zuſammenhange erkennen, er dringt hindurch zur Idee der Schönheit, welche den Kern alles Lebens ausmacht, und wird endlich ſo durch Lebens- und Geſchichtsbetrachtung tiefer angeregt und inniger gerührt,

als irgendeine Dichtung ihn rühren konnte, denn von nun an erst erkennt er in Wahrheit den Unterschied zwischen Erdichtetem und Wirklichem, gleich einem Unterschiede zwischen Menschlichem und Göttlichem! — Auf solche Weise ist mir denn auch verständlich geworden (was mich oft selbst überrascht hatte) ein mir jetzt aufgegangenes so viel lebendigeres Interesse für wahrhaft Historisches (gegenwärtiges wie vergangenes und zwar Interesse der ganzen Seele) als für irgendein, wenn auch höchst vollkommen Erdichtetes. So habe ich daher neuerlich manche Reisen, manches Geschichtliche, z. B. Raumer's «Hohenstaufen», mit einer solchen Lust und Rührung mir angeeignet, zu welcher jetzt schwerlich irgendein blos Poetisches mich erregen könnte. Und so endlich wird mir auch daraus allein das Gefühl innerer Freudigkeit in rüstiger Lebensführung begreiflich, welches mir mehr und mehr erwacht und ohne welches doch immerfort das Leben nur eine Last, höchstens eine mühselige aufgegebene Arbeit bleiben müßte!"

Was übrigens wirklich für eigenthümliche Producte entstehen können, wenn künstlerische Anlage mit viel Naturbetrachtung und anhaltendem wissenschaftlichen Studium der Natur sich verbinden, davon hatte ich auch damals einen merkwürdigen Beweis. Ich habe nämlich früher schon eines Freundes gedacht mit Namen Thienemann, welcher längere Zeit in Island verweilt hatte. Eine höchst schätzbare Sammlung von Naturalien war von ihm von daher mitgebracht worden, und nebenher gab er uns vielfältig so gegenständliche Schilderungen aus Leben und Natur dieser seltsamen Insel, daß zuletzt daraus Erscheinungen und Bilder in der Seele entstanden, welche mir schlechterdings keine Ruhe ließen, bis ich sie in einem großen Bilde concentrirt hatte, welches denn auch endlich in der Phantasie so durch und durch fertig wurde, daß ich nun in Zeit von etwa zehn Tagen es prima mit reiner Farbenwirkung und großer Kraft der Darstellung auf

die Leinwand bringen konnte, trotzdem daß es über 5 Fuß Länge und über 4 Fuß Höhe messen mochte. Ein genaues Profil von der Südwestspitze von Island mit einem ausgebrannten Vulkan, dem Snoe-Field Jöckuln, bildet den Hintergrund, alles andere ist bewegte Luft und bewegtes Meer, treibendes Eis, ziehende Walfische, und vorn auf der nächsten Scholle einige treu nach der Natur gemalte Seehunde, Möven, Eidergänse nebst Treibholz und dergleichen, beleben das Ganze. Die künstlerischen Freunde, wie Friedrich und Rößler, hatten viel Freude an dem Werke, Alexander v. Humboldt und Valenciennes sahen es später mit Interesse, und noch jetzt lockt es mitunter einen Kunstfreund zu näherer Betrachtung.

Von meinen Landschaftsbriefen ließ ich übrigens in diesem Jahre die ersten Proben im Kunstblatt des „Morgenblatt" abdrucken, dasselbe, welches auch meinen Aufsatz über die Eigenthümlichkeit der Augenform in den Bildern der altitalienischen Künstler bekannt gemacht hatte, und man sieht also, das Interesse an der Kunst war fortwährend in mir lebendig und productiv genug, obwol ich für längere Zeit gerade damals meine nächsten künstlerischen Freunde entbehren mußte, da Dahl auf einige Zeit wieder nach Norwegen gegangen war und Friedrich ebenfalls bald nach Rügen abreiste.

Ueberhaupt! was hätte mir denn den frischen freien Herzschlag des Lebens erhalten sollen, unter so viel schweren praktischen Lebensaufgaben, welche mühselig genug oft auf mir lasteten, wenn es nicht, nebst dem reinen Aether wissenschaftlichen Strebens, das Element der Kunst und Poesie gewesen wäre, das mir nie ganz ausging, so karg mir oft die Zeit zugemessen blieb! Von Musik wirkte daher in jener Zeit namentlich so auf mich eine große und schöne Aufführung von Mozart's Requiem zum Besten der Griechen in der Neustädter Kirche; in der Poesie erhob mich Dante fortwährend, als über dessen Inferno ich einen eigenen großen Plan aufgezeichnet

hatte, auf den ich noch ſpäter zurückkommen werde; und in Beziehung auf eigentliche Lebensdichtung war mir jetzt zuerſt Cervantes deutlicher aufgegangen, deſſen „Don Quixote“ wir abends zuſammen laſen und über deſſen innere Signatur ich aus jener Zeit noch ein geſchriebenes Blatt finde, welches ich um ſo weniger hier unterdrücken will, da die hier berührte Seite gerade ſeltener aufgefaßt worden iſt:

„Was an dieſem Dichter ſo insbeſondere erbaut, iſt die tiefe Einſicht in das wunderliche Treiben des Menſchen, bei der nichtsdeſtoweniger durchaus fühlbaren innern Freudigkeit und ſchönen Geiſtesgeſundheit. In Wahrheit, wir Deutſchen treiben uns oft, nach dem Vorbilde der Engländer, ſo gern mit milzſüchtigen Vorſtellungen um; und wenn Schiller uns vorſagt: «Wer erfreute ſich des Lebens, der in ſeine Tiefen blickt», ſo machen wir gern ein recht tiefſinniges Geſicht und ſagen Amen, anſtatt daß wir uns zu der Erkenntniß durcharbeiten ſollten, daß eben nur der das Leben wirklich im höhern Sinne verſtehen und bewältigen kann, dem ſich ein hellerer Blick in die unendlichen Tiefen und Fernen des Lebens erſchloſſen hat, und dem, wie durch bunte Kirchenfenſter das Sonnenbild, ſo der ewige Urquell aller Seligkeit durch alles bunte Gewirr hindurch ſtets gegenſtändlich bleibt, dergeſtalt, daß ihm alle dieſe vergänglichen Bilder jetzt nur um ſo lieber werden, weil er nun erkennt, daß ſie an ſich ſelbſt die Gleichniſſe zu einer Wahrheit ſind, die er jetzt noch nicht in ihrer ganzen Reinheit zu erfaſſen im Stande iſt. Ich glaube, ich hätte dieſen Cervantes unendlich lieben können als Menſch, ſo geſund und aufrichtig kommt er mir überall vor, auch kann man ein merkbares Reiferwerden des Dichters in den ſpätern Theilen des Buchs, welche geraume Zeit nach den erſtern verfaßt ſind, keineswegs verkennen. Dieſe ſeine Freudigkeit, ſein Gefühl für ſittliche Schönheit, und dabei doch dieſe Luſt am Leben, haben mir zu den mannichfaltigſten

Betrachtungen Anlaß gegeben. Dann aber die hohe Weisheit in Auffassung dieses Don Quixote selbst! Liegt nicht die ganze Thorheit des Menschengeschlechts hier auf das heiterste abgespiegelt! wer wäre nicht, wenigstens zu irgendeiner Zeit einmal ebenso im Falle gewesen, nur bis auf einen gewissen Punkt vernünftig zu sein, sobald aber dieser Punkt berührt wurde, gleich mit irgendeinem Mambrins Helm dazustehen! und wie tiefsinnig gedacht erscheint überhaupt die ganze Geschichte des edeln Ritters von La Mancha!"

Dieser Sommer war es nun auch, in welchem mir die interessante Entdeckung der Circulation der Blutflüssigkeit in den Insekten gelang, welche ich späterhin durch eine eigene Schrift, mit schönen Tafeln ausgestattet, bekannt machte. G. Cuvier erfuhr dadurch gewissermaßen die Erfüllung einer frühern Erwartung, denn man findet in seinen trefflichen „Leçons d'Anatomie comparée" eine Stelle, welche zeigt, wie emsig, jedoch vergeblich, er nach dem Phänomen eines solchen Blutlaufs gesucht hat*), und er war es daher jedenfalls auch, der es veranlaßte, daß mir das Institut de France bald nach dem Bekanntwerden jener Schrift, in Anerkennung dieser Entdeckung, die große goldene Preismedaille mit meinem eingravirten Namen, zugehen ließ, als wodurch dasselbe denn um so mehr seine völlige Unparteilichkeit beurkundete, da ich jene Schrift weder ihm noch Cuvier selbst zugeschickt hatte. Das schöne Phänomen dieses Blutlaufs, welches namentlich in gewissen im Wasser lebenden Insektenlarven deutlichst hervortritt, konnte ich natürlich nun auch den im September in Dresden zusammenkommenden Naturforschern und Aerzten unmittelbar vorlegen; es erregte auch dort nicht geringe Aufmerksamkeit und vermehrte die Zahl interessanter Vorträge,

*) Leçons d'Anatomie comparée, IV, 163.

welchen diesmal hier zuerst ein glänzenderes Auditorium und eine größere äußere Feierlichkeit bereitet wurde.

Die Regierung hatte nämlich auf Antrag Seiler's einen der größern Säle des Landhauses zu den öffentlichen Sitzungen gewährt. Die königlichen Prinzen wohnten einigen Versammlungen bei, und den in großer Anzahl herbeigekommenen fremden Gelehrten wurde ein Festmahl auf dem Lincke'schen Bade bereitet, zu welchem die Gesellschaft auf geschmückten mit Böllerschüssen begrüßten Gondeln hinausfuhr. Das Ganze bekam so einen größern festlichen Charakter, ohne doch an innerm Gehalt zu verlieren. Späterhin haben diese Versammlungen dagegen nicht nur immer mehr ins Aeußere sich verloren, sondern sie haben zugleich eine solche Menge anderer Versammlungen, Stiftungsfeste, Zweckessen u. dgl. nach sich gezogen, daß man jetzt zuweilen versucht wird mit Hamlet zu sagen:

> Meines Dünkens ist's ein Gebrauch,
> Wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.

Ist doch all solch' Werk im Uebermaß, recht dazu geeignet, die Individualität des Geistes, welche stets vielmehr geläutert und gekräftigt werden sollte, mehr und mehr zu schwächen und zuletzt ein langweiliges Nivelliren der Geister herbeizuführen, welches denn wieder zum Verringern der Kraft gesammter Menschheit um so entschiedener beitragen wird, als diese an und für sich eigentlich immer nur von großen, scharf gezeichneten Individuen angefacht werden kann.

Mir selbst schaffte diese Versammlung einen nahen und lieben Freund, mit dem ich späterhin mannichfaltige Arbeiten gemeinschaftlich ausgeführt habe, bis auch ihn, wie nach und nach so viele andere, der Tod mir hinwegnahm. Es war der Professor und späterhin Geh. Medicinalrath Otto aus

Breslau *), eine heitere, lebensluſtige Natur, eifriger Arbeiter im Materiellen der Wiſſenſchaft, ſonſt aber ganz ohne jene Tendenz für ideelle Beſtrebung, welche gerade mir immer die nachhaltigſte Begeiſterung gewährte, und ſelbſt bei den trockenſten Forſchungen den regſten Eifer erhalten hat. Eben dieſer Gegenſatz in unſerm Weſen aber, und daß jenem doch die Anerkennung deſſen, was mich ſo vielfältig in Thätigkeit ſetzte, keineswegs abging, ließ uns ſehr aneinander feſthalten, und ſo mußte es mir daher eine beſondere Freude ſein, als nach Jahren, da ſchon die Krankheit, welche ihn zuletzt doch hinraffte, bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, ich ihn hier in Dresden noch einmal wieder durch meine ärztliche Pflege faſt ganz herſtellen, ja es ſpäter erleben konnte (nachdem der König von Preußen ihm den Urlaub und die Mittel zu einem Jahresaufenthalt in Sicilien gegeben) ihn von da wieder ſehr erfriſcht und geſtärkt zurückkehren zu ſehen. Außer dieſem Reſultat freilich hatte ich von meinen Secretariatsgeſchäften bei dieſer Zuſammenkunft nichts als Zeitverluſt und Mühe, und war dadurch auf lange in eigenen Arbeiten gehindert, aber manches Neue war auch wieder aufgeſammelt, mannichfache literariſche Verbindungen waren angeknüpft worden, und im ganzen blieb ſonach doch der Gewinn zuletzt größer als der Verluſt.

Nach und nach wurde es endlich wieder ſtiller um mich her, die Tage wurden kürzer, die Abende länger, und ich kam noch vor Ablauf des Jahres dazu, meine erſte ausführliche Lektüre des Dante zu vollenden und mit ihr die Aufzeichnung des ſchon erwähnten Plans des Inferno in Form einer großen gothiſchen Fenſterroſe. Man ſieht auf ihm genau die ganze Wanderung des Dichters; alle merkwürdige Momente

*) Er unterſtützte mich namentlich noch vor D'Alton durch eine Reihe von Jahren beim Vollenden meiner großen Erläuterungstafeln der vergleichenden Anatomie.

und alle bedeutendern Perſonen, die im Laufe des Weges angetroffen werden, finden ſich nach den einzelnen Geſängen ſorgfältig eingezeichnet, und umher in den gothiſchen Zierathen, welche die Roſe umgeben, ſtehen die leitenden Himmelszeichen und leuchten das geheimnißvolle Dreigeſtirn und Viergeſtirn, ſowie das Geburts- und Todesjahr Dante's und der Beatrice.

Iſt doch überhaupt das eine eigene und mächtige Nebenwirkung, die dieſer wunderbare Geiſt auf jeden ausübt, der ſich dem ernſten Studium ſeines Werks hingibt, daß früher oder ſpäter dadurch überall der Trieb geweckt wird, auf irgendeine Weiſe productiv gegen ihn ſich zu verhalten! Dies nur iſt es denn, was die vielfachen Ueberſetzungsverſuche veranlaßt, dies iſt es, was ſo viele darüber geſchriebene Commentare und Auslegungen bedingte, dies, was ſo manchen Künſtler, von Michel Angelo an bis zu Koch, Flaxman und Pinelli, veranlaßte, ſeine gedankenhaften Geſtalten durch Zeichnungen oder Bilder zu verwirklichen, und dieſer Drang war es alſo auch, der jenen Plan ſchuf, den ich ſpäter lithographiren und manchen Dantophilen habe zukommen laſſen.

Auch mit Tieck führte dieſer Winter mich öfter zuſammen, ich hörte ihn mit höchſter Laune und Anmuth Goethe's „Mitſchuldige" vorleſen und verdankte es ihm, den „Julius Cäſar" in Scene geſetzt zu ſehen und ſo zum erſten mal dieſes gewaltigen Werkes ganze dramatiſche Wirkung zu erfahren. Mehr und mehr fühlte ich jetzt das volle Gewicht der geiſtigen Perſönlichkeit Tieck's, die, wenn irgendeine, ſo vollkommen den Beinamen einer „attiſchen" verdiente, und oftmals zürnte ich mit mir ſelbſt, daß ich immer noch durch die früher berührten Gründe ſo vielfach mich abhalten ließ, ſeinen Salon zu beſuchen, wenn auch ſonſt meine Arbeiten den Abend mir eben freigelaſſen hatten. Etwas lag übrigens hierbei vielleicht doch auch in der großen Verſchiedenheit unſerer Naturen! Ein gewiſſes Negatives, Ironiſches, auch wol

Krankhaftes, Anti-Goethiſches konnte mir, dem die durchaus poſitive, klar gegenſtändliche und geſunde Richtung des letztern im Blute lag, nie ganz und gar homogen ſein, und ſo nahe wir uns daher auch ſpäterhin kamen, und ſo ſehr er bis ans Ende ein lieber, verehrter Freund mir geblieben iſt, ſo blieben doch immer Gegenden übrig, in denen wir uns nicht ganz verſtanden.

So kam alſo das Jahr 1827 heran, in welchem der Gang meines Lebens abermals eine ſo folgenreiche Umänderung erfahren ſollte. Die erſten Monate hindurch blieb zwar noch alles in der gewöhnlichen Ordnung, die Arbeiten für mein großes Werk über das Skeleton rückten ihrer Vollendung entgegen, meine praktiſche Thätigkeit war im vollſten Zuge, und für kleinere, ſchriftſtelleriſche Auslaſſungen über allgemeinere Gegenſtände, war eben durch ein neubegründetes, periodiſches Blatt bequeme Gelegenheit gegeben. Sonderbar genug hatte ich indeß kurz zuvor ſelbſt einen Aufſatz „über das Unweſen der Zeitſchriften und Unterhaltungsblätter" in einem bei Fleiſcher erſcheinenden Almanach („Minerva") abdrucken laſſen *), worin ich nach Kräften den Unfug einer ſolchen Literatur geiſelte, welche ſchon damals (und thut ſie nicht jetzt das noch weit mehr?) gleich wüſtem Unkraut alle ernſte Lektüre im Volke zu zerſtören drohte. Dieſe neue Zeitſchrift, die „Dresdner Morgenzeitung", war nun zwar allerdings mit den beſten Intentionen gegründet, wirklich ſollte ſie nur Ausgezeichnetes enthalten, Tieck hatte ſeine Mitwirkung zugeſagt und ſchrieb dafür ſeine „Dramaturgiſchen Blätter", leipziger und breslauer Gelehrte gaben Aufſätze, ich ſelbſt theilte mehrere Beiträge darin mit, aber bei alledem konnte auch ſie jenem Fluche der Mittelmäßigkeit und des endlichen Verfalls nicht entgehen, den ich über die ganze Klaſſe ausgeſprochen hatte.

*) Er iſt mit einigen Kürzungen in meiner Mnemoſyne wiederholt.

Wie soll es denn auch möglich sein, wöchentlich immer mehrere Blätter voll bedeutender Sachen dem Abonnenten ins Haus zu schicken, wenn nicht Theilnahme vieler Tausende ein Honoriren der Aufsätze und ein Anlocken ganz vorzüglicher Mitarbeiter gestattet, wie es selbst unter günstigsten Verhältnissen fast immer unerreichbar bleibt! Ja, kann denn überhaupt das geistig Vortreffliche bestimmt sein, so täglich immer von neuem, gleich Frühstück und Mittagbrot, ins Haus getragen zu werden! Würde es nicht Entweihung sein, in jedem Kaufladen und in jedem Expeditionszimmer Werke Rafael's aufzuhängen, und soll nicht vielmehr alles Höhere mit einer gewissen Weihe behandelt werden, und nur in ausgesuchtern Momenten den Geist erleuchten! Ich habe oft meine Betrachtung, wenn ich Künstler über Misachtung der Kunst klagen höre; aber was anderes als die außerordentliche, doch eben von den Künstlern ausgehende Ueberfüllung mit Kunstwerken, führt zu einem im ganzen weniger lebhaft ausgesprochenen Interesse!

Nachdem daher auch hier der Unternehmer wol den besten Theil seines Vermögens dieser Zeitschrift geopfert hatte, ging sie nichtsdestoweniger unter, um nie wieder aufzustehen, und ich sah sie ohne Schmerz verscheiden, doch hatte mich dies ganze Thema mehrfach beschäftigt und war auch in manchen Correspondenzen besprochen worden, ja einige Erwiderungen darüber hatten mich zu Auseinandersetzungen geführt, deren noch einige in alten Briefen vor mir liegen, von welchen ich einen im Auszuge hier mehr deshalb mittheile, da er abweichend vom Obigen über meine damaligen Dante-Studien sich ausspricht und dabei Fragen berührt, die ich auch späterhin kaum besser zu beantworten gewußt hätte: Es heißt da: „Das Hauptthema zu Ihren Exlamationen lag wol in den Ihnen erst von mir zugesendeten Expectorationen, geniale Menschen und Zeitschriften betreffend, nur schienen Sie mit

einem mal alles hier nur zu ſehr auf die Spitze zu ſtellen und den Menſchen nur nach der ungewöhnlichen Größe und Gewalt geiſtiger Anlagen gelten zu laſſen, oder, mit Einem Wort, nur das Genie ſelig zu ſprechen, als worin doch eine bedeutende Ueberſtürzung läge. Je mehr ich nämlich mit Dante bekannt werde, um ſo mehr ſchätze ich in ihm die Tiefe und Klarheit ſeiner Erkenntniß, und komme ich dann auf das, was er über den verſchiedenen Zuſtand der Geiſter ſagt, ſo finde ich auch da es ſtets höchſt bedeutungsvoll, daß er nicht die gewaltig Ausgerüſteten allein als der Seligkeit genießend darſtellt, vielmehr gerade ſolche viel häufiger unter den Verlorenen zeigt; während er es dagegen überall hervorhebt, daß nur die klare Auffaſſung der innern uns zu Gott ziehenden Stimme und die daraus hervorgehende freie Selbſtbeſchränkung, ſowie die innige Liebe zu Gott und allen, wenn auch noch ſo dürftigen Mitweſen es iſt, wodurch unſer Inneres mit Frieden und derjenigen ruhigen Heiterkeit erfüllt wird, welche ein ebenſo ſicheres Zeichen innerer Seelengeſundheit iſt als Mismuth und Leidenſchaftlichkeit Zeichen des innern Krankſeins, und (im höhern Grade) der innern Verdammniß. Dieſer innere Lichtkern iſt es daher, den ich auch ganz unabhängig vom Genie halte; der Genius kann ihn entflammen wie der minder Begabte, aber daß dieſer innere Halt überhaupt und wirklich gefunden werde, bleibt doch eigentlich das erſte und letzte aller geiſtigen Anſtrebungen. Es iſt mir daher nie eingefallen, in der Beziehung auf die eigentlich höhern Aufgaben des Lebens, z. B. einen Menſchen zu bedauern, daß er vor dem Auftreten irgendeines poetiſchen Genies geboren ward; hat doch Dante ſelbſt es mit einer für ſeine Zeit außerordentlichen Erkenntniß ſchon ausgeſprochen, daß ſogar vor Chriſtus einzelne bereits die wahre Seligkeit erreicht haben; und berufe ich mich überhaupt nur deshalb hier auf Dante, weil ich, lange bevor ich ihn kannte, die

von ihm verfolgte Richtung als eine mir naturgemäße empfand. Um mich jedoch hierüber noch vollständiger auszudrücken, füge ich Folgendes hinzu: Die Seele des Menschen muß gewisse Entwickelungsperioden durchlaufen, die leicht zu Entwickelungskrankheiten werden, und doch unumgänglich nöthig sind, bevor der wahre Silberblick, die höhere Blüte, deren Duft Seligkeit ist, sich erschließen kann, und so finden wir denn zwar anfänglich schon das Menschengeschlecht mit dem göttlichen Keime seines künftigen Werdens im Busen, aber noch unsicher und schwankend in seiner Richtung auf jenes geistige Ziel, welches sich erst einmal vollkommen bethätigen muß, wenn es nach seiner ganzen Gewalt und Schönheit erkannt werden soll. „Das erste ist ja immer die That!" Daher nun also auch bereits vor Christus manche Vorempfindung und Uebung einzelner Geistesvermögen in seinem Sinne, aber den Menschen in seiner ganzen vollharmonischen Beziehung auf Gott, konnte man doch damals noch nicht erkennen, eben weil Er da noch nicht gelebt, noch nicht vollendet hatte. Endlich hatte aber die Menschheit die nöthigen Gärungen überstanden, und hervor trat Christus selbst, in dem die Göttlichkeit des Menschen zuerst durch und durch sich bethätigte, und mit ihm war nun zugleich der Mittelpunkt für den unendlich ausdehnbaren Kreis der Menschheit für alle Zeiten gegeben und befestigt. Soll ich daher endlich hier auch von mir selbst sprechen, so fühle ich deutlich, wie in der Folge der Zeiten diese Erkenntniß und dieses Streben nach jenem einen Mittelpunkt der Seligkeit mich stets um so mehr beglückten, je lebendiger sie mich durchdrangen und entflammten. Ruhige Heiterkeit, Lust am Leben und Thätigsein, freudige Anerkennung alles Schönen, klareres Schaffen in Kunst und Wissenschaft bei entschiedenem Kampfe gegen alles Schlechte (obwol nicht Haß gegen den Menschen, der sich ihm unglücklicherweise überließ), hat mich immer um so mehr erhoben

und erquickt, je entſchiedener ich dieſer Stimme treu nachging, und hoffe ich denn noch mehr davon für die Zukunft. Kann doch die Wahrheit wie die Seligkeit immer nur eine ſein, nur der Irrthümer wie der Qualen ſind unendlich viele."

Nach dieſem recht eigentlichen Blatte aus meinen Selbſtbekenntniſſen darf ich nun wol auch andere Lebensrichtungen in jener Periode näher beleuchten, und es iſt vielleicht zunächſt angemeſſen, hier wieder einen beſtimmten Blick auf meine ärztliche Wirkſamkeit und meine damaligen äußern Verhältniſſe zu werfen, damit man alsdann auch beſſer verſtehen möge, was gerade in dieſem Jahre zu meiner Berufung zum königlichen Leibarzte Veranlaſſung geben konnte.

Allerdings mochte ich nämlich damals mit Recht zu den beſchäftigtſten Aerzten Dresdens mich zählen dürfen. Man hatte gewiſſermaßen eine Entdeckung gemacht, indem man fand, daß ein noch ziemlich junger Director eines Entbindungshauſes zugleich noch manche andere, ganz unerwartete Qualitäten in ſich ſchloß. Die Zugabe einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bildung, und doch dabei die aus vielen ſchwierigen Fällen gewonnene Ueberzeugung, daß in ihm zugleich eine große Sorgfalt und Umſicht des zuverläſſigen Arztes vorliege, war etwas Neues, Unerwartetes, den Frauen (denen doch gewöhnlich für ſolche Dinge ein feinerer Sinn und eine richtigere Unterſcheidung einwohnt) zumal Merkwürdiges; und ſo hatte ich allmählich mehr und mehr Theilnahme und Vertrauen gewonnen. Schon früher habe ich mehrere fremde Familien genannt, die mich zu Rathe zogen und empfahlen; ebenſo aber waren es jetzt auch manche der erſten hieſigen, zum Hofe in naher Beziehung ſtehenden Häuſer, welche jene Entdeckung theilten und nützten: Das gräflich Einſiedel'ſche und Vitzthum'ſche Haus, die Familien derer von Könneritz, des Grafen Boſe und derer von Löwenſtern, einer Familie Ungern-Sternberg und andere, gehörten namentlich

dahin, und vor allem habe ich dabei einer trefflichen durch Herzensgüte und damals auch noch durch große Schönheit ausgezeichneten Frau zu gedenken, welche drei Decennien hindurch bis zu ihrem Tode meinem Hauſe eine ſehr treue und verehrte Freundin geblieben iſt und ſchon zu jener Zeit ſich mir überall förderlich erzeigte. Es war die Gräfin Erneſtine von Einſiedel, geborene von Warnsdorf und Gemahlin des königlichen Obermundſchenk Grafen Heinrich von Einſiedel. In dieſem Hauſe, dem neben manchen andern Gütern auch die Standesherrſchaft Reibersdorf bei Zittau gehörte, war, wie in dem gräflich Bünau'ſchen (wo einſt Winckelmann als Bibliothekar lebte) und in dem des damaligen Oberhofmarſchalls von Racknitz, noch aus früherer Zeit eine Neigung vorhanden, durch Bücher- und Kunſtſammlungen zu glänzen, eine Neigung, welche ſpäterhin unter dem ſächſiſchen Adel mehr und mehr erloſchen iſt. Die Mutter des Grafen Heinrich hatte auf dem ſchönen Schloſſe zu Reibersdorf eine reiche Bibliothek, vorzüglich aber jene prächtige Kupferſtichſammlung gegründet, welche freilich ſpäter durch üble finanzielle Verhältniſſe des ältern Sohnes Georg zerſtreut werden mußte, und aus welcher ſeltene Blätter in viele öffentliche und Privatſammlungen übergegangen ſind. Ein gewiſſes Intereſſe für dergleichen war indeß von hier aus doch dem Stamme eingeimpft geblieben, und wirkte auch zum Theil noch ſpäterhin in der Familie weiter, ſodaß denn ſelbſt hierdurch die Berührungspunkte ſich vermehrten, mittels welcher wir uns gegenſeitig allmählich näher kamen. Noch mehr aber brachte mich vielleicht die Beziehung zu einem andern Hauſe recht unmittelbar in die eleganteſten Geſellſchaftskreiſe, zu einem Hauſe, welches in den Jahren 1825—29 in Dresden viel Aufſehen machte, und ſo viel auf mich, und in gewiſſer Beziehung auch für mich gewirkt hat, daß eine etwas nähere Erzählung davon hier wol nicht umgangen werden dürfte. — Wer nämlich in jenen Jahren in

Dresden lebte, wird ſicher ſich eines Barons von Malzahn erinnern, der zum Unterſchiede von vielen dieſes Namens der Roſenfarbene genannt wurde. Ein welterfahrener, im Reiten, Jagen, Schießen und Spielen wohl geübter, ſchlanker Mann, in den Hauptſtädten Europas viel verweilend, und in London, wo er die Tochter eines reichen Brauherrn geheirathet, nun mit einem großen Vermögen ausgeſtattet, hatte er ſich endlich in Dresden niedergelaſſen, und außer dieſer ſeiner Frau lebte noch eine Schweſter derſelben, Miß Thomſon, ſowie die Witwe ſeines vor einigen Jahren ſchnell verſtorbenen Bruders — ein beſonders feines und angenehmes Weſen, in ſeinem Hauſe. Als ich das erſte mal dort eintrat, fand ich mich in einem reichen Salon, eine lange, weißgekleidete Engländerin von ſchöner Bildung lehnte an einer Harfe; die Baronin, welche nächſtens niederkommen ſollte und welcher zunächſt mein Beſuch galt, empfing mich mit einer gewiſſen Feierlichkeit, während jene angenehme Witwe (man nannte ſie vorzugsweiſe „die Schwägerin“) mit leichter weiblicher Arbeit beſchäftigt, fein und anmuthig zu mir aufblickte, ſich bald in das Geſpräch miſchte und nicht verfehlte, mich ſogleich beſonders zu intereſſiren. Von dieſem Tage an wurde ich nach und nach zum täglichen Beſucher; die Baronin gebar nicht lange darauf einen Knaben; etwas zu klagen hatte faſt jedermann, ich ſpeiſte nicht ſelten dort, nahm an manchen Abendgeſellſchaften theil, ſah den Zufluß der eleganten Welt, welche den Damen den Hof machte, lernte den Baron und manche ſeiner Abenteuer näher kennen, und bewegte mich bald auf dieſem glatten Parket ziemlich mit eben der Leichtigkeit, die nicht ſelten das einzige Erbtheil, oder mindeſtens das einzige Geſchick und Talent iſt, welches viele von denen auszeichnet, für die ſchon durch die Geburt dieſer Boden als alleinige Lebenslaufbahn angewieſen iſt. Eben hier begab ſich denn auch unter meinen Augen jene Wette, welche den Bei-

namen des Rosenfarbenen veranlaßte, indem der Baron sich vermessen hatte, einen vom Hut zum Schuh ganz rosenfarbenen Anzug acht Tage unausgesetzt auf Markt und Straßen so zu tragen, daß demungeachtet kein Auflauf dadurch veranlaßt werden sollte, was er denn auch geschickt vollführte und allerdings so die Wette zu gewinnen wußte. Indem ich nun alle diese Dinge beobachtete, manche Nutzanwendungen daraus für mich ableitete und zuweilen wol auch die sonderbarsten Gedanken darüber mir aufbaute, kam ich mir doch mitunter vor wie Faust, wenn Mephisto zu ihm sagt:

Mein Freund das lerne wohl verstehen,
Das ist die Art mit Hexen umzugehen.

Indeß kann nun einmal der Menschenbeobachter und Arzt (der jenes immer besonders und zugleich sein muß) nicht Lebenserfahrungen genug einsammeln; denn, weiß er später damit auf die rechte Weise zu gebaren, so kann er davon auch bei Kranken die vielfältigsten und nützlichsten Anwendungen machen; und da ich denn wirklich nicht selten genügende Proben hiervon gegeben zu haben glauben darf, so wird man nach all diesem wenigstens besser verstehen, in welcher Art ein gutes Geschick mir das Einsammeln auch dieser Erfahrungen somit einst besonders erleichtern wollte. Daß ich bei alledem das Hohle und Frivole des Treibens einer nur sogenannten großen Welt, welche doch eigentlich klein und eng genug ist, schnell so weit überblicken konnte, um stets mit wahrer Lust in mein Haus und mein stilles Studirzimmer zurückzukehren, wird man mir wol ohne weiteres glauben. Uebrigens wurde ich nun auch eben auf diesem Felde jetzt wieder stark in Anspruch genommen! Meine Gynäkologie war in Oesterreich nachgedruckt worden und eine neue vermehrte Auflage wurde dringend nothwendig, zugleich stieg die Frequenz meiner Entbindungsanstalt so sehr, daß mir mehr und mehr der Wunsch auftauchte, von ihr, die doch wissenschaftlich jetzt wenig

Neues mir darbot, endlich mich auch „entbinden" zu laſſen; kurz, ich war oft ſo überhäuft, daß die wenigen einzelnen Stunden, wo aus Malerei und Muſik Erfriſchung und neue Kräftigung erwachſen konnten, mir immer mehr als ein beſonders erwünſchtes Geſchenk erſcheinen mußten.

Um dieſe Zeit war es nun, daß König Friedrich Auguſt verſtarb (den 5. Mai), und noch hatte ich keine Ahnung davon, daß dieſer Tod einen ſo weſentlichen Einfluß haben ſollte auf den Gang meines Lebens. In einem Briefe ſchrieb ich darüber am 30. Mai: „Es war zwei Tage vor ſeinem Tode, da ging ich nebſt Frau bei Sonnenuntergang über die Terraſſe. Es war ein herrlicher Abend, wir ſtanden oben an der großen Treppe, die Mondſichel leuchtete ſchon über dem Schloßthurme, und hinter der katholiſchen Kirche fiel heller röthlicher Abendſchein in die Königsfenſter, ſodaß ſie alle recht golden erglänzten. Unwillkürlich ſagte ich: «da leuchtet die Sonne unſerm alten Könige heim», und in dem Augenblick erfaßte mich das Wort ſelbſt als wäre es eine Prophezeiung und müſſe er nun wirklich ſterben, da wir doch kurz zuvor gehört hatten, es ginge wieder beſſer. Wie ich zwei Tage ſpäter zu Hauſe kam und mir Mariane im Garten gleich entgegenkam: «Vater, der König iſt todt!» — es war mir eine ſonderbare Erſchütterung! — Mir iſt in dieſen Tagen oft Bürger's herzliches Gedicht an ſeinen Großvater eingefallen, und ich ſage wol mit ihm:

Ruhe, ſüße Ruhe ſchwebe
Ueber dieſer Gruft!"

Der Bruder des verſtorbenen Königs, Prinz Anton, auch ſchon hochbejahrt, übernahm jetzt die Regierung, Graf Detlev von Einſiedel blieb erſter Miniſter, wurde eigentlich noch mächtiger als zuvor, ließ aber, ſoweit ich davon vernahm, die Staatsmaſchine vollkommen im alten Gange, und noch erwartete niemand, daß wenig Jahre ſpäter doch ein völliger

Umſturz dieſer Dinge eintreten würde; ebenſo blieben meine eigenen Verhältniſſe zunächſt ganz unverändert. — Ich hatte mit Goethe auch in dieſem Jahre mannichfaltigen brieflichen Verkehr. Das zweite Heft meiner großen anatomiſchen Erläuterungstafeln war ihm überſendet worden, in welchem die Wirbelbildung, namentlich mit Hülfe der aus Berlin zurückgebrachten oſteologiſchen Zeichnungen, durch alle Thierklaſſen und alle Regionen des Thierlebens in vielen Beiſpielen verfolgt wurde, und ich freute mich jetzt in ſeiner Antwort zu leſen: „Höchſt erwünſcht erſchien mir Ihr zweites Heft, indem es eine wiſſenſchaftliche Augenſalbe enthält, die mich klarer und friſcher in die Thierwelt hineinſehen macht, nachdem ich dieſes Frühjahr und Sommer über veranlaßt worden, auf das ewige Bilden und Umbilden der Pflanzenwelt meine Aufmerkſamkeit zu erneuen.“ Er fügte noch bei: „Perſönliche Gegenwart und eine, freilich nicht vorübergehende Unterhaltung über dieſe Gegenſtände würde mich ſchneller dahin führen, wohin zu gelangen ich kaum hoffen darf. Indeſſen geſchieht ja das viele Gute, Treffliche, wenn ich es auch nicht in ſeinem ganzen Umfange mir zueignen kann.“

Leider! ließ ich auch dieſe Aufforderung zu einem wiederholten Beſuche in Weimar, als zu ſehr eingeſponnen in meine damaligen Arbeiten und Verhältniſſe, unbeachtet, und kam denn ſo nie wieder zu ihm.

In meiner muſikaliſchen Einſicht wurde ich dagegen in dieſem Sommer weſentlich gefördert durch das Studium von Krauſe's Vorleſungen über die Geſchichte der Muſik. „Der klare, geiſtig ſchöne und durchaus in ſich befriedigte Standpunkt dieſes Mannes“, ſchrieb ich damals, „iſt ſehr wohlthuend, und bei einer ſo geiſtigen Kunſt als Muſik insbeſondere angemeſſen, ja der allein homogene.“ In Wahrheit iſt das kleine Buch mir noch jetzt lieb und werth, denn es entwickelt in ſchöner Folge, wie aus dem naturwüchſigen Triebe

zur Melodie, allmählich und endlich das wunderbare Kunstgewebe der Harmonie hervorgegangen ist. Ich fing daher auch an zu jener Zeit mitunter ausführlichere Betrachtungen über größere Musikaufführungen niederzuschreiben, wie denn der bei Gelegenheit von Schneider's „Weltgericht" geschriebene Aufsatz „Vom Geiste der Musik" *) ganz von damals datirt, und wie dann ebenso in Briefen jener Periode oftmals des mächtigen Eindrucks gedacht wird, den Werke wie „Don Juan", „Zauberflöte" und ähnliche auf mich gemacht hatten. — Nicht minder ging mir jetzt, namentlich durch Tieck's Lesen, manches tiefere Verständniß über Shakspeare auf. Meine Betrachtungen über den innern Grundgedanken des Lear, wonach das ungeheuere Schicksal desselben wesentlich aus der steten Uebereilung dieses Geistes sich entwickelt, ließ Tieck zuerst in seinen „Dramaturgischen Blättern" abdrucken **), indem er demselben seine eigenen Betrachtungen über Hamlet, und das durchaus Retardirende und daher Unheilbringende dieses Charakters, anfügte, während mir dagegen letzteres Stück bald darauf ebenfalls Veranlassung gab, über seinen tiefgeheimnißvollen, und so ganz besonders organischen Gang wieder andere Bemerkungen aufzuzeichnen ***), denen später über Macbeth, Heinrich IV. u. s. w. noch verschiedene Aufsätze nachfolgten, welche hier und da wol von Freunden nicht ohne Zustimmung gelesen worden sind, ihren größten Nutzen und tiefste Bedeutung aber doch eigentlich in ihrer subjectiven Seite fanden. Eine hierauf bezügliche Briefstelle stehe daher noch hier zum Schluß dieser Bemerkungen: „Dies ungestörte und ungetheilte Abrollen solchen Stücks, durch einen Mann wie Tieck, der so genaue Kenntniß mit so hochgebildetem Geiste vereint,

*) S. denselben abgedruckt in meiner Mnemosyne, S. 45 fg.

**) Man findet sie dann wieder in dem Aufsatze über Tieck's Lesungen in Raumer's Historischem Taschenbuch, Jahrgang 1845.

***) S. dieselben mitgetheilt in der Mnemosyne, S. 42.

wird mir für immer ein wichtiges und nachhaltiges Phänomen bleiben. Dieſe Heinriche ſind nun doch auch an ſich höchſt wunderbare Werke! keine irgend beſondere und befangene leidenſchaftliche Stimmung des Dichters läßt darin entfernt ſich ſpüren, und immer nur fühlt man, über dem Ganzen ſchwebend, eine höchſt freie, tüchtige, edle und ſittlich ſchöne Seeleneigenthümlichkeit, welche ſomit der eigentliche Lichtäther wird, durch welchen alle dieſe ſo gegenſtändlichen Farben bedingt werden. Ich habe Aehnliches wol immer davon geahnt, nie aber war dieſe Art der Verklärung hiſtoriſcher Begebenheiten mir ſo deutlich erſchienen, bevor ich ſolche Werke auf ſolche Weiſe vorgetragen gehört hatte!"

Im Juli kam es ferner auch vor, daß ich nach Teplitz fuhr, wohin diesmal eine Einladung jener Familie von Malzahn mich zog, die dort eben ein paar Sommermonate verlebte und bei denen ich wohnen ſollte. Drei Tage wurden hier mit anmuthigem Nichtsthun in heitern Umgebungen zugebracht. Ich fand da noch einen Künſtler, Profeſſor Raabe aus Breslau, von deſſen Familie ſchon in Dresden ich ärztlich vielfach in Anſpruch genommen worden war, eine einfache gute Natur, mit dem ich den Miliſchauer beſtieg und manches in der ſchönen Umgegend zeichnete. Die anmuthige, mir beſonders wohlwollende Schwägerin überließ mir außerdem ihr hübſches Reitpferd zu einer Excurſion nach Doppelburg, wo ich die im Schatten des Parks ruhenden Hirſche in ihrer mittäglichen Sieſta belauſchen konnte und immer noch zu rechter Zeit zur Tafel zurück war, und des andern Tags fuhren wir endlich auch mit den Damen nach Dux, an der merkwürdigen Waffenſammlung aus Wallenſtein's Zeit uns erfreuend, kurz! faſt im Umſehen war wieder einmal ein kleines hübſches Stück Leben vorübergegangen, worauf ich denn freilich zu Hauſe bald wieder mit Arbeiten aller Art auf das reichlichſte mich überhäuft ſah.

Im nächsten Monat nun fand ich mich eines Tags nicht wenig überrascht, als ich ganz unerwartet zum Prinzen Johann zu einer Abendgesellschaft eingeladen wurde, allwo ich auch den Prinzen Friedrich, künftigen Thronfolger, antraf. Die Versammlung bestand nur aus wenig Personen. Oberhofmeister von Miltitz, ein namentlich für Musik sich interessirender, wohlunterrichteter Mann, Legationsrath Breuer, eine gewandte, vielseitig gebildete Persönlichkeit, und der Adjutant des Prinzen, von Lützerode, von dessen Familie ich auch bereits vielfältig ärztlich in Anspruch genommen worden war, machten die ganze Versammlung aus. Die Unterhaltung bewegte sich lebhaft, beide Prinzen waren mittheilend und theilnehmend, kurz, der Abend hinterließ mir, so ungewohnt und neu auch diese Atmosphäre für mich war, im ganzen einen durchaus angenehmen Eindruck, und daß wahrscheinlich auch der Eindruck, den ich gemacht hatte, nicht ungünstig gewesen sein mochte, erklärte mir späterhin zum Theil meine zu jener Zeit noch ungeahnte Berufung nach Hofe.

Eine andere Begegnung ferner, welche wieder für meine künstlerische Thätigkeit nicht ohne Folgen blieb, war die mit dem russischen Staatsrath Joukowsky, dessen Bekanntschaft schon vor mehrern Monaten ich in einer petersburger Familie gemacht hatte, welche zu meiner ärztlichen Clientèle gehörte. Hr. von Joukowsky, in Rußland als Gelehrter und Dichter, insbesondere auch als Uebersetzer Schiller's bekannt, war vom Kaiser Nikolaus zum Erzieher des jungen Kronprinzen Alexander bestimmt, und durch das Gemüthvolle seines Wesens und seine vielseitige Bildung hatte hier alsbald eine nähere Berührung zwischen uns sich ebenfalls ergeben. Er besuchte mich darauf, sah meine Bilder, und vorzüglich eins, wo die drei Könige aus Morgenland in frühem Tagesgrauen dem geheimnißvollen Sterne nachziehen, es wirkte so nachhaltig auf ihn, daß er mich ersuchte, ihm ein ähnliches zu malen,

nur ſollte hier im Vordergrunde eine einzige Jünglingsgeſtalt geſehen werden, welche dem heranbrechenden Tage mit Gottergebenheit und Vertrauen entgegenblickte. Das Bild ſollte dem jungen Kronprinzen beſtimmt ſein und ſymboliſch ihm eine Andeutung ſeiner Zukunft ausſprechen.

Dieſer Antrag kam mir denn allerdings zuerſt ſeltſam genug vor, und ich wollte mich anfänglich durchaus nicht dazu verſtehen, vieles Ungenügenden meiner Arbeiten mir nur zu gut bewußt. Er ließ indeß nicht ab, erlegte eine Summe in Gold voraus und ich mußte ihm denn verſprechen, in einiger Zeit das Bild zu ſenden. Nach und nach erwärmte mich der Gegenſtand. Umgeben von aufblühenden Lilien, zunächſt vor einem Riff ſchroffer Felſen, und darüber hinausblickend auf eine weite, von erſtehendem Tageslicht erleuchtete Ferne, trat die Geſtalt des ritterlichen Jünglings, auf den Kreuzgriff ſeines Schwertes geſtützt, allmählich dunkel und wirkſam auf der Leinwand hervor; im ganzen erſchien das Bild keineswegs unbedeutend, und im September war es denn ſo weit gediehen, daß ich es endlich wirklich fortſenden konnte. Was die Aufnahme betrifft, die es beim Empfänger fand, ſo ſetze ich hier ein Bruchſtück des Briefs her, den er mir darüber ſchrieb, und man wird daraus erkennen, daß mindeſtens für ihn meine Mühe nicht verloren geweſen war:

„Je ne puis pas vous assez exprimer, mon respectable ami, le plaisir que m'a fait l'apparition de votre tableau. Il est parvenue jusqu'à moi sain et sauf; et je vous écrie ma lettre l'ayant devant mes yeux. Si j'etais moimême peintre et peintre donc de votre genie, je n'aurai pas pu exprimer mon idée plus complettement que vous. Je suis sûr que ce tableau produira son effet sur le cœur de l'enfant auquel je le destine. Il a deja fait du bien à moi même: tous ces jours çi j'etais dans une disposition triste, je ne sait quel decouragement s'etait glissé dans mon âme, mais le coup

d'oeil sur ce tableau m'a ranimé. Cette hauteur ou fleurit la fleur de l'innocence, ces rochers par dela lequels se développe la perspective sublime, vaste et tranquille de la creation si belle dans son ensemble, cette etoile de la révélation qui annonce le jour et le soleil, cette prière de l'enfant dans laquelle se trouve toute la vie humaine, tout cela parle à l'ame et l'encourage. Recevez mes sincères remerciments et soyez content de votre ouvrage. C'est une bonne semence qui j'espère ne sera pas jettée sur un terrain inculte."

Ja das Bild ſollte noch weiter wirken, denn er zeigte es in Berlin dem Kronprinzen von Preußen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.), und dieſer gab darauf den Auftrag, für ſich jene drei Magier mit dem Stern von mir zu acquiriren, und ſomit ſah ich auch dies Bild bald von mir ſcheiden, hatte aber doch die Beruhigung, hierbei zu erfahren, daß auch dieſe meine geiſtigen Nebenſproſſen irgendeinmal und irgendwie zu einem Reſultat und Endziel gediehen waren.

Im September war es denn endlich auch, daß zwei neue glückliche Geſtirne mir aufgingen, das eine, das leuchtendſte, ſollte 24 Jahre meines Lebens mit wunderbaren Strahlen mir verſchönen, aber auch mit tiefſtem Kummer mich und die Meinigen umnachten durch ſein frühes Scheiden, es war die Geburt eines lieblichen Mägdeleins (am 11. Sept.), welches wir Eugenia nannten; das andere war gegeben in der Berufung zum königlichen Leibarzte, wodurch eine wichtige Aenderung aller meiner Verhältniſſe, das Aufgeben der Profeſſur und der Direction der Entbindungsanſtalt, dagegen die ſo nahe Beziehung zu einem alten, hochverehrten Königshauſe bedingt wurde, dem ich fortan alle die beſten Früchte meines ärztlichen Wiſſens zu widmen verpflichtet ſein ſollte. Von dem erſten Geſtirn, ſolange es zu unſerer Freude über dem Horizonte ſtand, wird in den folgenden Blättern noch manchmal die Rede ſein, von dem zweiten muß ich hier doch ſagen,

wie sehr sein Aufgang mich überraschte. Es war an einem jener ersten schönen Herbsttage, an welchem die Natur der Thäler in der Umgegend Dresdens zumal ein Festgewand anlegt und die Birken und Buchen schon mit goldgelben und röthlichen Farben sich zu schmücken beginnen, daß ich mit dem alten Freunde Dietz, der jetzt Dresden bewohnte und häufig mittags sein Gedeck bei mir fand, einen Besuch in dem Thale von Rabenau gemacht, auch dort gezeichnet hatte, und bei der Heimkehr ein Schreiben von Kreysig vorfand, worin er mir meldete, daß, da zwei Leibärzte abgegangen seien, Hofrath Erdmann wieder als Professor nach Dorpat, und Hofrath Althoff, der sich nach dem Tode Friedrich August's habe pensioniren lassen, er den Auftrag habe, bei mir anzufragen, ob ich die eine dieser Stellen anzunehmen wünsche, da die andere sein Neffe, Professor Dr. Franke, erhalten werde. Ich gestehe, daß ich zuerst höchlich von diesem Vorschlage überrascht war und mir Bedenkzeit erbitten mußte. Man hatte mir so viel von der strengen Etikette des Hofs und manchem Beschwerlichen im Dienste der Leibärzte erzählt, daß, so sehr ich auch gerade damals entschlossen war, nicht lange mehr meine Professur zu behalten, und so sehr ich auch den unerwarteten und ehrenvollen Beweis eines großen Vertrauens der höchsten Personen des königlichen Hauses zu schätzen wußte, doch anfangs zweifelte, ob ich wol auch, meinem innern Wesen nach, allen diesen Anforderungen hinreichend zu entsprechen im Stande sein werde. Indeß nach einem langen Gespräch mit Kreysig, ihm, dem alle diese Hofverhältnisse aus langer Erfahrung bekannt waren, ja der zuletzt als vieljähriger Arzt des Ministers von Einsiedel wissen konnte, inwiefern die nächste Zeit manche Veränderungen herbeiführen werde, und daß namentlich von dem strengen Ceremoniell und der steifen Etikette der vorigen Regierung manches schon nachgelassen sei, entschied ich mich für die Annahme, und darf wol sagen,

daß ich dieſen Entſchluß, auch nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, nicht zu bereuen Urſache gehabt habe.

Am 22. Sept. wurde ich der königlichen Familie in Pillnitz vorgeſtellt. Kreyſig hatte es eingerichtet, daß in einem Wagen er und ſeine Frau und ich und Franke hinausfuhren, und noch manche eigene Gedanken über Abhängigkeit und Freiheit regte es mir da an, als wir an der Gondel hielten und die ſechs, in gelb und blauer Fiſcherlivree gekleideten Ruderer uns hinüberbrachten, wo an der alten großen Treppe faſt venetianiſchen Stils man hinaufſteigt zu dem ſogenannten Waſſerpalais, damals der Wohnung des Königs Anton und ſeines Bruders, des ebenfalls hochbejahrten Prinzen Max. Wir traten in das hübſche, ſpäter ſo lange Jahre von mir bewohnte Zimmer der Leibärzte, und ich und mein neuer College, wir wurden dann durch Graf Vitzthum nach und nach zu ſämmtlichen Herrſchaften geführt und ihnen vorgeſtellt. Noch lebte damals die Gemahlin des Königs, Königin Thereſe, eine feine und trotz ihres nur einen Auges doch wol ziemlich klar ſehende Frau. Der alte König ſelbſt war einfach humoriſtiſch und herzlich; „er hoffe, uns nicht viel zu thun zu geben", meinte er, und ſo waren alle unſere Präſentationen in etwa einer halben Stunde abgethan.

Dies ganze Pillnitz mit ſeinem damals noch ſehr einförmig decorirten Garten, die Stille, die überall herrſchte, die meiſtens kleinen einfachen Zimmer, in welchen wir die fürſtlichen Perſonen trafen, alles hatte mir einen eigenen Eindruck hinterlaſſen, und ich, der ich das erſte mal in dergleichen eingeführt wurde, ſchrieb darüber an Regis: „Ein ſolcher Hof iſt wie ſich manche die Sonne denken, äußerlich weithin leuchtend, innerlich dunkel und ſtill."

So mußte ich denn nun vor allen Dingen Veranſtaltung treffen, meine bisherige Dienſtwohnung zu verlaſſen. Glücklicherweiſe fand ſich ein geräumiges Local in einem Eckhauſe

an der Moritzstraße und Landhausgasse, in welchem wir die zweite Etage bezogen, und freilich hatte ich nun statt der frühern reizenden Aussicht nach der Elbe nur einen Blick frei in den Hof des Landhauses, aber dafür hatte ich auch das perpetuum mobile einer Entbindungsanstalt nicht mehr im Hause, und die Plage zum zwanzigsten und dreißigsten mal die Anfangsgründe der Hebammenkunst vorzutragen, war von jetzt an von mir genommen, dafür aber meinem Nachfolger, Professor Haase aus Leipzig, einem etwas jüngern Coätaneus von mir, übergeben, was denn alles auch erfrischend und erhellend einwirkte.

Meine neue Stellung hatte nebenbei zur Folge, daß ich nun zugleich als Hof- und Medicinalrath in das damalige Collegium der Landesregierung eintrat, welches unter Vorsitz des Kanzlers von Werthern, wie für die meisten übrigen Verwaltungszweige, so auch für die Medicinalangelegenheiten die höchste Behörde bildete. Gerade also 13 Jahre nach unserm Einzuge in Dresden, nämlich am 2. Nov., wurde ich hier eingeführt, und auch dies durfte ich jetzt als merkwürdig für mein inneres Leben betrachten, indem der Einblick in die innern organischen Verhältnisse der Regierung eines Landes doch nie verfehlen wird, einem empfänglichen Geiste das Getriebe des Lebens der Menschheit im ganzen, hier und da durchsichtiger zu machen, und ihm zu lehren, das Große im Kleinen, sowie die Wirkung des Kleinen auf das Große, überall genügender zu verstehen und zu erfahren.

Sechstes Buch.

Größerer Wirkungskreis nach außen und stilleres Leben nach innen.

Pillnitz, 30. August 1854.
(Im fünfundsechzigsten Lebensjahre.)

„Siehe Er gehet vorüber und verwandelt sich, ehe daß ich es merke."

Dieser Worte war viel in diesen Tagen zu gedenken, denn dies neue Buch, das ich diesen Sommer hier zu beginnen gedachte, es war ja bestimmt, das Lebensbild jener Tage und Jahre zu entwerfen, welche ich verbrachte in der neu angetretenen Stellung zu einem Fürsten, dessen Geistesrichtung, Gemüth und Huld ich 26 Jahre hindurch so Vieles verdanken sollte, und dessen Alter (er zählte acht Jahre weniger als ich) nicht dafür zu sprechen schien, daß ich ihn überleben würde, und — siehe da! — auch er ging vorüber und verwandelte sich, ehe daß wir es merkten!

Durch das seltsamste unerwartetste Geschick war er von uns genommen, und mich, der dreimal ihn glücklich als Arzt, ja als befreundeter Arzt, aus fernen Gegenden zurückgeleitet hatte, traf in diesem Sommer das harte Geschick, seine Leiche aus dem Herzen Tirols zurückholen zu müssen, sodaß denn solchermaßen das heiter und farbig begonnene Landleben dieses Sommers diesmal mit schwarzer Färbung und allgemeiner Landestrauer sich beschließen sollte.

Und doch waren in den Jahren, welche mir hier jetzt zur Schilderung vorliegen, so manche Wetterschläge gefallen, die mich noch weit näher und tiefer berühren mußten als dieser! Und steht der Mensch nicht überhaupt einem höhern Walten immerfort so gegenüber, daß ihm stets das Wort aus dem „Lear" vorschweben sollte: „Reifsein ist alles!" Möge denn diesmal die neuerheiterte Atmosphäre des heutigen Tags ein Zeichen sein, daß eine reinblaue Himmelswölbung auch den künftigen Tagen nicht immer fehlen werde, und daß vielfach reiche und volle Glückesblüten am Lebenswege auch fernerhin nicht nur den Muth erhalten werden, ein durchlebtes Leben zu schildern, sondern auch, wozu oft noch weit mehr Muth gehört, ein noch zu durchlebendes Leben selbst zu erleben!

I.

Es gab mir zuweilen eigene Gedanken, wenn ich daran mich erinnerte, wie Goethe damals, als die Frage in seinem Leben aufgeworfen wurde: „ob nach Hof oder nicht nach Hof?“ so lange das „Für und Wider“ erwogen, und so manchen humoristischen Einfall daran geknüpft hatte. Bei mir war es allerdings schneller entschieden — ich war nun drinn, und am 7. Oct. 1827 trat ich mit den gewöhnlichen formellen Besuchen ein, die damals doch noch im braunen Hofrock mit goldbesponnenen Knöpfen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen gemacht wurden. Die Königin Therese, deren ich schon oben rühmend gedacht habe, gab mir hier zuerst das rechte Gleichgewicht wieder, indem sie sagte: „Besuchen Sie uns ja nicht zu oft, ich weiß, daß Sie zu Hause gescheitere Sachen zu thun haben; sind wir krank, so werden wir Sie schon rufen lassen.“ Die verwittwete Königin mit ihrer Prinzessin-Tochter verbat sich überdies diese Staatsbesuche ganz, und so wurde wirklich gleich anfangs der formale Dienst bedeutend vereinfacht, was denn nicht wenig beitrug, dem Neuling seinen Eintritt in die Hofluft mannichfach zu erleichtern. Außerdem zeigten sich die Prinzen Friedrich und Johann selbst meiner Lieblingsneigung zur Malerei günstig gesinnt, denn da es sich eben traf, daß in diesem

Jahre von mir die lebensgroße Studie eines ruhenden Löwen nach der Natur gemalt, auf die Ausstellung kam, von welcher ich bestimmt hatte, daß sie zum Besten der Griechen, die damals ihren Freiheitskampf begannen, verkauft werden sollte, so erwarb alsbald der erstere dies Bild für sich, und noch lange Jahre habe ich es bei täglichen Besuchen und bei manchen festlichen Gelegenheiten späterhin gesehen, gerade über dem Eingang zum Empfangsaal des Königs hängend, gleich als ob der König der Thiere die Pforte seines königlichen Herrn treulich bewahren sollte.*) Ebenso kaufte zu jener Zeit die Gemahlin des jüngern Prinzen von derselben Ausstellung ihrem Gemahl ein kleines Bild — Aussicht aus einer Elbgondel nach Dresden hin — und so hatte ich jedenfalls genugsame Bürgschaft, daß man wohlmeinend und geistreich erkannte, es seien diese Productionen nothwendig aus meinem Wesen hervorgegangen und verdienten eben darum eine gewisse Pflege, wenn man einmal und überhaupt auch nach andern Seiten hin von mir größere Erfolge erwarten wollte.

Mancherlei Fremde nahmen mich übrigens noch in diesem Herbst in Anspruch. Der merkwürdigste darunter war ein lappländischer Prediger, Feldmann mit Namen, Abkömmling einer Familie, deren Ahnherrn Luther selbst an Gustav Wasa gesandt hatte, um das Wort Gottes lauter und rein in jenen Nordländern zu verkünden. Der Mann hatte sieben Jahre lang eine Pfarre in der Nähe des Nordcap verwaltet, ein Zeitraum, der selten von Predigern dort ausgehalten zu werden pflegt, der gar zu großen Entbehrungen und der Rauhigkeit des Klimas wegen, der aber, wenn er erfüllt ist, ihnen

*) Es ist späterhin, nach dem Tode des Königs, mit dem sonstigen Eigenthum der Königin-Witwe gleichfalls in das sogenannte Brühl'sche Palais gekommen.

dann auch Ansprüche auf andere bessere Versorgungen gewährt. Die Erzählungen dieses einfachen, treu und gutgesinnten Mannes, den ich mehrere Tage in meiner Familie sah, interessirten uns vielfältig. Sein Kirchspiel in den wüsten Gegenden des Nordcap war nicht viel kleiner als unser Sachsen, und die Beschreibung, wie zu Sonntagen und Kirchfesten seine Pfarrkinder durch Schnee und Nebel auf Renthierschlitten in weiten Reisen zur Kirchfahrt sich versammelten, gab die lebendigsten Bilder. Er hatte etwas mit Naturwissenschaften und, wie es dort der Pfarrer immer muß, auch mit Medicin sich beschäftigt, und selbst in diesen Feldern gab es interessante Mittheilungen. Unter anderm lernten wir von ihm, wie irrig wir das Wort Renthier gewöhnlich von Rennen ableiten, da es doch vielmehr als Ren-dier, Rein-Thier (weil es sich immer sehr glatt und reinlich hält), gedeutet werden soll u. dgl. m.; ferner gab die Geschichte der langen Tage wie der wochenlangen Nächte zu sprechen; kurz! wir hätten ihn gar gern noch länger bei uns gesehen. Andere Fremde waren Professor Weiß aus Berlin, mit dem ich einige Excursionen in den Plauenschen Grund machte und die merkwürdigen geognostischen Verhältnisse all dieser Felsen dabei zum ersten mal mir lebendiger verdeutlichte, und dann Professor Schultz ebendaher, welcher kurz vorher seine Entdeckungen über die mikroskopisch sichtbar zu machende Circulation der Säfte in mehrern Pflanzen veröffentlicht hatte, hier aber mit seiner gewohnten Lebendigkeit dafür mich zu interessiren suchte; und so kam denn der Winter unter vielerlei Thätigkeit ganz unbemerkt heran.

Leider sollte indeß gleich in den ersten Tagen des Wintermonats ein Todesfall das Königshaus betrüben, ein Fall, bei dem ich übrigens als Arzt ganz unbetheiligt blieb, da er in Leipzig sich begab, wohin König Anton mit seiner Gemahlin, nur von Kreysig als Arzt begleitetet, gegangen war. Er betraf

die Königin Thereſe, welche dort ganz unerwartet einem Schlaganfalle unterlag. In meinen Dienſtverhältniſſen, als die königliche Familie zurückgekehrt war, änderte ſich übrigens dadurch nichts. Hatte ich doch überhaupt dort in dieſem erſten Jahre irgendeinen ärztlichen Rath noch nicht zu ertheilen gehabt, denn zuvor ſchien man mich ſelbſt erſt näher kennen lernen zu wollen. Ich machte alſo fortwährend, abwechſelnd mit Franke, eine Woche um die andere, einige formelle Beſuche am Hofe, bei deren einen der gute alte königliche Herr ſelbſt mir ſagte: „Wenn Sie ein paar mal in der Woche nachſehen, ob ich noch lebe, ſo iſt's ſchon gut", und ſo behielt ich denn, außer einer ſonſt ſoviel ruhigern und ehrenvollern Stellung, für meine Arbeiten und meine ärztliche Praxis beträchtlich mehr Zeit übrig, als ich früher gehabt hatte. Einmal wöchentlich, Sonnabend von 9—12 Uhr, hatte ich Seſſion in der Landesregierung, und auch hier wußte ich vieles, da man doch immer wieder von neuen Standpunkten in menſchliches Leben hineinſah, für eigene Entwickelung auszubeuten, und ging oft von da, durch neue weitere Anſichten der Verhältniſſe bereichert, zu Hauſe.

So ſchien denn wol jetzt alles recht darauf angelegt, eine Periode ſtiller, mehr innerlicher Thätigkeit einzuleiten, und jegliche Schwankung und Unſicherheit im Aeußern abzuwenden — und doch ſollte es nicht ſo bleiben! Schon am Abend meines Geburtstags 1828 war es, daß meine Mutter mit der Dämmerung ins Zimmer trat und mir einen Brief gab, der eben von Berlin angelangt ſei. Ich öffne ihn und finde, daß man mir unter äußerſt glänzenden Bedingungen von dort den Ruf ſendet, die Profeſſur der Klinik anzunehmen. Natürlich wachten nun alle Geiſter, die mich ſchon früh zur lehrenden akademiſchen Thätigkeit drängten, mit Macht wieder auf, ja es ſchien mir faſt Feigheit, eine ſo große und weite Wirkſamkeit, wie ſie dort geboten wurde, nur ſo unbedingt

hin abzulehnen. Andererſeits fühlte ich freilich ſogleich wieder deutlich: mit dem ſtillen Forſchen im Reiche der Iſis, wie mit aller Freude an der Kunſt möchte es dann wol für immer vorbei ſein! Kurz! die Sache regte mich im höchſten Grade auf, und ich konnte mich vorderhand nicht entſchließen, eine beſtimmte Entſcheidung zu faſſen.

Bevor ich weiter gehe, muß ich übrigens ſogleich noch gedenken, daß ich bei dieſer freiern Stellung ſchon im December angefangen hatte, einem Kreiſe von Räthen, andern Geſchäftsmännern und Offizieren in dem hübſchen Saale meiner neuen Wohnung einige anthropologiſche Vorträge zu halten, und allerdings trug auch das Intereſſe, das meine Zuhörer den Gegenſtänden und mir bewieſen, ſowie die Freude, mich wieder im Lehrfache thätig zu fühlen, abermals dazu bei, mich mehr an Dresden zu feſſeln und mir eine Zuſage auf jenen berliner Vorſchlag zu erſchweren. Auf der andern Seite ließ man jedoch mich auch dort nicht ſo leicht los. Da ich zögerte, mich zu erklären, ſendete Miniſter Altenſtein meinen alten Freund, den Geheimrath Schultz ſelbſt nach Dresden, um die Unterhandlungen zu fördern. Die Profeſſur allein ſollte auf 5000 Thlr. Gehalt geſetzt werden und noch andere Vortheile wurden zugeſagt, mit Einem Wort, der Entſchluß wurde immer ſchwieriger. Auch in Dresden dagegen, als der Oberkämmerer des Königs Kenntniß von der Sache erhielt, blieb man nun nicht unthätig, auch hier wurden mir Zuſicherungen einer verbeſſerten Stellung gegeben, ein Gefühl der Dankbarkeit und eigenthümlicher Verehrung, das mich bereits dem königlichen Hauſe verpflichtet hatte, kam hinzu, kurz, ich entſchied mich endlich dafür, auch dieſen Antrag gleich den frühern abzulehnen. Schrieb damals über dieſe Ablehnung an Regis: „Ich glaube allerdings hier meinem innerſten Weſen wieder ganz conform geblieben zu ſein, und obwol ich Ihre Anſicht keineswegs theile, daß man ſoviel als möglich

dem Mitwirken am öffentlichen Staatsleben ſich entziehen müſſe, vielmehr es für die rechte Aufgabe jedes Tüchtigen halte, mit einzugreifen, und wenn auch nur ein Sandkorn damit am großen Bau der Zeiten gefördert würde, ſo glaube ich doch auch, daß man nur dann eine vollkommen tüchtige Wirkſamkeit üben könne, wenn man geiſtig möglichſt geſund, und mit Rundung entwickelt iſt, und das letztere bin ich denn allerdings überzeugt, hier weit eher als dort zu erlangen."

So blieben denn alſo wirklich vorderhand meine Verhältniſſe ungeſtört, und König Anton ehrte noch dieſe meine Entſcheidung, außer einer Gehaltserhöhung, durch Ertheilung des Ritterkreuzes unſers Verdienſtordens, eine Gnade, die freilich nicht umhin konnte, unter manchen meiner entfernten oder nähern Bekannten allerhand Neid und Gegenſtrebung auszuſäen.

So waren denn alſo auch dieſe Zweifel wieder beſeitigt und ich fing an nach und nach mich in meiner veränderten Beſtimmung mehr einzugewöhnen. Was Kunſt und Poeſie betraf, ſo habe ich aus dieſer Zeit zunächſt mancher guten muſikaliſchen Ausbeute und manches reichen Abends bei Tieck zu gedenken. In erſterer Beziehung fällt hierher mein Bekanntwerden mit den großen italieniſchen Meiſtern Paleſtrina, Durante, Leo, Vittoria und andern. Ein Heft alter Kirchengeſänge jener Periode, von Freiherrn von Tucher herausgegeben, wurde mir durch die Bemühungen des Organiſten Schneider aus todten, ſchwarzen Zeichen zu neuem Leben erweckt. Seine Chorknaben, unterſtützt durch Bergmann's trefflichen Tenor und eines andern Theaterſängers, Meyer, Baſſo, führten dieſe merkwürdigen Hymnen mit großer Tüchtigkeit bei mir einige mal auf, zu großem Genuß nicht nur der Meinigen, ſondern vieler kunſtliebender Freunde und Bekannten. War es mir doch ein neues intereſſantes Studium, in dieſe alte Kunſt mich einzuarbeiten. Ich überſetzte die lateiniſchen Kirchengeſänge

und las ſie jedesmal als Einleitung zur Aufführung vor, um zunächſt den Sinn der Sachen meinem Publicum verſtändlich zu machen; ſtudirte dann den Thibaut „Ueber Reinheit der Tonkunſt“ und fand allerdings hier in der Muſik etwas Aehnliches von dem heraus, was mir früher ſchon Dante in der Poeſie vielfach gegeben hatte. Die großen, gehaltenen Noten, der einfach würdige, in aller Strenge doch ſchöne Stil, der reine harmoniſche Satz, alles erregte meinen Geiſt im höchſten Grade und drängte mich tiefer hinein in dieſe Danteske Welt; eine Welt, in welcher ich gerade damals mit großem Vergnügen einem der beiden jungen Fürſten des königlichen Hauſes begegnet war; denn als ich einſt wieder in ſolcher Abendunterhaltung bei Prinz Johann mich befand, und im Geſpräch irgendeines großen Gedanken aus dem „Paradieſe“ erwähnte, fiel der Prinz ſogleich ein und führte die ganze Stelle im Urtexte an, was ich denn mit Recht als ein neues Band der Anziehung zwiſchen mir und dieſem Herrn betrachten durfte.

Auch Tieck konnte ich nun, bei etwas mehr Muße, mit größerer Freiheit genießen. Mit Freuden fühlte ich hier abermals einer bedeutenden Vorzeit mich zugewendet, und ſchwärmte dafür, aus ſeinem Munde Sophokles und Euripides mir näher gerückt zu erfahren. Eines Abends erinnere ich mich noch beſonders, wo Tieck die „Antigone“ ganz trefflich vorlas; alle waren wir von dem mächtigen Werke und dem ſchönen Vortrage lebhaft ergriffen, ich aber war nicht wenig frappirt, als mitten in dieſer allgemeinen Aufregung des Lobes und der Bewunderung ein junger, ebenfalls anweſender Fürſt L... mich fragte: „ob denn wol bei den Griechen ein ſo kurzes Stück einen ganzen Theaterabend ausgefüllt hätte?“ was denn glücklicherweiſe Tieck nicht hörte, deſſen Humor eine ſolche Naivetät vielfältig ausgebeutet haben möchte.

Mitten unter dergleichen heitern Lebensaufgaben überraſchte mich jetzt eine Aufforderung des Prinzen Friedrich,

ihn auf einer Reiſe durch Italien zu begleiten. Das ſchöne Land „dove il si suona", von dem ich kaum den obern Rand, und den noch unter gedrängten Verhältniſſen, hatte kennen lernen, ſo mit einem mal reich und glänzend ſich wieder aufthun zu ſehen, war mir natürlich von unſaglichem Werthe und gab meinen Beſtrebungen plötzlich einen ganz neuen Zielpunkt. Vor allem hatte ich ſofort alle Hände voll zu thun, um ein paar wichtige Aufgaben zu erfüllen, die mir noch oblagen: die eine, die Vollendung einer neuen Auflage meiner „Gynäkologie", welche als weitverbreitetes Handbuch ſo vielen Aerzten ein willkommener Führer geweſen war und ferner werden ſollte, und die andere, der Beſchluß meines großen Werks über die Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüſtes, dem ich zehn Jahre lang ein aufrichtiges und tiefgehendes Studium gewidmet hatte. Beides gelang durch angeſtrengte Thätigkeit, und gleichzeitig kam mir die engliſche Ueberſetzung meiner vergleichenden Anatomie durch T. Gore (London 1827) zu Händen, erfreute mich damals aber deshalb weniger, weil ich ſchon ernſtlich daran dachte, auch von dieſem Werke eine zweite Ausgabe zu veröffentlichen, und natürlich dann gewünſcht hätte, jener Hr. Gore möchte lieber dieſe weit vollſtändigere Arbeit, als die noch an vielen Unvollkommenheiten leidende erſte Ausgabe zur Ueberſetzung gewählt haben.

Endlich waren denn alle Vorbereitungen beendigt, alle die kleinen Scheidebriefe und Teſtamente gefertigt, mit denen der Menſch mit einem empfänglichen Herzen in dieſem flüchtigen Leben ſo vielfach ſich zu waffnen hat, und die ſchon bei ſoviel kleinern Gelegenheiten, geſchweige denn bei allen größern Auszügen zur Geltung gelangen, und ſo kam der 1. April heran, an welchem Tage ich im Gefolge des Prinzen, meines künftigen königlichen Herrn, mit Obriſthofmeiſter von Minkwitz, dem Adjutanten Obriſt von Cerrini, und den durch längern Aufenthalt früher in Italien einheimiſch geweſenen

Professor Hartmann, dessen ich oben schon als Maler gedacht habe, jene Reise antrat, welche über Wien und Venedig nach Florenz, von da nach Rom und Neapel und endlich wieder zurück nach Florenz und dann über die Schweiz nach Hause sich wendete. Mein Tagebuch darüber wurde später bei Gerhard Fleischer unter dem Titel „Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz" (2 Bde., Leipzig 1835) veröffentlicht, weshalb ich hier alles darauf Bezügliche ganz übergehen und nur beifügen darf, daß diese Reise zugleich Gelegenheit gab, die wissenschaftliche Ausbeute derselben in einer zweiten, bald nach meiner Rückkehr herausgegebenen und dem Prinzen gewidmeten Schrift zu sammeln, unter dem Titel „Analekten zur Naturwissenschaft und Heilkunde" (Dresden 1829), worin denn über den Charakter der vulkanischen Gegenden Unteritaliens, über Vegetation, Leuchtinsekten und Cicaden des Landes, sowie über Eigenthümlichkeit mancher seiner wissenschaftlichen und medicinischen Einrichtungen, Aufsätze enthalten waren, die doch hier und da manchem zugute gekommen sein mögen.

Im ganzen war diese Reise in hohem Grade gesegnet gewesen, nicht der mindeste Unfall hatte sich begeben, am 1. Mai war ich an der Seite des Prinzen im offenen vierspännigen Wagen, umgeben von päpstlichen Dragonern, in Rom eingefahren, und hatte noch am selbigen Abend das Colosseum im Mondlicht durchwandert, Neapel, Pompeji, der Vesuv und Pästum waren glücklich erreicht, in Florenz war dann noch ein längerer Aufenthalt gemacht worden, und nach durchzogener Schweiz führte uns endlich der 9. Aug., derselbe Tag, an welchem nach 16 Jahren wir ebenso glücklich von England zurückkehren, und der doch gerade, noch zehn Jahre später, zum Todestage dieses trefflichen Königs werden sollte, wohlbehalten in die Arme der Unserigen zurück. Ein eigenes und schönes Gefühl war es mir gewesen, in Florenz

von Goethe die Antwort auf mein Schreiben, mit welchem ich ihm noch vor der Abreise das Werk über die Ur-Theile des Knochengerüstes zugesendet hatte, und den Dank für dieses Werk, zu erhalten. Habe ich irgend von Mitlebenden für diese mühevolle große Arbeit einer wohlthuenden und reinen Entgegnung mich zu freuen gehabt, so war es diese, und ich darf auch diese Worte hier nochmals wiederholen, da der Ort und ihre eigene Schönheit in so hohem Grade es rechtfertigen. Unter dem 8. Juli nämlich hatte er von Weimar geschrieben:

„Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Widerfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drei Elementen beobachtet, und ihre geheim-gemeinsamen Bildungsgesetze geahnet hat, aber, auf sein nothwendigstes Ruder-, Segel- und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und schaut nun zuletzt, daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus Einfachstem ins Unendliche vermannichfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben, und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich gethan sei. Wie sehr findet er Ursache verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht, und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht sagen, denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber schon auf das vollkommenste erhebt und befriedigt.

Mit den treuesten Wünschen und Grüßen folge dem würdigen Naturforscher gegenwärtiges Blatt, und wo es ihn trifft, sei es Zeuge meines Danks und meiner Segnungen.

Und so fortan treu theilnehmend
J. W. Goethe."

Bin ich aber einmal dabei, der Anerkennung zu gedenken, welche diese große Arbeit hier und da fand, so muß ich doch

auch ein mit obigem Briefe faſt gleichzeitiges Dankſchreiben von Alexander von Humboldt erwähnen, welches mir ſeinen Beifall in nachſtehender Weiſe ausdrückte: „Potsdam, 15. Juni 1828. Seit fünf Tagen beſitze ich durch die Güte des Geheimrath Schulze Ihre herrliche Schrift über den Knochenbau, und ſeit fünf Tagen bin ich ununterbrochen damit beſchäftigt. Lange hat mich nichts ſo bewegt als Ihre großartigen Anſichten der Natur.... Meine ſchönſten Hoffnungen, Sie für den hieſigen Staat zu erwerben, ſind leider nicht erfüllt worden. Ich fühle bei Erſcheinung dieſer Ihrer letzten Arbeit doppelt, was wir entbehren, aber ... ich glaube an die Einheit unſers deutſchen Vaterlandes und das geiſtige Beſtreben der Menſchen, die (wie Sie und ich) den Wiſſenſchaften leben, und die Freuden, welche die Intelligenz gewähren kann, jeder andern vorziehen.... Wie angenehm wäre uns Ihre mündliche Belehrung, wenn Sie uns zur Geſellſchaft der Naturforſcher mit Ihrer Anweſenheit beehrten u. ſ. w.“

Wichtig iſt es übrigens für jene italieniſche Reiſe, hier noch zugleich einer andern Perſönlichkeit zu gedenken, welcher dieſe Reiſe, und namentlich der längere Aufenthalt in Florenz, mich nahe gebracht hat, und welche nicht ohne Einfluß auf mein weiteres Leben geblieben iſt, es war dies die des Großherzogs von Toscana, Leopold II., Gemahl der Schweſter unſers Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich Auguſt, mit welchem er ſelbſt übrigens in gleichem Lebensjahre ſtand. Außerdem, daß allgemein anerkannt war, mit wie viel Sinn für Landesverbeſſerung und Förderung von Wiſſenſchaft und Kunſt der Großherzog die Zügel ſeines Regiments führte, lag damals etwas jugendlich Strebendes in ihm, das mich, den er mit ſo viel Güte und Wohlwollen aufnahm, mit beſonderer Neigung erfüllt hatte. Beſſer als alles andere wird dieſes Verhältniß ein Brief zeichnen, den ich einige Monate

nach meiner Rückkehr von ihm erhielt. Die Veranlassung dazu war, daß ich, der schon in Florenz mit schönen literarischen Gaben von ihm überhäuft wurde *), ihm meinen Plan zum Inferno des Dante und ein Verzeichniß ophthalmiatrischer Schriften gesendet hatte, welches letztere, da gerade damals unter der Besatzung von Livorno die ägyptische Augenentzündung herrschte, von ihm besonders gewünscht worden war. Aus Poggio Cajano unter dem 4. Oct. schrieb er daher:

„Wertheſter Carus! Ihren Brief, das schöne Werk, den Plan zu Dante's Hölle, und das Verzeichniß der Bücher über die Augenkrankheiten, habe ich richtig erhalten und danke aufrichtigſt dafür. Dies alles werde ich aufbewahren als ein Andenken eines Mannes, dem, wenn man ihn kennen lernt, man Schätzung nicht verſagen kann, als dem, der ſich aus ſeinem Eignen geſchaffen hat, der tief gefühlt, gründlich nachgedacht und ernſtlich gewollt hat. Es war für mich merkwürdig, in Umgang mit Ihnen zu treten, ich habe mehreres gelernt und der Verkehr einiger Ideen hat die meinen aufgeklärt. Eifriges Streben, und die Freude für das Wahre und Innere des Menſchen fanden wir immer vor, und ich theilte mit Ihnen gern meine Ideen und Gefühle. Wenn etwas aus dieſem Lande könnte für Sie, für Ihre Studien erwünſcht ſein, bitte ich es mir zu ſagen, ich werde ſehr gern es Ihnen verſchaffen. Ich bitte, mich immer zu glauben

Ihren wohlaffectionirten Leopold."

Bald nachdem die Unruhe der Rückkehr ſich beſchwichtigt hatte, zogen wir nach Pillnitz. Es war nämlich bei Hofe damals hergebracht, daß während des ganzen Aufenthalts der

*) Ich verdankte ihm die koloſſale colorirte Anatomie des Mascagni, und ein in den Werkſtätten des Palaſtes Pitti ſelbſt gedrucktes und gebundenes Prachtexemplar der Werke des Cosmus des Mediceers, in vier Bänden.

königlichen Familie auf dem Lande ſtets einer der drei Leibärzte gleichfalls dort Wohnung nahm, und an mich kam denn in dieſem Jahre zum erſten mal die Reihe. Das Zimmer des Schloſſes, das ich in dieſem und vielen der folgenden Sommer bewohnte, hatte eine reizende Ausſicht auf die breite Elbe und die reichbelaubte Inſel auf ihr. Die Reinheit der Luft, die Stille des Orts, das Rauſchen des Waſſers, die Klarheit der Fernen, ſie waren ſo recht geeignet, meinen Gedanken zu geſtatten, noch um alle die kurz zuvor geſehenen Schönheiten zu ſchweifen. Ich ſchrieb dort meine Tagebücher, ordnete meine Zeichnungen, lebte mittags und abends mit den Meinigen, welche im Dorfe ein leidliches Unterkommen gefunden hatten, und unter vielfachen Erzählungen und Beſprechungen durchſtrichen wir denn auch wol die anmuthigen Hügel und Thäler um Pillnitz, welche ſchon in dieſem Jahre mir lieb wurden und künftig mir immer lieber werden ſollten.

In jenen Jahren war auch auf dem Schloſſe mit Decorirung des feſtlichen Speiſeſaales und der neugebauten Hofkapelle Profeſſor Vogel beſchäftigt, Sohn des Malers Vogel, deſſen Kinderköpfe und Kindergruppen einen ſehr ausgebreiteten Ruf bekommen hatten. Wir wurden bald bekannt, und iſt uns derſelbe lange Jahre ein treutheilnehmender Freund geblieben. Man weiß, daß die Kunſt ihm eine große Sammlung zum Theil trefflich gezeichneter Köpfe irgend bekannter oder berühmter, namentlich für Kunſt ſich intereſſirender Zeitgenoſſen verdankt, und es hat derſelbe denn damals auch einen ſauber gezeichneten Kopf nach mir vollendet, welcher ſich in einem der erſten Bände dieſer bedeutenden, jetzt der königlichen Kupferſtich- und Handzeichnungsgalerie anheimgefallenen Sammlung befindet. Auch er war viel in Italien geweſen, und alles dies gab, wie meine eigenen Kunſtbeſtrebungen, manche Gelegenheit zu näherm Verkehr. Nebenbei ſahen wir übrigens mitunter in einem leichtgebauten

Hauſe der innern königlichen Gärten*) Komödien und kleine Opern aufführen, wozu jedesmal die Familien der irgend dem Hofe näher ſtehenden Perſonen eingeladen wurden, und auch ein ſolcher kleiner Ueberreſt jener frühern glänzenden ländlichen Hoffeſte, welche den ſächſiſchen Hof ſonſt auszeichneten, war mir durch manche Eigenthümlichkeit intereſſant. Kurz, dieſe ganze Villeggiatura, die ich hier zum erſten mal ſo miterlebte, war mir eine neue merkwürdige Erfahrung, und ich, der ich bisher faſt immerfort, in der unausgeſetzteſten Weiſe, nur in Mühe und Arbeit eingetaucht geweſen war, fand mich hier in eine angenehme Muße verſetzt, die mir denn zwar ſpäter auch wieder zu vielfachen geiſtigen Arbeiten die alleinige Möglichkeit geboten hat, zu jener Zeit aber um ſo angenehmer mir erſcheinen mußte, weil ſie durch lange vorausgegangene Entbehrungen und Mühſal gehoben wurde.

Und ſo hatte denn dieſe Reiſe allerdings einen eigenen Abſchnitt in meinem Leben beendet! Die vielfältigen Berührungen mit fürſtlichen Perſonen, wie ſo viele ganz neue und weitſchichtigere Oertlichkeiten, hatten mich das Leben von einer weitern und breitern Seite nehmen laſſen, manches jugendliche Unreife hatte ſich dabei mehr ausgeglichen, aber mit mancher Luſt des Lebens war auch mancher Ernſt mir näher getreten, und indem ich nach vielen Richtungen hin den Schein vom Sein mehr unterſcheiden lernte, mußten nothwendig zugleich manche Betrachtungen ſich ergeben, welche nach und nach es vorbereiteten, daß ſpäterhin die Richtung meines wiſſenſchaftlichen Strebens mehr und mehr auf die Erforſchung unſerer geiſtigen Beſitzthümer ſich wendete, da ſie in der vorhergehenden Reihe von Jahren doch eigentlich hauptſächlich den Reichen leiblicher Bildung und praktiſcher Thätigkeit zugekehrt geweſen war.

*) Es war eigentlich das Haus, in welchem in den Wintermonaten die Orangerie aufbewahrt wurde.

Im Anfang October kehrte der Hof und ich mit ihm, nach der Stadt zurück, und nun ging ich ernster daran, auch die wissenschaftliche Ausbeute jener Reise zu bergen. Das erste Zeichen hiervon war eine bald nachher gehaltene Vorlesung in einer feierlichen öffentlichen Sitzung der nun zehn Jahre bestehenden Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, welcher auch der Prinz Friedrich beiwohnte; sie handelte von den vulkanischen Phänomenen Unteritaliens und der eigenthümlichen Physiognomie vulkanischer Gegenden in geologischer und landschaftlicher Beziehung.*) Sie wurde mit viel Theilnahme aufgenommen und ihr guter Erfolg regte mich an, jetzt auch andere mitgebrachte Materialien für die projectirten Analekten zu bearbeiten.

Unsere Abendlektüre versammelte uns nun bei den kürzern Tagen wieder zeitig um die gesellige Lampe, und zunächst nahm Ehrenberg's damals eben erschienene Reise in Aegypten mich vielfältig in Anspruch. Der Verfasser ist so ganz Naturforscher, daß eigentlich nur das Allerprägnanteste anderer Erscheinung ihm gleichsam unwillkürlich eine Theilnahme abzwingt, während sonst das meiste, was andere oft mit großem Wortreichthum zu schildern versuchen, wenn es seine Studien nicht unmittelbar berührt, ihn unbedingt kalt läßt. Erinnere ich mich doch, daß er späterhin mir selbst erwiderte, als ich ihn nach dem Eindrucke frug, welchen die alten Tempel doch in ihrer ungeheuern Mächtigkeit auf ihn gemacht haben müßten: „Ach! die habe ich wenig beachtet, es mußten ja hauptsächlich Fledermäuse darin gefangen werden!“ Wenn indeß gerade einem solchen nun doch gewisse Naturempfindungen so über den Kopf wachsen, daß er sie nicht verbergen kann, dann wirkt ihre Darstellung auch immer so viel kräftiger. In dieser Weise finden sich allerdings dort manche Wüstenbilder, die auf kein

*) Im Eingange der erwähnten Analekten abgedruckt.

empfängliches Gemüth ihre Wirkung verfehlen werden, und ich darf ſagen, daß mir z. B. altteſtamentariſches Leben der Patriarchen kaum jemals ſo gegenſtändlich erſchienen iſt als bei einer Stelle, wo er in der Wüſte eine kleine Beduinenfamilie mit großen Heerden findet und beſchreibt, wo er erzählt, wie ihre ganze Exiſtenz ſo an einen einzigen Brunnen geknüpft iſt u. ſ. w. Ebenſo trat mir dann auch die Weite und Leere jener Wüſtenflächen nie ſo deutlich vor die Seele als bei ſeiner Schilderung des heiligen Käfers, der in der Nacht oft jene ſonderbare Kugel wälzt, in der er ſeine Brut verborgen, und deren leiſes Rollen dann wunderbar durch die dunkle Stille tönt. Kurz! kaum heimgekehrt von eigener Reiſe, reiſte ich ſo wieder im Geiſte weiter. — Auch Waſhington Irving's Columbus ging in jenen Abenden an uns vorüber, und die ungeheuere Zähigkeit dieſes Charakters im Feſthalten ſeines Planes gab ebenfalls Gelegenheit über das Seltſame und Geheimnißvolle in der Beſtimmung des Menſchen langen Gedankenzügen nachzuhängen.

Eine neue Erfahrung gab es ferner im Laufe des beginnenden Winters, indem Friedrich Schlegel nach Dresden gekommen war und Vorleſungen hielt über eine Philoſophie, welche Er, dem es beſonders um Ausbreitung des katholiſchen Glaubens zu thun war, gänzlich im Sinne dieſer Richtung entworfen und durchgeführt hatte. Ich ſchrieb damals darüber: „Ich höre dieſe Vorleſungen, weniger aus urſprünglichem Intereſſe, und mehr als Mitglied der Naturae Curiosorum, mit an, indem ich ſie weſentlich als einen Spiegel der Zeit betrachte. Es verfließen da manche ganz ſinnvolle, ja tiefe Gedanken mit vielen unreifen, unklaren und höchſt willkürlichen Annahmen, ſodaß das zahlreiche Publikum, welches die Vornehmſten außerhalb des Hofes umfaßt, und zur Hälfte aus Damen beſteht, oft wunderlich genug dreinſieht.“ — Er war viel mit Tieck, welcher, auch in dieſem Herbſte erſt aus

der Schweiz zurückgekommen, ſeinen Salon wieder regelmäßig geöffnet hatte, und vielerlei Schönes und ſchön las. Natürlich gab die Anweſenheit Schlegel's manchem dieſer Abende einen eigenen pointirt ultramontanen Beiſchmack, ſodaß ich ſelten oder gar nicht mich dort einfand. Eine Zuflucht im Kloſter nach einem vielbewegten, vielgequälten Leben, gleich dem eines Taſſo, über deſſen letzte Zelle in San-Onofrio zu Rom die guten Mönche geſchrieben hatten: „Sera malorum Pausa", das konnte ich wol recht verſtehen, aber für den modernen Katholicismus eines Friedrich Schlegel ging mir der Sinn ganz und gar ab.

Das Jahr 1829 eröffnete ſich mir mit meinem vierzigſten Geburtstage ſehr muſikaliſch, und hat mir überhaupt in dieſer feinen Kunſt manchen beſondern Genuß gebracht. Wunderbar genug! Wie ich doch in meinem Leben immer jemand finden und haben mußte, der meiſtens aus Freude an meiner Freude daran mit ſolchen Liebeswerken mich erquickte! Viel Treffliches iſt mir von jeher nur auf dieſe Weiſe zugute gekommen, und ſo darf ich es unfehlbar nur ein geringes Verdienſt nennen, wenn nach und nach ſich mein Ohr und Geiſt mehr und mehr für reinere Erkenntniß und Verſtändniß der Muſik ausbilden konnte. Für diesmal war es die „Zauberflöte" Mozart's, die die mehrfach genannten muſikaliſchen Freunde abends am Flügel mit großer Vollkommenheit aufführten; und in Wahrheit! Eine ſolche Aufführung, die an ſich immer ein beſonderer Prüfſtein des Echten und Tüchtigen in der Muſik bleibt, iſt bei Werken gleich dieſem, wo auf der Bühne ſo viel Abſurdes im Dialog mit in Kauf genommen werden muß, ganz vorzüglich geeignet, den Reichthum und die Schönheit des Ganzen vollkommen zum Verſtändniß zu bringen.

Wirklich ging mir die Größe dieſes Werks erſt von hier an immer mehr auf! und iſt es nicht in mancher Beziehung die merkwürdigſte aller Schöpfungen dieſes Außerordentlichen! — In der geſammten Muſik des hier vorgeführten Prieſterthums (welches eigentlich keins iſt, ſondern einen Bund der Weisheit, der Philoſophie, bedeuten ſoll) iſt eine Tonart angeſchlagen, die bis dahin noch niemand gehört hatte, und der auch ſeitdem nichts anderes gleichgekommen iſt; eine Tonart, die ſich zur Kirchenmuſik genau ſo verhält, wie ſich verhält Philoſophie zur Religion, oder Wiſſenſchaft zum Chriſtenthum. Sie haben beide Schönheit und Größe und Wahrheit gemein, und ſind doch jegliche ſo eigenthümlich. Ein drittes dieſer Art hat vielleicht ſoviel ſpäterhin nur Mendelsſohn geleiſtet, in den großartigen Chören der Prieſter ſeiner Goethe'ſchen „Walpurgisnacht", als deren Geſammtcharakter nun wieder zwiſchen Saraſtro und Kirchenmelodie gerade ſo ſteht, wie eine reine Naturreligion ſtehen müßte zwiſchen Wiſſenſchaft und Chriſtenglauben.

Manches andere wichtig Muſikaliſche ſchloß dann in den folgenden Monaten noch jenem Mozart'ſchen Studium ſich an. Zunächſt um Oſtern, in dem um dieſe Zeit durch den Kapellmeiſter der Italieniſchen Oper, Morlacchi, eingeführten großen Concerte des Palmſonntags, wo ich Pergoleſi in ſeinem „Stabat mater" kennen lernte, und ſpäterhin dann in der ſeltſamen und doch eigenthümlich großen Erſcheinung Paganini's. — Schon in dem erſten jener Palmſonntagsconcerte, welches ich 1828 unmittelbar vor meiner italieniſchen Reiſe hörte, war mir im „Judas Makkabäus" von Händel eine Muſik aufgegangen, von der ich damals ſchrieb: „Wie wenn jemand Berge zwar geſehen, aber Alpen nicht, und nun kommt er in die echten Alpenregionen, und fühlt jetzt eine bisher in ihm nur ſchlummernde Vorſtellung zu lebendiger Anſchauung erwacht, ſo iſt es mir geweſen bei dem gewaltigen, durch-

aus alpenhaften Charakter dieſer Händel'ſchen Muſik! Wieder ein ganz anderer Genius als Mozart, und doch auch ſo außerordentlich ſchön! — ein Michel Angelo neben Rafael!" Indeß auch Pergoleſi war mir merkwürdig! Dieſer Geſang von den Marien unter dem Kreuze, ſo rein und klar, nur von Saiteninſtrumenten begleitet, von zwei italieniſchen Sängerinnen, einer Alt- und Discantſtimme, ſchön vorgetragen; es war eine durchaus katholiſche, vollkommen klöſterliche Muſik, aber in dieſem Sinne denn auch außerordentlich vollendet.

Was aber ſoll ich endlich von Paganini ſagen, der um dieſe Zeit mehrmals in Dresden auftrat! Dieſe verwunderſame Erſcheinung! Dies blaſſe, ſteife Geſicht, wie das abgehauene Johanneshaupt in der Schüſſel der Herodias! und dabei doch ein wühlendes, tief innerliches Feuer! Es lag etwas Dämoniſches auf dem Menſchen! Aber nie hatte ich zuvor eine ſo klare Tonbildung gehört, gegen alle andere kam ſie mir vor, wie volles italieniſches Sonnenlicht gegen deutſches, und ebendeshalb konnte man nicht los von ihm! Spielte er gute Compoſitionen (worunter doch gar manche ſeiner eigenen allerdings gehörten), ſo war die Freude an ſolcher Tonbildung hinreißend, wurde auch wol durch manche humoriſtiſche, nur von der ungeheuerſten Fertigkeit eingegebene Bizarrerie erhöht. Mitunter freilich verlor er ſich in die widrigſten Parforcetouren, und nur die ſichere, überall durchleuchtende Genialität machte zuletzt auch dieſe erträglich. Er war damals 45 Jahre alt, ich habe ihn ſpäter nicht wieder gehört.

II.

Während nun so also manches um mich her von außen erklang, ging das innere Arbeiten an der Ausbeute meiner italienischen Reise immer weiter vorwärts, und zugleich fingen sich die ersten Gedanken zu concentriren an um eine Aufgabe, die ihrer vollen Entwickelung doch erst gegen 16 Jahre später entgegengehen sollte. Folgende Briefstelle schon vom 6. Jan. 1829 gibt davon Zeugniß: „Mir schwebt jetzt zuweilen der Entwurf einer Arbeit vor, welche ich wol nach und nach durchzuführen und ins Werk zu setzen suchen möchte, nämlich, nachdem ich mit so vielfältigen Entwickelungsgeschichten und Metamorphosen mich herumgeschlagen habe, einmal die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Seele recht einfach und klar zu verfolgen, zu beginnen mit der

> Anima semplicetta, che sa nulla,
> Salvo che mossa da lieto fattore
> Volentier torna à ciò che la trastulla *)

und nun alle den mancherlei Wurzel-, Stengel-, Kelch- und Blumenblättern dieses wundersamen Gewächses nachzugehen, auch die Abwege, welche diese Vegetation nehmen kann, zu zeigen, zumeist aber die Bedeutung seiner eigentlich höchsten

*) Divin. Commed., Purgat. CXVI, 89.

Richtung nachzuweiſen.“ Die Vorleſungen über Pſychologie, die ich im folgenden Jahre hielt, endlich aber die Vollendung meiner „Pſyche“ (1846) bildeten die Spitze einer Pyramide, deren Baſis in den obigen Worten eigentlich zuerſt dargelegt worden iſt.

Was äußere Lebensvorgänge betrifft, ſo muß ich bemerken, daß im März der Antrag, nach Berlin zu gehen, doch noch einmal ſich wiederholte. Elias von Siebold war geſtorben, welcher dort die geburtshülfliche Klinik zuerſt höhern Anforderungen gemäß gegründet hatte, und vielleicht hoffte man, daß die ältere Neigung gerade zu dieſem Fach mich ſtärker ziehen könnte als der ein Jahr zuvor mir gemachte Antrag, die therapeutiſche Klinik zu übernehmen. Ich ſchrieb indeß diesmal ſogleich an Schultz: „nähme ich dieſe Stelle an, ſo würde ich mir wol vorkommen wie ein Ulyſſes, der eines zurückgelaſſenen Gürtels wegen wieder in die Höhle des Cyklopen zurückkehen wollte“, und ſo blieb alles beim alten, ich war in gewohnter Weiſe thätig, meine ärztliche Wirkſamkeit war eine ſehr ausgebreitete, mit meiner Geſundheit konnte ich zufrieden ſein, und doch kamen mitunter wieder ſchwermüthige, trübe Stimmungen, von denen ich in Briefen jener Zeit manche Spuren finde, und über welche ich mir damals wol ſelbſt nicht vollkommene Rechenſchaft zu geben im Stande war. Ueberſehe ich jetzt dergleichen Perioden im ganzen und großen, ſo ſcheinen ſie mir größtentheils eine Art von Entwickelungskrankheit zu ſein. Sobald nämlich eine neue Richtung innerer Thätigkeit ſich Bahn brechen ſollte, ſobald Gedanken und Gefühle in mir aufſtiegen, die noch nicht in Wort oder Bild ſich recht kundgeben wollten, dann legte ſich nicht ſelten, wie bei Witterungsänderungen über die Atmoſphäre, ein Nebel über die Welt meiner Vorſtellungen, und verzog ſich erſt dann, wenn die Eiſen wieder im Feuer lagen und der Geiſt zu neuen Flügen wieder ſeine Schwingen ausbreitete.

Daß übrigens die Uebung der Kunst noch immer kräftig mitwirkte, um solche momentane Trübungen zu zerstreuen, mag man wol glauben, wenn man diesen meinen Entwickelungsgang überhaupt im Auge behalten hat. Schrieb auch davon einmal: „Sie sehen hieraus, daß wenn ich in dem Strome der Thätigkeit um Kranke, welcher von Strecke zu Strecke stärker und reißender wird, nicht untergehe, sondern mich rührig oben halte, die Schwimmblase der Poesie daran ihren guten Antheil hat. Haben Sie indeß in meinen anatomischen Grundzügen *) vielleicht gelesen, daß dem Fische die Schwimmblase allein nichts zum Schwimmen hilft, und daß er doch rettungslos das Unterste zu oberst kehren und verderben muß, wenn er nicht auch die Flossen kräftig rudernd bewegt (wie Beobachtungen an Fischen zeigten, denen man die Flossen abgeschnitten hatte), so können Sie wohl denken, daß auch jene poetische Schwimmblase stets durch angemessene Gliederregung unterstützt sein will, und daß, gerade für meine Individualität, es die edle Malerkunst ist, welche diese Unterstützung ihr gewährt." — Und so waren mir denn in diesem Sommer wirklich wieder einige gute Erinnerungen an Italien aus der Leinwand hervorgewachsen und hatten dabei wohlthätig auf mich zurück-

---

*) Diese Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie (Dresden, Hilscher, 1828) waren ein kleines Werk und Theil einer wissenschaftlichen Taschenbibliothek, ein Büchlein, welches ich nur auf lebhaftes Drängen des Verlegers noch vor meiner italienischen Reise, und zwar geradezu dictirend verfaßt hatte. Neuerlich (1864) sollte davon in Leipzig eine neue vervollständigte und verbesserte Ausgabe gemacht werden, zu einer Zeit, wo ich das Ganze längst vergessen glaubte und auch selbst die neue Bearbeitung nicht hätte übernehmen können; es schien doch, man hatte gefühlt, daß es in dieser Wissenschaft sehr an einem Buche fehle, welches in präciser, lebendiger Form die großen Beziehungen der Formenentwickelung festhalte und dadurch das Geisttödtende blos descriptiver Anatomie vermeide. Vielleicht wirkt es also einst in dieser Richtung auch fernerhin weiter.

gewirkt. Indeß auch andere Muſen hatten nun ihre Segnungen nicht verſagt. So z. B. erregte es mich im hohen Grade, Goethe's „Fauſt" jetzt zum erſten mal auf der Bühne zu ſehen. Ich ſchrieb zwar damals über den Schauſpieler, welcher die Titelrolle gab:

„Armſeliger Fauſt, ich kenne dich nicht mehr";

und von welchem andern hätte ich ſpäterhin nicht mehr oder weniger immer daſſelbe wieder ſagen müſſen, da nun einmal überhaupt kein Geiſt aus dieſen Regionen ſolcher Aufgabe gewachſen ſein kann und wird, aber in dem Ganzen lag an jenem Abend doch eine große Begeiſterung! Es war aber Goethe's achtzigſter Geburtstag, der Dichter ſelbſt lebte noch, Tieck hatte die Veranlaſſung zur Aufführung gegeben und dafür einen ſchönen, von innerlicher Erwärmung dictirten Prolog geſchrieben; das Publikum verhielt ſich durchaus anerkennend und lebendig, kurz, es gab doch die Erſcheinung jenes Fleiſchwerdens der Dichtung, was eben nur von der Bühne gewährt werden kann, und in dieſem Sinne fühlte dann auch ich mich dadurch gehoben und erfriſcht. Nicht ganz im gleichen Maße hatte mich der „Fidelio" Beethoven's bewegt, das Mozart'ſche Element war noch zu mächtig in mir, und ich drückte mich daher damals über dieſe dramatiſche Muſik in der Weiſe aus: „Beethoven hat für mich noch eine Schwerkraft, die ihn zu feſt an die Erde bindet, als daß ich ihn in dieſer Beziehung den ganz vollkommenen Muſiker nennen könnte! Von einem ſolchen nämlich verlange ich, wie die Hindus von ihren heiligſten Brahminen, daß er in der Luft ſitzen, ja daß er, dort ſchwebend, den Hörer ſelbſt zu ſich mit hinaufziehen könne." — So damals! Späterhin freilich erkannte ich wohl, daß er, namentlich in ſeinen Symphonien, ſich genugſam als ein ſolcher Brahmine bewährt hat! Aber, wie geſagt, Mozart war mir in jener Periode alles! ſelbſt im Kreiſe der Meinigen wurde ich faſt nur mit ſeiner

Musik genährt, da unter Leitung eines tüchtigen Künstlers in meinen beiden ältern Töchtern ein Talent sich entwickelte, welches mir in zwei- und vierhändigen Ausführungen am Flügel manchen Genuß gab, und zum Studium vieler Einzelheiten der Compositionen führte. Selbst jener Künstler, C. Krägen mit Namen, und noch bis in späte Jahre als treuer Freund des Hauses vielfach um uns verdient, war ein aufrichtiger Bewunderer und Kenner meines Idols und als solcher stets bemüht, ihn auch mir von immer neuen Seiten heranzuführen. So konnte ich denn mitunter gegen alles andere geradezu ungerecht werden, und Weber z. B., dessen Werke mich doch noch oft genug entzücken sollten, erschien mir dann vollkommen krankhaft (wovon übrigens viele seiner spätern Sachen doch auch nie ganz freigesprochen werden können) und höchstens rechnete ich ihn unter die „interessanten Kranken", deren denn allerdings mir auch einige sehr ausgezeichnete vorgekommen sind.

Dabei beschäftigte mich außerdem zugleich höchlich das eben herausgekommene dickleibige Buch von Nissen über Mozart selbst. Welch merkwürdige Entwickelungsgeschichte dieses Geistes! wie dies Wunderkind so aus lauter Liebe von Vater und Mutter und Schwester hervorgeht! und wie schnell dann dieser Genius reift! Dies alles kam meiner Liebe zu ihm so recht gelegen und war mir überdies im allgemeinen wichtig für den oben schon aufgeführten Gedanken, nach und nach eine Geschichte der Seele zu bearbeiten, zu deren Material ich dann freilich überall und immerfort sammeln mußte.

Was sonst nächst alle diesem mein Leben betraf, so floß es in diesem Jahre ganz einfach und still dahin. Wir brachten diesmal den Frühling mit dem Hofe in Pillnitz zu, und dankbar für manche erquickliche Luft und Lichtwelle, die mich dort umspielte, und dankbar auch für manchen schönen Morgen-, Mittag- und Abendspaziergang, zogen wir im Juni

wieder herein! Der Ort wurde uns immer lieber. In der Stadt ging das einzige Schwere, was in jener Zeit zuweilen mich drückte, von ein paar Freunden aus, die mir als Menschen auch lange sehr lieb gewesen waren, aber zu denen nun doch das stets fortrückende, immer leise umstellende und umgestaltende Leben nach und nach die Verhältnisse völlig verschoben hatte.

Ich widme hier diesen Dingen noch einige Worte, weil sie eine gewisse allgemeine Bedeutung haben, und in anderer Beziehung tausendfältig im Leben sich wiederholen, sodaß es vielleicht manchem gut sein mag, an dergleichen zu denken, um im eigenen Dasein nicht zu hart überrascht zu werden, wenn auch ihm einmal irgend Aehnliches sich begibt: Der erste dieser Freunde war Friedrich. In seiner eigenthümlichen, immer dunkeln und oft harten Gemüthsart hatten, offenbar als Vorläufer eines Hirnleidens, dem er auch später unterlag, gewisse fixe Ideen sich entwickelt, welche anfingen, seine häusliche Existenz vollständig zu untergraben. Mistrauisch wie er war, quälte er sich und die Seinigen mit Vorstellungen von der Untreue seiner Frau, die ganz aus der Luft gegriffen waren, dessenungeachtet aber hinreichten, ihn ganz zu absorbiren. Anfälle von roher Härte gegen die Seinigen blieben nicht aus, ich machte ihm die ernstesten Vorstellungen darüber, suchte auch als Arzt einzuwirken, aber alles vergebens, und so wurde denn natürlich dadurch auch mein Verhältniß zu ihm gestört, ich kam fast nicht mehr zu ihm, bis späterhin, nachdem er vom Schlage gelähmt wurde, um ihm noch nach Kräften nützlich zu sein, verlor aber doch immer einen bedeutenden und mir in jeder Beziehung werthen Umgang.

Der andere war Dietz, der schon mehrerwähnte Zeichner, später auch als Kupferstecher für mich beschäftigt, ein Mann, dessen eigen scharfe und originelle Natur mir in früher Zeit mehrfach förderlich gewesen war, und dem ich dafür manche

Jahre im Leben fortgeholfen, ihn mit nach Italien genommen, nach Dresden gezogen, ja zuletzt großentheils erhalten hatte. Nun bleibt sich aber keine Individualität, und eine solche am wenigsten, durchaus gleich. Charaktere dieser Art werden nach und nach schroff und starr, oft genug geradezu krank, nämlich geisteskrank, von Phantasien gequält und durch Einbildungen der verschiedensten Form sich und andern zur Last. Mit großer Geduld trug ich vieles und lange, denn dergleichen alte Verhältnisse verwachsen zuletzt so mit uns, daß wir Dinge jahrelang mit uns herumschleppen, welche man augenblicklich abwerfen würde, wären sie neu an uns herangetreten; so ich auch hier! Endlich ging es aber doch nicht länger; mitten in der Familie brachen einst seine Hallucinationen in einer Weise hervor, daß eine Trennung sofort unerlaßlich wurde, und, obwol ich immer noch im stillen für ihn besorgt blieb, mußte ich denn auch in dieser Beziehung Verhältnisse aufgeben, aus welchen mir früherhin entschieden so manche Anregung zu geistigem Wachsthum und frischer Thätigkeit sich ergeben hatte. An Vorgängen dieser Art wurde es mir zum ersten mal recht deutlich, wie der Lebensgang des Menschen, welcher anfänglich gewöhnlich die Bestimmung hat, aus enger Beschränkung in möglichste Mannichfaltigkeit und Vielfachheit der Verhältnisse zu leiten, späterhin wieder so gar sehr gegen die Einsamkeit zurückdeutet, ja immer mehr und mehr uns endlich vereinsamt; freilich damit auch uns eindringlich ermahnend, die einzelnen Geister, die wir wirklich als tief innerlich verwandte erkannt haben, dann um so gewaltiger festzuhalten.

Glücklicherweise blieb mir in jener Zeit nicht viel Muße, dergleichen trüben Betrachtungen lange nachzuhängen, denn ein neues Unternehmen drängte auf mich ein und spannte meine Thätigkeit in ganz ungewöhnlicher Weise: es waren die Vorlesungen über Psychologie, die ich im Winter 1829—30

vor einem großen Kreiſe von Zuhörern zu halten mich veranlaßt ſah. Die Aufgabe war eine der ſchwierigſten! vielleicht hatte Dresden noch nie für ſolche Zwecke eine Verſammlung dieſer Art geſehen, und wird ſie auch in der Weiſe ſchwerlich ſobald wiederſehen. Man ſah da in meinem angenehm eingerichteten, mit manchem hübſchen Bilde gezierten Salon, die beiden Prinzen Friedrich und Johann (auch der Kronprinz von Preußen fand einſt als Gaſt ſich ein), mehrere Miniſter, Generale, den Oberhofprediger von Ammon, manche Räthe, Gelehrte und Aerzte, auch mehrere Damen, kurz! es drängten die Zuhörer ſich ſo, daß noch ein Nebenzimmer geöffnet werden mußte, und zugleich hatte ich die Freude zu gewahren, daß der Eifer der Zuhörer ſtets zunahm, und von den etwa zwanzig Vorleſungen, die ſich vom December bis zum März vertheilten (da immer nur eine bis zwei wöchentlich gehalten werden konnten), die letzten ebenſo emſig wie die erſten beſucht wurden. Natürlich war von mir alles aufgeboten, den Stoff ſo tüchtig und reichlich als möglich auszubeuten. Ich ſtand in dieſem Winter, trotz der Kälte und trotz aller täglichen Anſtrengungen meines ärztlichen Berufs ſtets früh um 4 Uhr auf, und mit rührender Sorgfalt erſchien ſchon in ſo früher Morgenſtunde bei mir mein gutes Mutterchen, welche es ſich nicht nehmen ließ, für erſte Erwärmung des Zimmers und den Frühkaffee ſelbſt zu ſorgen, und ſo arbeitete ich denn jede Vorleſung gleich vor dem erſten Vortrage ſchon ſo vollſtändig aus, wie ſie nachher in der ſpäter danach herausgegebenen Druckſchrift dem Publikum ſämmtlich vorgelegt worden ſind.

Schon damals ſchrieb ich in einem Briefe über dieſe Arbeit: „Dieſe Vorleſungen ſind mir hauptſächlich wichtig, weil ſie mich zwingen, meine Anſichten für mich zu ordnen und niederzuſchreiben. Das Document, welches ich dadurch mir ſelbſt gewinne, wird mir ſpäterhin jedenfalls ſehr lehrreich

ſein, da ich durchaus meinen eigenen Weg gehe, mir die Entwickelungsgeſchichte der Pſyche als weſentlichſte Aufgabe zugetheilt, und alles Compendienhafte verworfen und vermieden habe, vielmehr mich durchaus in der Form freier Discuſſion halte.“ Man erkennt hieraus alſo, wie ganz ich bei der Sache war! Das glänzende Auditorium, das für Dresdens Oertlichkeit faſt Unerhörte der Sache, die Vortheile, die ſie mir wol hätte bringen können, das alles ließ mich in Wahrheit gänzlich unberührt, und nur, daß ſomit eine Nöthigung gegeben war, meine eigenen Gedanken über eine ſo wichtige Aufgabe doch endlich einmal möglichſt ins Klare zu bringen, das war es, was mich feſthielt, und was mir den Muth gab, unbeſorgt um allen Erfolg, unverrückten Blickes auf dies Ziel loszugehen.

Als ſpäter Oken dieſe „Vorleſungen über Pſychologie“ in ſeiner „Iſis“ anzeigte und ſchärfer charakteriſirte, freute mich nichts mehr, als daß er es ausſprechen durfte: „mit dieſem Buche ſei der Embryo der Pſychologie zur Welt gekommen“, denn damit meinte er doch nichts anderes, als daß hier zuerſt der rechte geneſiſche Weg in dieſes Labyrinth gefunden, und der eigentliche Schlüſſel zur ganzen Tiefe des Seelenlebens nachgewieſen ſei. Ich habe ſpäter manchmal an dieſen Ausdruck denken müſſen, als es mir unter ſo viel andern Verhältniſſen endlich gelang, in meiner „Pſyche“ diejenigen Gedanken nun wirklich gleichſam zu erziehen und in höherm Grade zu reifen, welche in ihren Grundzügen bei jenen Vorleſungen mir nur erſt dunkel aufgegangen waren, und jedenfalls iſt gewiß, daß, wenn es mir in letzterm Werke gelungen iſt, eine reinere und höhere Anſicht vom Weſen der menſchlichen Seele zur klaren und wahren Darſtellung zu bringen, ſo verdanke ich es zum Theil mit der beſondern Conſtellation, welche in jener Zeit durch jene Vorleſungen mich zwang, mit aller Geiſteskraft ſolchem Schauen und

Streben mich hinzugeben. Im ganzen nahm ich damals auch den wesentlichen Stoff zu diesen Vorträgen durchaus nur aus mir selbst, und trotzdem, daß ich ein großes literarisches Material zu ihrem Behuf um mich aufgespeichert hatte, schrieb ich doch im Januar 1830: „Es geht mir sonderbar mit den Hand- und Lehrbüchern der Psychologie, ich weiß nicht woran es liegt, aber ich kann außer einigen hier und da erzählten Thatsachen auch gar nichts davon brauchen. Ich will natürlich nicht sagen, daß ich deshalb etwas besseres gebe, aber ein anderes, als früher gegeben wurde, ist es ganz gewiß."

Uebrigens war das Jahr 1830 mir abermals am 3. Jan. sehr musikalisch eröffnet worden, indem man veranstaltet hatte, daß die „Missa Papae Marcelli", von Palestrina, welche ich selbst nebst mehreren andern Hymnen alter Meister, in Abschrift aus der päpstlichen Kapelle von Rom mitgebracht hatte, abends in meinem Saale aufgeführt wurde. Bekanntlich sind diese Manuscripte eigentlich nur traditionell verständlich, und hätte nicht abermals unser trefflicher Freund, der Hoforganist Schneider, der Sache sich angenommen, so würde es schwerlich gelungen sein, aus den schweren Pfundnoten und veralteten Schlüsselzeichen den feinen Geist, der darin eingesargt liegt, hervorzurufen. So aber, und mit Unterstützung der mehrgenannten Sänger und seines Chors, gelang es auf gar würdige Weise, und bewegte die Hörer wunderbar. Ich schrieb damals darüber: „Wie wichtig ist es doch für jeden, der des Verständnisses einigermaßen fähig ist, eine solche Musik, welche ohne alle leidenschaftliche Motive in reinem klaren Anschauen des Höchsten lebt, irgendeinmal gründlich zu hören! Das Paradies des Dante und die Bilder von Fra Beato Ange-

lico da Fiosole sind jedenfalls die ihr eigentlich allein in Dichtkunst und Malerei gegenüber zu stellenden Werke."

Ich sollte indeß auch noch von einer andern Seite gegen das Alterthum, und zwar nicht blos gegen das mittelalterliche, wie bei dieser Musik, sondern auch gegen das des alten Griechenlands zurückgewendet werden, und das zwar durch einen berühmten Reisenden, Baron von Stackelberg, der damals in Dresden lebte, und welchen ich durch die uns seit einiger Zeit befreundete Familie des Geheimraths von Ungern-Sternberg (frühern Intendanten des Theaters von Manheim) näher kennen gelernt, ja auch gleich dieser Familie selbst ärztlich vielfältig berathen hatte. Dieser Baron von Stackelberg war eine feine elegante Natur, zeichnete vortrefflich, hatte lange in Griechenland und Italien verweilt, dann in Paris sich aufgehalten, wo der König selbst mit der Summe von 20000 Frs. für die Herausgabe seiner Werke eingetreten war, und lebte nun hier in Dresden, um theils seine großen Hefte griechischer Ansichten, theils seine Abbildungen neugriechischer Costüme, theils endlich sein großes Werk über griechische Gräber zu vollenden. Nach und nach wurden mir daher jetzt alle diese reichen, von ihm mitgebrachten Schätze zugänglich, und man begreift, mit welchem Eifer ich geistig mir dieselbe möglichst anzueignen bestrebt sein mußte. Welch neue Eindrücke gab es mir hier, als Oertlichkeiten, die hundertfältig in Dichtern und Historikern an meinem Ohre vorübergegangen waren, nun auch dem Auge zugänglich wurden! Die Gegend des alten Sparta, Korinth, Aegina, die Alpengegend, wo das schwarze Wasser des von Pausanias ausführlich beschriebenen Styx herabfällt, die kastalische Quelle, und so vieles andere breitete sich allmählich deutlicher vor mir aus, wie denn zugleich auch die schönen Tafeln über griechische Vasen, Gräber, Statuetten aus Terra cotta u. s. w., mir überall die Alte Welt in ihren Einzelheiten näher erschlossen.

Dabei war es nun ein glückliches Verhältniß, aus dem Munde des Reisenden selbst fortwährend Erläuterungen einholen zu können. Er hörte mit großem Interesse meine Vorlesungen mit, war auch mit Goethe in naher Beziehung, und zuvor, ehe er hierher kam, einige Tage bei ihm gewesen, der an seinen Schätzen sich ebenfalls erfreut hatte; kurz, von allen Seiten boten sich Berührungspunkte dar, und so ergab sich denn für längere Zeit ein lebendiger, beiden Theilen fruchtbarer Verkehr, auf den ich noch später mitunter zurückkommen werde.

Am 4. Febr. dieses Jahres wurde dem königlichen Hause abermals eine Prinzessin (die spätere Herzogin von Genua) geboren, und dies war der erste Fall dieser Art, bei welchem mir einige Theilnahme an der Behandlung mit zugewiesen wurde. Der erste Prinz aus der Ehe des Prinzen Johann mit der Prinzessin Amalia Augusta von Baiern, der nachmalige Kronprinz Albert, war nämlich geboren worden, während ich mit Prinz Friedrich in Italien war; und die Geburt der ältesten Prinzessin Marie fiel vor meine Anstellung, d. h. in den Januar 1827. Auch bei solchen Gelegenheiten herrschte übrigens damals noch ein gewisses strengeres Ceremoniell, die Leibärzte waren abwechselnd im Hofcostüm die ersten Tage in der Nähe der hohen Wöchnerin auf der Wache, und im Aufsetzen und Auslegen der Bulletins wurden noch gewisse Förmlichkeiten beobachtet, welche späterhin sich immer einfacher gestalteten; das innere reine und gemüthvolle Familienleben des königlichen Hauses dagegen, welches mir späterhin noch bei so vielen, bald heitern, bald auch sehr schweren Vorkommnissen zu beobachten vergönnt war, wurde indeß schon in jener Zeit durch alle Formalitäten hindurch vollkommen erkennbar und fühlbar, und trug denn auch wesentlich bei, meine Ergebenheit von Jahr zu Jahr zu steigern.

Dieſer Winter war dabei einer der längſten und kälteſten geweſen, und im März gaben mir daher die Scenen des Eisganges auf der Elbe, ſowie mancherlei mit dadurch bedingte Naturbilder, für meine künſtleriſchen Beſtrebungen vielfache Anregung. Wahr iſt es, daß dieſes Elbthal, auch ſchneebedeckt, durch ſeine ſchönen Linienverhältniſſe und den eigenthümlich hier herrſchenden Luftton, einen Reichthum an Schönheiten, ſelbſt im Winter, aufſchließt, die mir großentheils neu waren und mich ſehr anzogen. Einzelne Schilderungen ſolcher Winterſcenen habe ich ſpäter meinen Briefen über Landſchaftsmalerei beigefügt, und darf davon namentlich den Aufbruch des Elbeiſes im Jahre 1821 als ein ſehr treues Naturbild empfehlen; diesmal aber gaben mir auch die aufgeſchichteten Eismaſſen, welche der damals raſch ſteigende und ebenſo raſch fallende Elbſtrom um die mächtigen alten Lindenſtämme des ſogenannten großen Geheges aufgehäuft liegen ließ, zu beſondern Studien reichliche Gelegenheit, welches alles dann, nachdem meine Vorleſungen beſchloſſen waren und ich ſomit etwas freier mich bewegen konnte, auch treulich benutzt wurde. Noch jetzt bewahre ich mehrere Zeichnungen, die damals entſtanden ſind, und gewiß! die Erſcheinungen waren zum Theil merkwürdig genug. Koloſſale Eisblöcke von 2—3 Ellen Stärke, und zehn- und zwölffacher Ausdehnung in der Länge, waren ruinenartig oft zu beträchtlicher Höhe aufgethürmt, neuer Schneefall hatte dann zu den grünen und blaulichen mächtigen Bruchflächen anmuthigſte weiße Verzierungen gegeben, die alten, oft wunderlich geſtalteten Baumſtämme ragten mit ihren kahlen Zweigen darüber hinaus, und als Hintergrund ſtreckte ſich entweder die Stadt mit der immer groß und elegant ſich ausnehmenden Elbbrücke dahin, oder die feinen, langen Linien der ſogenannten Hoflösnitz ſtuften im zart violetten, winterlichen Duft reizend ſich ab,

kurz, es gab Bilder, die sehr verdient hätten, in größern Oelgemälden würdig dargestellt zu werden, wozu jedoch mir weder Zeit noch Kunst ausreichen wollten.

Nach ganz anderer Seite interessirte mich ferner in jenen Tagen ein neues Phänomen, welches zum Theil auch Natur-, zum größern Theil aber doch Geistesphänomen genannt werden mußte, es war die junge neunjährige Pianistin Klara Wieck aus Leipzig, später als Klara Schumann mit Recht zu großem musikalischen Ruhme gelangt. Durch unsern Krügen war sie mit ihrem Vater bei uns eingeführt worden, und wir hörten sie schon damals mit Bewunderung und inniger Theilnahme. Ich schrieb über sie: „Dies feine neunjährige Mädchen spielt die schwersten Sachen von Weber, Beethoven und Bach mit einer Zartheit und Reinheit des Ausdrucks, daß ich mich kaum erinnere, Aehnliches gehört zu haben. Dabei componirt sie sehr artig, ist übrigens ganz Kind, und am vergnügtesten bei den Kinderspielen unter andern Kindern; sitzt sie aber am Flügel, so scheint sie sofort ein anderes Wesen, und beherrscht ihr Instrument mit größter Sicherheit und Zierlichkeit. Sie hat mir zu vielfältigen Beobachtungen Veranlassung gegeben."

Ich hatte nicht verfehlt, den ganzen Kreis unserer Bekannten und Freunde mehrmals um sie zu versammeln, und während sie von allen mit Lob und Anerkennung überhäuft wurde, sorgte unsere Freundin, Gräfin Einsiedel, dafür, ihren Ruhm auch in den Hofkreisen auszubreiten, und war wol die erste, die durch Verehrung eines Ringes dem Kinde hier, wo es späterhin so reiche Lorbern ernten sollte, eine erwünschte Aufmunterung gewährte.

Aber nicht blos zu zeichnerischen und musikalischen Studien sollte ich in diesem Frühjahr neu herangezogen werden, sondern auch die des Dante wurden durch eigene Veranlassung wieder erweckt. Ich habe schon früher dessen gedacht, daß es

zu beſonderer Genugthuung mir gereichte als ich erkannte, daß ein Glied deſſelben königlichen Hauſes, dem ich nunmehr meine beſten Kräfte zu widmen berufen war, der Prinz Johann, ein ſo gründlicher Kenner und Verehrer jenes großen Poeten ſei. Im April dieſes Jahres wurde ich denn eingeladen bei dem Prinzen, einer kleinen Abendgeſellſchaft beizuwohnen, allwo derſelbe aus ſeiner Ueberſetzung, nachdem er den letzten Geſang des Inferno eben am Oſterabende (d. h. alſo gerade 530 Jahr nach Dante's poetiſcher Höllenfahrt) beendigt hatte, davon den 11.—19. Geſang vorlas. Eingeladen dazu war auch noch, nebſt Legationsrath Breuer, Profeſſor Förſter von der Ritterakademie, deſſen Arbeiten über die italieniſche Literatur vielfach rühmlich bekannt geworden ſind, und Graf Wolf Baudiſſin, ein naher Freund unſers Tieck, ſpäterhin mit dieſem ſo thätig für die Vollendung der Schlegel'ſchen Ueberſetzung des Shakſpeare. Wir erhielten ſämmtlich ſchöne Originalausgaben des Dichters vorgelegt, und hatten dem hohen Ueberſetzer nach jedem Geſange unſere Bemerkungen über das mehr oder weniger Gelungene der Ueberſetzung mitzutheilen. Dieſe kleinen Comitéſitzungen ſind von da an viele Jahre fortgegangen, auch Tieck nahm ſpäterhin daran thätigen Antheil, und ſo wurde mir in dieſer Weiſe die erwünſchteſte Gelegenheit, nicht nur den Dichter noch einmal mit allergrößter Gründlichkeit durchzugehen und überall genau kennen zu lernen, ſondern auch ein ſo gelehrtes, und von allen Seiten mit der größten Auszeichnung anerkanntes Werk, als die Ueberſetzung des Prinzen iſt, ſo ganz allmählich heranwachſen zu ſehen, ja ſelbſt durch einige wenige, in das Fach der Naturwiſſenſchaften einſchlagende Noten mit vollenden zu helfen, was ich denn abermals als eine glückliche Begegnung hier dankbar anzumerken nicht unterlaſſen darf.

In dieſer Zeit gab es mir ferner ein beſonderes Intereſſe, die Wirkung zu beobachten, welche mein Buch „von

den Ur-Theilen des Knochengerüstes" in der gelehrten Welt hier und da hervorbrachte. Hat man in solcher Weise, wie ich hier, zehn Jahre angestrengter Arbeit an eine schwierige Aufgabe gewendet, so ist es wol natürlich, daß man danach fragt, ob auch andern damit ein Anstoß gegeben sei, die gleichen oder ähnliche Betrachtungen festzuhalten, weiter zu führen, ja womöglich zu vollenden. Ich selbst hatte mir nie davon eine allgemeine bedeutende Wirkung versprochen; der Gegenstand war zu speciell, die Richtung für all die verwickelten Formen des Knochensystems gleichsam die höhere Architektonik auszufinden, war zu eigenthümlich, als daß ich hätte darauf rechnen sollen, viel Theilnehmer zu finden; und doch war damals noch mehr Sinn für dergleichen als ein paar Decennien später, wo mikroskopische Anatomie und Chemie ganz neue Felder aufschlossen, deren Bearbeitung alsbald, und zwar nicht ohne einen gewissen Hochmuth, man von nun an als die einzig würdige Aufgabe der Wissenschaft preisen hörte, gleichsam als ob nicht doch immer all solch palpables Material zuletzt wieder auf den ordnenden philosophischen Sinn warten müßte, wenn es überhaupt jemals ein wahrhaftes und unvergängliches Interesse für den denkenden Geist erhalten soll! Daß Humboldt sich in hohem Grade anerkennend darüber äußerte, zeigt schon die oben angeführte Briefstelle (S. 289), und habe ich denn, da er in diesen Jahren alle Sommer den König von Preußen nach Teplitz begleitete, und bei dieser Gelegenheit gewöhnlich einen oder ein paar Tage in Dresden blieb, auch fast nie verfehlte, dabei mich zu besuchen, vieles hierüber aus seinem Munde erfahren. — Von den Journalen unserer Wissenschaft waren es theils die „Ergänzungshefte der hallischen Literaturzeitung" (Ende August 1830), welche eine ausführliche und umsichtige Recension brachten, theils war es die „Isis", in welcher Oken sich ausführlicher über das Verdienst meiner Arbeit verbreitete; was Cuvier betraf, so.

ſchien er zwar das Vorzügliche des Unternehmens anzuerkennen, ſprach mir aber ſein Bedauern aus, daß er ſie zu ſpät erhalten habe, um für ſeine eigenen Arbeiten über das Knochenſyſtem davon Gebrauch zu machen. Uebrigens zeigte ſein bald nachher entſtehender Streit mit Geoffroy Saint-Hilaire, daß er keineswegs die Abſicht haben konnte, auf die Seite der philoſophiſchen Anatomie zu treten. Als ich dagegen im Jahre 1835 ſelbſt nach Paris kam, leider! ſchon nach Cuvier's Tode*), war Geoffroy von ſeinem Landgute eigens nach der Stadt gekommen, um mich, in welchem er einen willkommenen Glaubensgenoſſen zu begrüßen wähnte, aufzuſuchen, und mir über dies letztere Werk viel Verbindliches zu ſagen. Freilich zeigte es ſich jedoch hier wieder, daß, wenn zwei daſſelbe thun, dies darum doch nicht immer eins und daſſelbe ſei. Meine Arbeiten ruhten nun einmal auf einer andern und entſchieden breitern Baſis als die ſeinigen; er war dieſen ſchwierigen Gegenſtänden, meiner Ueberzeugung nach, zu raſch und unvorbereitet auf den Leib gegangen, und hatte daher oft Analogien aufgeſtellt, die für mich keine waren, und ſo kamen wir denn allerdings nicht zuſammen, und es that mir leid, ſehen zu müſſen, daß der alte Herr nach meinen Bekenntniſſen ſich etwas verletzt zurückzog, und mich nun für einen reinen Anhänger von Cuvier's Partei hielt, obwol doch unſere Beſtrebungen wirklich im Grunde nur eine Richtung hatten, nur, daß die ſeinigen nicht mit der Ruhe und Vielſeitigkeit ſich bethätigten, die doch vielleicht in dieſen Dingen der Deutſche entſchieden vor dem Franzoſen voraushat.

Ich ſchrieb übrigens ſchon im Jahre 1830: „Freilich, ehe einer in dieſer verwickelten, ſchweren, der Praxis und

*) Ich habe in meinem Buche „Paris und die Rheingegenden" erzählt, wie ich die Genugthuung hatte, die franzöſiſche Ueberſetzung meiner „Zootomie", welcher man die „Ur-Theile" angefügt hatte, noch auf ſeinem Pulte aufgeſchlagen zu finden.

den Tagesbedürfniſſen ſo fern liegenden Lehre ſich wieder ſo einarbeitet, daß ihm das alles vollkommen vernehmlich wird, was ich dort niedergelegt habe, da wird noch mancher Schnee ſchmelzen müſſen.“ Und ſo iſt es denn auch geworden, das Buch liegt jetzt wie mit ſieben Siegeln verſchloſſen; aber wenn einmal wieder das Bedürfniß erwacht ſein wird, nicht blos an das unmittelbar (wie wir es nennen) von den Sinnen Gebotene ſich zu halten, ſondern immer zugleich der dahinterliegenden Idee zu gedenken, da wird auch dieſen Beſtrebungen unfehlbar wieder ihr Recht gethan werden.

Unter meinen nähern Bekannten fand damals das Werk an Rudolphi ſchon einen ausgeſprochenen Gegner. Er ſchrieb in den „Berliner kritiſchen Blättern“ einen Aufſatz darüber und ſchien wahrhaft erſchreckt, daß man auf dieſe Weiſe gewiſſe ideale Schemata und Schemen, wenn er auch deren Richtigkeit in ſich nicht abſtreiten konnte, ſeinen mit Mühe gefertigten wirklichen Skeleten nicht nur gleich-, ſondern gewiſſermaßen voranſtellte. Und ſo hatte ich denn ſchon zu jener Zeit genug Gelegenheit, mich in der Reſignation zu üben.

Meine pillnitzer Villeggiatur betreffend, ſo fiel ſie diesmal in die Monate Juli und Auguſt, und ich erinnere mich wohl, wie gerade auf der dortigen Elbfähre, als ich bei einem ſchönen Sommerabend aus der Stadt zurückkehrte, durch einen uns nahe gekommenen königlichen Adjutanten wir mit der Nachricht von der Julirevolution und der Vertreibung Karl's X. aus Paris überraſcht wurden. Man war indeß damals in ſo tiefe Friedenszuſtände eingetaucht, daß niemand noch augenblickliche Ahnung davon hatte, wie ungeheuer die Erſchütterung ſein würde, die von dieſem Ereigniß ausgehend und lang nachhallend, über ganz Europa ſich verbreiten ſollte! Gleichzeitig mit mir waren jedoch ein paar der katholiſchen Geiſtlichen des Königs in ihrem Hofwagen auf der Fähre, und in den bedenklichen Mienen, die bei dieſer Kunde über

die Physiognomien dieser Herren sich verbreiteten, malte sich allerdings sogleich eine weit bestimmtere Vorahnung dieser aufziehenden Gewitter; sie mochten empfinden, daß Königthum und Kirche, die sich sonst oft genug gestritten haben, jetzt in ihrer Autorität immer enger verbunden bleiben müßten, wenn sie nicht beide im Fortschritt solcher Bewegungen den ernstesten Gefahren sich ausgesetzt finden sollten.

Wirklich war fürerst bei uns noch wenig von diesen sich vorbereitenden Erdbeben zu spüren. Im August kam der Großherzog von Toscana nach Pillnitz und brachte in seinem Gefolge Professor Savi aus Pisa mit, sodaß sich denn manche Wechselwirkung hier fortspinnen konnte, welche früher in Florenz begonnen hatte. Ebenso traf Alexander von Humboldt bei uns ein und gab mir abermals Gelegenheit, einen Blick zu thun in den Reichthum seiner erlebten und erwanderten Anschauungen und Kenntnisse. Eine Nachmittagsstunde namentlich, welche derselbe nebst dem Großherzog und Savi auf meinem Zimmer im pillnitzer Schlosse zubrachte, wird mir in dieser Beziehung vorzüglich merkwürdig bleiben. Schon vormittags nämlich war er bei mir gewesen, hatte von meinen Untersuchungen über Entwickelung unserer Flußmuscheln, die mich damals beschäftigten, und ähnlichen Arbeiten Kenntniß genommen, und hatte versprochen, nach der königlichen Tafel, zu welcher er befohlen war, wieder zu mir zu kommen. Zufällig begegnete ich vorher dem Großherzog, erzählte ihm von unsern Gesprächen und von dem Versprechen Humboldt's, worauf er denn erwiderte, er werde zu dieser Stunde auch auf meinem Zimmer sein, da er wünschte, über Erdmagnetismus und amerikanische Reihenvulkane manche Aufschlüsse von dem berühmten Reisenden zu empfangen. So geschah es denn, und in Wahrheit, es war eine Freude zu hören, wie klar und mit wie genauen Angaben im einzelnen bereichert, nun die Mittheilungen sich ergossen. Es wäre die lehrreichste

und faßlichſte Abhandlung geweſen, hätte ein Stenograph Wort für Wort dieſe Mittheilungen feſt gehalten! Ich habe kaum ſpäter wieder Humboldt mit dieſer Einfachheit und zugleich Fülle ſprechen hören.

Ebenſo ſahen wir da Stackelberg manche Tage bei uns, erfreuten uns an ſeinen intereſſanten Darſtellungen griechiſcher Gegenden, von denen er die neueſten Hefte mit herausbrachte, und hatten an ihm überhaupt einen angenehmen Gefährten auf manchen Wegen und Wogen um Pillnitz. Namentlich konnte er einen dieſer wundervollen Auguſtabende lange nicht vergeſſen, an dem wir mit ihm bei zunehmendem Mondlicht und purpurner Abendröthe eine anmuthige Waſſerfahrt um die ſchöne, reichbewachſene Elbinſel, dem Schloſſe gegenüber, ausgeführt hatten. Iſt doch auch wirklich über dies Stückchen Erde und Waſſer ein ſeltener Zauber ausgegoſſen. Es möchte ſchwer ſein, den Charakter dieſer Gegend anders als mit dem „der Süßigkeit", des „Soave" der Italiener zu bezeichnen, ſo weich biegt ſich der breite klare Strom an den weintragenden Hügeln dahin, und ſo ſchön iſt dieſe Vegetation; wie ich denn im Ernſt bekennen muß, daß Baummaſſen, wie ſie damals noch die erwähnte Inſel zierten, und zwiſchen denen, wie in einem Urwalde, die friſcheſte Begrünung einer üppig emporwuchernden Pflanzenwelt den Eintretenden mit Bewunderung erfüllte, mir von dieſer Schönheit nirgends weiter vorgekommen ſind. Leider hat auch hier in ſpätern Jahren amtliche, auf Nutzen ausgehende Verwaltung vieles Schöne zerſtört, doch wird hoffentlich immer noch genug übrigbleiben, um auch künftighin den Künſtler wie den einfachen Naturfreund tief und nachhaltig anzuziehen.

Kaum hatten wir aber nun Ende Auguſt Pillnitz verlaſſen, als denn auch in Dresden der erſte revolutionäre Sturm losbrach. Am 2. Sept. in Leipzig begonnen, fand die Volksaufregung in den nächſten Tagen ſich auch in Dresden

ein; lärmende Haufen, abends vom Großen Garten hereinziehend, benutzten die Abwesenheit fast allen Militärs und drangen vor das Polizeigebäude in der Scheffelgasse, welches erstürmt wurde und in Brand gerieth. Wir hörten das Schreien, Laufen und das Stürmen der Glocken, und wer war damals, dem nicht alsobald die Scenen von Paris vorschwebten und das Schreckniß vermehrten. Es wurde mir indeß bald klar, daß hier, bei der Treue und Gerechtigkeit unserer Regierung, die Bewegung doch nicht aus so tiefem Herde hervorgehen könne wie dort, und so gelang es denn auch, unter den Meinigen bald wieder Beruhigung zu verbreiten und qualvolle Zustände zu beseitigen. Allerdings litt Sachsen gleich den meisten deutschen Staaten damals noch an manchen veralteten hemmenden Zuständen. König Anton, dem der verstorbene König Friedrich August nie Gelegenheit gegeben hatte, sich um Regierungsangelegenheiten zu bekümmern, überließ unbedingt die Verwaltung des Landes an Minister Graf Einsiedel, und so hatten sich Wünsche und Bedürfnisse schon längere Zeit dringend genug vernehmen lassen, um eine Erneuerung der Verhältnisse anzubahnen.

Gerade zu rechter Zeit fand sich denn glücklicherweise damals ein tüchtiger kenntnißvoller Mann, dem das Vertrauen aller Klassen entgegenkam, und der von dem Prinzen Friedrich, dessen eigenen ernsten, im besten Sinn vordringenden Sinn ich schon auf der italienischen Reise aus vielen Aeußerungen erkannt hatte, persönlich geschätzt wurde. Es war der Baron Bernhard von Lindenau. Einer meiner Kranken, der damalige Oberst und Adjutant von Schreibershofen, hatte mir Gelegenheit gegeben, ihn schon vor seinem Eintritt in seine höhern Verhältnisse kennen zu lernen, und eine Reihe von Jahren hatte ich denn auch später das Glück, ihn selbst als befreundeter Arzt zur Seite zu stehen, und so an der Milde, Geradheit, Wissenschaftlichkeit und unbedingten Rechtlichkeit

dieſes Mannes mich zu erfreuen. Lindenau war 1780 zu Altenburg geboren, wurde 1808 Director der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha, regierte ſeit 1820 als Miniſter die Lande von Sachſen-Gotha, trat 1827 in ſächſiſche Dienſte und war zuvor Geſandter beim Bundestage, bis er hier 1829 als Wirklicher Geheimrath die Direction der dresdener Muſeen übernommen hatte. Jetzt nun, als infolge der aufrühreriſchen Bewegungen eine Kriſis in den Staatseinrichtungen unvermeidlich wurde, als Graf Einſiedel ſich genöthigt ſah, ſeine Entlaſſung zu nehmen, als Prinz Friedrich neben König Anton als Mitregent eintrat, und Sachſen eine Verfaſſung verſprochen worden war, wurde er ſofort Cabinetsminiſter, und nahm von nun an an der Ordnung aller öffentlichen Verhältniſſe, wie an Ausarbeitung der Verfaſſung ſelbſt den thätigſten und entſchiedenſten Antheil. Ich widme ihm hier dieſe Bemerkungen als dankbares Andenken nicht blos an den bedeutenden Staatsmann, welcher eine neue Aera über Sachſen weſentlich mit heranführen half, ſondern zugleich als einen der liebenswürdigſten und einfachſten Charaktere, die mir vorgekommen ſind, und bewahre noch aus ſeinen ſpäteſten Jahren, als er ſich auch aus dem ſächſiſchen Staatsdienſte wieder zurückgezogen hatte, eine Reihe intereſſanter und theilnehmender Briefe, welche dieſe Eigenthümlichkeit überall in ſchönſter Weiſe beurkunden.

Alſo, wie geſagt, durch Eintritt und Mitwirkung dieſes ausgezeichneten Mannes war es, daß es gelang, aus den, an ſich ſo rohen Maſſen dieſer kleinen Revolution, ein neues organiſches Gebilde zu formen, welches dem Ganzen wahrhaft zugute kommen ſollte. Indeß konnte freilich nicht erwartet werden, daß dies alles von da an ſo ruhig und in einer Folge weiter ſich entwickeln würde. Neue Stockungen traten bald ein, man hörte von Vereinen, die zum Zweck hatten, die überſchwenglichen Forderungen der Demokratie geltend zu

machen, und ich werde in den Blättern des folgenden Jahres noch heftigerer Bewegungen Erwähnung zu thun haben, als die waren, von denen ich bisjetzt gesprochen.

Was übrigens das Verhältniß zu meinem künftigen königlichen Herrn, dem Prinzen Friedrich betraf, so blickt man dahinein am deutlichsten durch eine Briefstelle vom October 1830, die ich hier mittheile: „Eigen war mir's, als ich neulich den Prinzen das erste mal nach all dieser Unruhe wieder allein in seinem Zimmer sah. Er stand mir nun gegenüber, selbst so auf einmal in ein heftig bewegtes Leben hineingerissen, die Tage, wo ich mit ihm in so vollkommener Ruhe und Klarheit am Meere und auf Alpen wanderte, lagen so ganz weit zurück! Es hatte etwas wunderbar Rührendes, und ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen kamen. Es ging ihm fast ebenso, und er faßte mich innerlich bewegt bei der Hand! Dann war's gut und ich konnte über seine Gesundheit mit ihm sprechen, die er gar sehr zu bewahren Ursache hat, unter so vielerlei noch ungewohnten Arbeiten." Ach! ich sollte ihm späterhin wol noch in so viel schwerern und größern Lebensaufgaben zur Seite gehen!

Von den Revolutionen des Tags, zu denen nun auch noch der Aufstand in Polen getreten war, wendete jetzt für einige Tage meine Gedanken gegen die so viel größern, ja geradezu ungeheuern vorweltlichen Umwälzungen der Erdfläche, der abermalige Besuch von Professor Weiß aus Berlin, welcher mir die ersten Abbildungen mitbrachte von jenen großen fossilen Hautpanzerstücken eines antediluvianischen, damals noch unbekannten Thieres, welche man später als die des Glyptodon erkannt hat. Wir führten weitläufige Gespräche über die mannichfaltigen neuern Entdeckungen auf diesem Felde, und verloren darüber gern manches Unerquickliche aus den Augen, dessen die Gegenwart gewöhnlich nur in zu reichlichem Maße bietet. Wissenschaft und Natur! Gibt es wol überhaupt etwas,

das mehr als dieſe beiden es vermag, den von der Welt ſchmerzlich umgetriebenen Geiſt zu beruhigen und zu heilen! Beide haben etwas Abſtractes, ja Uebermenſchliches, und zugleich ſo Unverwüſtliches, dem gegenüber alle einzelnen Schmerzen und Qualen des Menſchen ſo gering erſcheinen, daß nicht lange das Geiſtesauge auf ihnen verweilen kann, ohne im Innern eine wiederherſtellende Kraft der Seele angeregt zu empfinden. Leider war diesmal der Beſuch jenes Freundes nur kurz, doch verabredeten wir für das nächſte mal einige Excurſionen zu den Erhebungsphänomenen der hieſigen Umgegend, und auch davon noch Mittheilung zu machen, wird ſich ſpäterhin Gelegenheit finden.

Was die Natur betraf, ſo hatte ſie jetzt freilich wieder das Winterkleid angezogen, aber, wie ich ſchon einigemal erwähnt habe, nahm ſie ſich doch auch ſo, in dieſem ſchönen Elbthale mitunter prachtvoll aus. Ich finde da einen Brief aus den Tagen des angehenden December, den ich wieder zum Theil hier einfüge, indem er nicht nur einen hübſchen Blick in ſolche Winterſcenen ſchildert, ſondern auch ſonſt einige Lebensbilder enthält, mit denen die Tageshefte dieſes Jahres ganz gut beſchloſſen werden mögen:

„Nach langem, trübem, verwünſchtem Winterwetter erſchien heute ein wahres Prachtexemplar von Winterſcenerie. Mittags klärte es ſich auf, und der Abend, der auf dicht beſchneite Fluren und verſilberte Bäume niederſank, glänzte mit allen zierlichen, violetten, röthlichen und gelblichen Himmelsfarben; zwiſchen welchen hell und ſcharf die Sichel des erſten Mondviertels ſchwebte. Von der Terraſſe, ſtromauf und ſtromab, die klarſten reizendſten Bilder! Wir gingen die breite Treppe hinab und ſtiegen in einen der dort haltenden Schlitten, um auf der an der Elbe hinauf ſich ziehenden Bautzener Straße ein Stück hin- und zurückzufahren. So ſtark und ſchön ſchneebedeckt habe ich dieſe Kieferwaldungen

doch noch kaum geſehen, und welcher Rückblick nach der Stadt und der weiten Ferne! Kehrt man von ſolchen Scenen dann wieder in das angenehm erwärmte Haus, und ſammelt ſich hier um die trauliche Lampe zu einer guten Lektüre, ſo iſt auch das wohlgethan!

„Wir laſen in dieſen Tagen namentlich Tieck's Dichterleben. Das Ende läuft mir etwas zu raſch ab, und ſtimmt in der flüchtigen Behandlung nicht ganz zu dem klaren, contemplativen Gange der erſten zwei Drittel. Tieck beabſichtigt, wie er mir ſagt, noch einen dritten Theil, wo er Shakſpeare aufführen will beim Tode des Eſſex und der Eliſabeth.*) — Neulich aßen übrigens Tieck, Stackelberg und einige andere bei uns. Der Novelliſt war der heiterſte, und war es mir doch immer eine merkwürdige und lebensvolle Erſcheinung, ſein helles Augenpaar über einer Schale Rheinwein aufblitzen zu ſehen! Gewiß! So gehen wol ein paar Sterne über dem Meere auf und leuchten dann zu fröhlicher Fahrt!“

*) Iſt nie ausgeführt worden.

III.

Der Anfang des Jahres 1831 gab noch wenig Aussicht, daß wir sobald ruhigern Zeiten entgegengehen könnten, dafür jedoch erschien mir der 3. Jan. wieder unter Blumen, Kindern, Freunden und Musik, brachte mir jedoch am selbigen Tage eine neue Last mit, indem der hier im Jahre 1828 entstandene Sächsische Kunstverein mich zum Mitgliede seines Comité gewählt hatte und ich an jenem Abende zuerst einer seiner Sitzungen beizuwohnen hatte, woraus mir dann in der Reihe folgender Jahre als Vorstand desselben noch manche Beschwerde erwachsen sollte, obwol es dafür allerdings mitunter auch gelang, hier und da wirklich einiges Gute für Kunst und Künstler zu fördern.

Ich hatte übrigens in diesem Winter noch viel mit meinem Manuscript der Vorlesungen über Psychologie zu thun. Wären die Zeiten ruhiger geblieben, so hätte es wol dazu kommen mögen, die Vorlesungen selbst noch einmal zu halten, so — war nur daran zu denken, sie überhaupt zu erhalten und wenigstens in bester Form durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich arbeitete, nachdem eine Reinschrift genommen worden war, mannichfaltig hinein, immer auf größere Klarheit und Rundung zielend, schloß aber endlich auch damit ab, nachdem mir einer meiner Zuhörer, Professor

Chalybäus (ſpäter durch ſein Werk über die verſchiedenen neuern Syſteme der Philoſophie rühmlichſt bekannt geworden), ſchon im vorigen Jahre geſagt hatte: „Wenn Sie es nun nicht drucken laſſen, ſo werden Sie ſo viel hineinarbeiten, daß Sie es am Ende gar nicht vollenden!“ So übergab ich das Ganze alſo im Frühjahr an Gerhard Fleiſcher, welcher den Druck bald darauf beſorgen ließ, und früher ſchon habe ich über die Wirkung, welche daſſelbe auch in dieſer Form hervorbrachte, einige Worte geſagt.

Bei alledem war mein äußeres Leben ein ſehr bewegtes, da die Kranken mir ſo viel Zeit nahmen, daß ein au-niveau-Bleiben in den Naturwiſſenſchaften eigentlich nur dadurch mir noch möglich wurde, daß an beſtimmten Tagen Freund Thienemann von ſeinem Weinberge hereinkam, mit uns aß, und wir dann nach Tiſche alles Neue, was eben in dieſen Reichen vorgekommen war, ausführlich durchlaſen und beſprachen. Auch die Beſchäftigung mit der Kunſt mußte ſehr zurückſtehen, und möchte mir vielleicht manchmal die Lebendigkeit des Gemüths und die Friſche des Geiſtes durch Ueberladung mit täglichen Lebensaufgaben gänzlich beeinträchtigt worden ſein, hätte nicht abends zuweilen ein ſchönes muſikaliſches Werk oder eine Lektüre von Tieck, wie ein Staub abſpülendes Bad gewirkt und neuen Lebensathem gegeben.

Mein Verhältniß zu dem letztgenannten war, wie ſchon aus dem Obigen hervorging, jetzt ein viel näheres geworden. Er freute ſich, wenn ich zum Thee bei ihm eintrat, und die Töchter ſagten wol: „Heute wird ſicher ein antikes oder Shakſpeare'ſches Drama geleſen, Carus iſt ja gekommen.“ Sein Leſen war in dieſen Jahren, wo alle Mittel noch ſo vorhielten, ein höchſt vollendetes, und ich fing nun an, öfters nach ſolchen Abenden Aufzeichnungen zu machen, von denen noch manche Briefe ſowie der erwähnte ſpätere Aufſatz in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“ Zeugniß geben. Ich

erinnere mich namentlich, daß damals zuerſt „Antonius und Kleopatra“ anfing, in ſeiner ganzen Macht auf mich zu wirken. Unterm 26. Febr. ſchrieb ich davon: „«Coriolan», Bild der römiſchen Republik in voller Kraft, «Julius Cäſar», Bild des ſchon ſich auflöſenden Staats, wo das Volk zum Fetzen wird, den jeder Stärkere an ſich reißt, und nun «Antonius und Kleopatra», wo vom Volke gar nicht mehr die Rede iſt und das ganze Weſen einem einzigen in die Hände fällt! O! es iſt wirklich unerlaßlich, dergleichen ſo in einem Guſſe, von Anfang bis Ende ohne Störung rein aufzufaſſen, wenn das organiſche Getriebe des Stücks ſich uns ſo recht deutlich hervorheben ſoll. Mir war bei Antonius und Kleopatra immer als ſehe ich Shakſpeare auf hoher Klippe als Seher ſtehen, um ihn her der Nebel der Vorzeit; und nun deutete er nach tiefbegründeter innerer Folge hierhin und dorthin, und jedesmal hüben ſich Scenen und Geſtalten aus der Vergangenheit in neuer Lebensfriſche aus dem Nebelmeere hervor, zeigten ſich deutlich dem erſtaunten Auge und ſchwanden dann wieder in den Nebel zurück.“

Ach! und dabei war ja immer noch Goethe unter den Lebenden! Ich ſchrieb in demſelben Briefe: „Die letzte Lieferung der Goethe'ſchen Bändchen haben Sie doch auch willkommen geheißen? Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte einen Kuß auf das Packet drücken, als ich es aufgemacht hatte!“ Und wie ſehr lernt man erſt eine ſolche Lebensatmoſphäre dann ſchätzen, wenn man ſie nur noch in der Erinnerung beſitzt. — Mit dem April dieſes Jahres erneuten ſich jetzt die Scenen der Unruhe und Aufregung der Stadt. Der weitverbreiteten Wirkung jenes ſchon oben gedachten Bürgerclubs war es zuzuſchreiben, daß abends wieder die Straßen mit lärmenden Müßiggängern ſich füllten, Laternen zerſchlagen wurden und bald es ſich zeigte, daß die Bürgergarden, welche im vorigen Jahre ſich gebildet hatten, nicht

im Stande waren, dem Unfuge Schranken zu ſetzen. Es war mir, der das königliche Haus, und insbeſondere die jungen Prinzen ſo wahrhaft verehrte und hochhielt, ein ergreifender Anblick, aus meinen Fenſtern zu gewahren, daß Prinz Johann, dem die Regierung das Commando ſämmtlicher Communalgarden des Königreichs übergeben hatte, nachdem er zu Schlichtung des heranwachſenden Sturmes mit einigen Adjutanten zu Pferde am Gewandhauſe gehalten hatte, plötzlich genöthigt wurde, der Menge zu weichen und nach den Hauptplätzen, wo bereits Militär aufgeſtellt war, ſich zurückzuziehen. Ich mußte ſehen, wie den mit ſeinem Gefolge die Moritzſtraße Hinabſprengenden der wüthende Pöbel mit Schreien, Schimpfen und Pfeifen verfolgte, und freute mich blos ſeines guten Pferdes, das ihn ſicher und ohne zu ſtürzen über das glatte Pflaſter dahintrug; denn welche Folgen ein Fall in dieſem Gewühl hätte haben müſſen, war unſchwer zu denken. Dieſe unleugbarſten Tendenzen zu einem republikaniſchen Sansculottismus, ſowie die Entdeckung eines Verfaſſungsentwurfs von extremſter Färbung, den man einem gewiſſen Dr. Moßdorf zuſchrieb, welcher ſonſt als heller befähigter Kopf wol früher manche verſtändige Beziehungen zu Krauſe gehabt hatte, ſpäter aber ganz in dieſem wilden Treiben untergegangen war, beſtimmten nun freilich zu ernſten Maßregeln. Das Militär bemächtigte ſich der Hauptſtraßen, und nach mehrern Aufforderungen zum Auseinandergehen, welche mit Schmähungen und Steinwürfen beantwortet wurden, erfolgten einige ſcharfe Salven, wobei mehrere Menſchen (größtentheils Unſchuldige) ſtürzten und das Volk ſich endlich verlief. Von dieſer blutigen Kriſis an, welche die Höhe der fieberhaften Aufregung gebrochen hatte, kehrte nach und nach der Stadt und dem Lande wieder größere Ruhe zurück, die Regierung blieb der vom Prinzen Friedrich ſchon im vorigen Jahre gegebenen Zuſicherung einer Conſtitution

getreu, die Arbeiten dafür gingen unter Lindenau's Mitwirkung unausgesetzt vorwärts, und bekanntlich wurde es somit wirklich möglich, am 4. Sept., gerade ein Jahr nach dem zuerst ausgebrochenen Sturme, dem Lande eine Verfassungsurkunde vorzulegen, welche, wenn auch nicht ohne Mängel, doch jedenfalls zu den bessern gehört, wie sie in der Neuzeit in verschiedenen Ländern irgend zur Entwickelung gekommen sind.

Als denn somit diese Erschütterungen wieder einmal vorüber waren, und als der Frühling wieder seine Blüten über unser Elbthal ausschüttete, da kam mit dem Erwachen der Natur auch wieder das Sehnen nach der Schönheit der Kunst zurück, und einige gute Begegnungen sollten noch beitragen, das Interesse an meinen eigenen Bestrebungen mir wieder neu anzuregen und zu erhöhen. Es weilte nämlich damals an unserm Hofe die Mutter der Gemahlin des Prinzen Johann, die verwitwete Königin Karoline von Baiern, mit ihrer Tochter Marie (spätern Gemahlin unsers Königs Friedrich August) und beide hatten bei Prinz Johann einige meiner Gemälde gesehen und an den dort symbolisirten Gedanken Geschmack gefunden. So kam es denn, daß mir eines Tags der Besuch dieser beiden Damen in Begleitung des Prinzen Johann angekündigt wurde, und bald traten sie wirklich ein und betrachteten mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen, was ich eben Fertiges ihnen vorstellen konnte. Nicht lange zuvor hatte ich ein Bild vollendet, eine Scene von unserer Elbbrücke, eine Zurücksicht nach Kirche und Schloßthurm in Abenddämmerung, dies mußte ich ihnen überlassen, und ebenso wählte Königin Karoline jenes obgedachte Bild: „Faust und Wagner abends nach der Stadt zurückkehrend" (was einst bei Goethe war, und worüber in den Heften von Kunst und Alterthum ein kleiner Aufsatz von ihm steht), obwol Prinz Johann ihr erst ein anderes ausgesucht hatte. Man kann

denken, daß ich eine eigene Freude darüber empfand, diesen Sachen eine so gütige Aufnahme bereitet zu sehen, und ich habe späterhin wol oft meine Betrachtungen darüber gehabt, daß, als ich dann manche, so viel gehaltvollere und tüchtiger durchgeführte Bilder vollendete, im Publikum niemand sich mehr ihrer ernstlich anzunehmen pflegte, wodurch denn freilich auch veranlaßt wurde, daß ich keine Bilder mehr auf Ausstellungen gab und überhaupt weniger zu Mittheilungen derselben geneigt war.

Auch meine Landschaftsbriefe waren endlich gedruckt worden und ausgegeben, und hatten hier und da empfängliche Gemüther berührt. Dr. Brück in Osnabrück, der Uebersetzer von Baco's „Organon", sendete mir ein darauf bezügliches Gedicht zu, und indem er über meinen Ausdruck „Erdlebenbildkunst" anstatt des bedeutungslosen der „Landschaftsmalerei" sich zustimmend aussprach, wollte er ferner darin bezeichnen, wie eine wahre Naturphilosophie nothwendig auch, wo sie irgend dem Künstler sich zuwende, stets eine poetisch befruchtende Wirkung äußern müsse. Kam überhaupt diesen Sommer mit vielen Fremden, welche Dresden durchzogen, in Berührung, und gedenke darunter namentlich noch eines Professor Borrmann aus Luzern (er hat Mittheilungen aus Calabrien und Sicilien herausgegeben), welcher uns sehr zusagte und öfters unter den Meinigen verweilte. Eine einfache, klare, schweizerische Natur, still, thätig, aufnehmend und verarbeitend. Er hatte in München unter Oken Naturwissenschaften studirt, dann Italien und Sicilien zu Fuß ganz allein, ja fast ohne Führer, durchwandert, und ging jetzt nach Hamburg, um an der Nordsee herab nach Calais, so nach Paris und endlich von da heim nach Luzern zu kehren.

Hatten wir denn somit nach kaum beschwichtigten, revolutionären Bewegungen uns wieder etwas heimischer gefühlt, und im gewohnten Kreise altbekannter Thätigkeit angefangen

wieder mehr uns ſelbſt zu leben, ſo mußte plötzlich jetzt aus Oſten jenes ſchwarze Geſpenſt heranſchreiten, deſſen verpeſtenden Hauch ſeitdem mehr oder weniger ganz Europa ſchwer empfunden hat. Von Indien nämlich durch die breiten Steppen Aſiens daher kam damals die Cholera zum erſten mal nach Rußland, ja rückte nach Polen und Preußen vor, und überall in den deutſchen Staaten wurde alsbald die Frage rege, auf welche Weiſe man wol im Stande ſein würde, gegen ihre todbringende Atmoſphäre ſich zu ſchützen. In Sachſen war zu jener Zeit ſogleich eine „Immediatcommiſſion zur Abwehr der Cholera“ durch die Regierung gebildet worden, zu deren Sitzungen die Hof- und Medicinalräthe, mehrere Regierungsbeamte, und einige höhere Militärs beordert waren. Wir hielten wöchentlich drei bis vier Zuſammenkünfte, und die erſte Frage, die hier entſchieden werden mußte, war die: „ob man wol hoffen dürfe, durch Maßregeln einer Landesſperre den fürchterlichen, damals im ganzen doch noch wenig gekannten Feind abzuhalten?“ Wir entſchieden uns damals für Bejahung einer Frage, welche freilich jetzt, wo aus vielen Gründen das anſteckende Princip der Cholera höchſt zweifelhaft geworden iſt, überall verneint zu werden pflegt, und umgaben unſer kleines Königreich, nicht ohne große Koſten, mit einem ſtreng militäriſchen Cordon, unter genauer Unterſuchung der Päſſe an den Hauptſtraßen und mit angelegten Quarantäneſtationen. Vielfältige Klagen über gehemmten Verkehr u. dgl. bekamen wir in jeder Sitzung zu hören und zu leſen, hatten auch allerdings nicht die Genugthuung, daß in irgendeiner unſerer Quarantänen ein wirklicher Cholerafall vorgekommen, und ſomit das Uebel doch einmal authentiſch mittels dieſer Anſtalten vom Lande fern gehalten worden wäre, und bei alledem kann ich nicht anders als heute noch, wo ich allein von allen damals mitberathenden ärztlichen Mitgliedern der Commiſſion übrig bin, die Ueberzeugung aus-

ſprechen, daß dieſe Abſperrung von irgendeinem Einfluß darauf geblieben iſt, daß ſowol in dem damaligen als auch in dem folgenden Näherkommen der Epidemie Sachſen überhaupt, und insbeſondere Dresden, faſt allgemein verſchont geblieben iſt. Liegt doch in allen Anſteckungsproceſſen etwas ſeltſam Geheimnißvolles, ja man darf ſagen, Magiſches, und wie dieſelben in tauſend Fällen von den ſonderbarſten oft kaum wahrnehmbaren Urſachen abhängen, ſo iſt auch nicht zu ſagen, wie bedeutend doch vielleicht eine Maßregel gewirkt habe, welche ſo viel wenigſtens ſicher verhinderte, daß, als die Länder noch ganz unberührt, aber furchtſamſt aufgeregt dieſer fremden Feindin gegenüberſtanden, kein erſtes Samenkorn derſelben bei uns eingeworfen werden konnte.

In ſolchen Fällen geht es nämlich oft wie es den Römern ging mit den Elefanten des Pyrrhus; die Neuheit macht den Feind dreimal fürchterlicher, als er in Wahrheit iſt, und iſt der erſte Eindruck der Erſcheinung überwunden, ſo iſt es alsbald auch die Erſcheinung ſelbſt.

Wir ſind in jenen Tagen vielfach über dieſe Entſchließung zur Sperre getadelt worden, und ich würde ſicher in jetziger Zeit auch nicht mehr dafür ſtimmen, allein für damals bin ich, wie geſagt, noch gegenwärtig überzeugt, war die Maßregel eine vollkommen geeignete. War doch der Zuſtand unſerer Stadt und unſers Landes wirklich ein ganz exceptioneller; in jeder Familie faſt wurden Unmaſſen von Choleramitteln angehäuft, Cholerabetten und Dampfapparate wurden gefertigt, eigene Aerzte wurden nach Warſchau und Berlin geſendet, um in den Spitälern dort die Krankheit zu ſtudiren, und man kann daher wol denken, daß es für Unzählige jedenfalls ein durch die altbewährten Sicherungsmaßregeln Oeſterreichs gegen die Peſt wol einigermaßen gerechtfertigtes und vielfach beruhigendes Verfahren erſchien, daß man nun wußte, der Verkehr mit den angeſteckten Orten ſei wirklich auf ein

Minimum herabgesetzt, und jedenfalls somit wenigstens ein Moment der Weiterverbreitung des Uebels aufgehoben. Nichtsdestoweniger wurden indeß auch im Lande alle Vorkehrungen getroffen, den gefürchteten Gast in geeigneter Weise zu empfangen, überall waren Locale zu Krankenanstalten vorgerichtet, ich selbst hatte eine Tabelle über Kennzeichen und erprobteste Schutz- und Heilmittel drucken lassen und in meiner Clientele vertheilt; kurz! die Thätigkeit, die sich entfaltete, war ganz dem Schrecken gemäß, welcher dem Feinde vorauging. Glücklicherweise blieb es wirklich bei dem bloßen Schreck, und die Krankheit ging diesmal, wie auch größtentheils die folgenden male gnädiglich an den Grenzen Sachsens vorüber. Als einzige, auch vorübergehende Nachwirkung ließ sie einen Mäßigkeitsverein zurück, welcher namentlich durch die fürsorglichen Bestrebungen des Prinzen Johann ins Leben trat. Se. Hoheit hatten hierfür selbst eine kleine Schrift entworfen, der ich vom medicinischen Standpunkte aus ein Nachwort von gleichem Umfange beigab. Im ganzen wirkte es übrigens ohne Zweifel weniger günstig für den uns vorschwebenden Zweck, daß gerade Personen als Stifter des Vereins sich nennen mußten, welche an und für sich wenig in Versuchung kommen konnten, durch Misbrauch der Spirituosen sich zu schaden, und wirklich ist denn auch das Ganze nach einigen Jahren wieder untergegangen, höchstens, daß die herausgegebenen Schriftchen hier und da, namentlich in Seestädten, wo dergleichen überhaupt mehr am Platze ist, als Muster ähnlicher Unternehmungen und Apostrophirungen gedient haben. War doch glücklicherweise in Sachsen an und für sich die Trunksucht nicht in so großem Maßstabe verbreitet.

In Bezug der Fremden, von denen ich schon weiter oben gesagt hatte, daß in diesem Sommer ihrer viele durch Dresden zogen, muß ich doch insbesondere noch des Dichters Oehlenschläger gedenken. Ich lernte ihn kennen bei Prinz

Johann, an deſſen Tafel ich ihn nebſt Tieck eines Tages vorfand. In frühern Jahren hatte mir ſein Correggio, ſeine Axel und Walpurg und König Hakon Jarl wol, ebenſo wie ſein Alladin, einen Eindruck gemacht. Er gehörte einer weichen, romantiſchen Schule an, die damals viele Verehrer zählte, und wenigſtens durch innerlich wärmere und reinere Geſinnung immer bedeutend die ſpätern franzöſiſch-deutſchen Ausläufer jener Literatur der Verzweiflung überragte. Ich fand ihn im höchſten Grade übereinſtimmend mit ſeinen Schriften! Ganz das Gemüthliche, Geiſtreiche, mitunter Breite, Selbſtgefällige, ja zuweilen auch ans Leere Streifende, wie es ſeine Werke bezeichnet, prägte ſich ebenſo aus in ſeiner mäßig großen, ziemlich dicken Figur, in dem wohlhäbigen, runden Geſicht, mit vorſtehender gebogener Naſe, und in den kleinen lebhaften phantaſiereichen Augen. Es that mir leid, daß er nicht länger hier weilte, ich hätte gern etwas näher mit ihm bekannt werden mögen!

Ebenſo kamen ſpäter der einſt als Wunderkind gerühmte Witte, nebſt dem Maler Siegert aus Breslau, von Italien zurückkehrend, wo der erſtere ſchon den Grund zu ſeinen weitgreifenden Dante-Studien gemacht hatte, durch Dresden, und erneuerten mir durch ihre Erzählungen in nicht geringem Maße die Sehnſucht nach dieſem Wunderlande. Aus Schweden kehrten die Gebrüder Retzius (der eine Arzt, der andere Anatom) bei mir ein, und in ihrer Begleitung erſchienen einige ſchöne Geſchenke aus Stockholm — porphyrne Vaſen und ſchönes Porzellan mit Bildern ſchwediſcher Volkstrachten reichlich verziert, Gaben der mir ärztlich dankbaren und befreundeten Familie des Grafen Löwenhielm; kurz, das Leben bot mannichfaltige und großentheils angenehme Abwechſelungen dar.

Wir brachten diesmal Spätſommer und Herbſtes Anfang in Pillnitz zu, und neben manchen maleriſchen Studien ergab

ſich da zum erſten male mir die Gelegenheit, eins der merkwürdigſten mikroſkopiſchen Geſchöpfe, vielfältig, ausführlich, und in voller Muße zu unterſuchen, welches unſere ſtehenden Wäſſer darbieten — es war das ſogenannte Kugelthierchen, Volvox globator. Viele Zeichnungen wurden davon entworfen, die Prinzen Friedrich und Johann und manche der Damen, auch unſere Freundin, Gräfin Einſiedel, beſuchten mich auf meinem Zimmer und bewunderten das ſeltſame Weſen, wenn es in einem Tröpfchen Waſſer unter dem Mikroſkop, einem rollenden Weltkörper vergleichbar, ruhig dahinzog, und für eine Woche war das Kugelthier ſomit förmlich in die Geſpräche des Hoflagers aufgenommen, wo doch gerade wiſſenſchaftliche Dinge ſeltener ausgebeutet zu werden pflegten. Die Ausbildung meiner Gedanken über das, was ich „Protorganismen" nenne, und als ein eigenes Reich der Indifferenz zwiſchen den ſo differenten Reichen des Thier- und des Pflanzenlebens als ein Urſprüngliches in die Mitte ſtelle, befeſtigte ſich namentlich an dieſen Gebilden, und habe ich ihnen daher über Anſchauung einfachſter Lebensformen für immer viel zu danken gehabt.

Nebenbei befreite mich auch der pillnitzer Aufenthalt für alle dieſe Wochen von den Sitzungen in der Commiſſion gegen die Cholera, als welche meiſt einen etwas langweiligen und alltäglichen Geſchäftsgang darboten; dagegen war damals ernſtlich davon die Rede, daß, wenn die Epidemie trotz all unſerer Maßregeln Dresden erfaſſen würde, der Hof in Pillnitz bleiben, und auch dort eine Art localer Cernirung, veranſtaltet werden dürfte; Einrichtungen, bei denen freilich alle meine praktiſchen Geſchäfte in der Stadt hätten aufhören müſſen. Glücklicherweiſe trat das erſtere nicht ein und ſo wurde nun das letztere überflüſſig. Am 30. Sept. ſtand ich noch ſpät abends in ſtiller Sammlung auf der Elbterraſſe des Löwenkopfs, der Inſel gegenüber, hinſchauend auf die ſchlafende

Gegend und aufſchauend zu den tauſend aufgewachten Sternaugen des Himmels, und nahm wieder Abſchied von der mir immer lieber werdenden Umgebung. Es war damals ein eigenes Wogen in meinem Gemüth, wie es dort heißt:

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht von Grund aus
Schäumende Wogen.

Ich wurde angezogen, ich wurde theilweiſe abgeſtoßen, die Bewegung war oft ſchwer genug zu beherrſchen und wieder war die Ableitung in der Kunſt dankbar zu erkennen, welche unter allem Treiben alltäglichen Lebens manche recht hübſche poetiſche Perle in Form von Bildern an den Strand warf, und dabei vieles dazu that, daß das Gleichgewicht des eigenen Fahrzeugs nicht ganz verloren ging. Eins der beſten Bilder aus dieſer Periode war eine Erinnerung an Rom: man ſieht die Peterskirche, es iſt Abenddämmerung. Im Vorgrunde rechts Hügel mit Gewölben von Opus reticulatum, darüber eine junge Pinie. Die Abendröthe mit der Mondſichel verglimmt am Horizont. Links auf dem vordern Hügel zwei Geſtalten in Mänteln; ich hatte an Michel Angelo und Rafael dabei gedacht, und die Bezeichnung mußte deutlich genug ſein, denn als ich das Bild an Dahl zeigte, fragte er ſogleich, ob ich nicht jene beiden gemeint habe? Da ich damals noch mit Regis viel correſpondirte, ſchrieb ich ihm auch davon, und dies wurde die Veranlaſſung, es ſpäter nach Breslau zur Kunſtausſtellung zu ſenden, wo es ſogleich angekauft worden iſt, ſodaß ich nie weiter erfahren habe, wem es eigentlich zutheil geworden. Späterhin habe ich alsdann denſelben Gegenſtand noch einmal, aber mit aufgehendem Vollmonde ausgeführt, ein Bild, das ich ſpäterhin meiner lieben Schwiegertochter verehrt habe. Regis ſandte mir für jene Augenweide eine literariſche Gabe, nämlich die ſaubere

Reinschrift einer Auswahl seiner Uebersetzung Shakspeare'scher Sonette, welche späterhin auch im Publikum einer günstigen Aufnahme sich erfreuten. Füge daher auch noch die Stelle eines Briefes bei, mit welchem ich seine Gaben erwiderte:

„Wenn man nicht am Ende alles Beste, was uns im Leben zutheil wird, unverdient und ohne volle Würdigkeit dahinnehmen müßte, indem man darin nur die Aufforderung zu sehen hat, es auf eine würdige Weise zu verwenden, so würde ich bei dem Empfange Ihrer lieben Sendung wahrhaft befangen, ja fast beschämt gewesen sein.

„Wie viel Mühe und Sorgfalt haben Sie nicht auf diese Reinschrift verwendet, wie belehrende Erläuterungen beigefügt und wie klar und gediegen sind Ihnen nicht die meisten dieser Uebersetzungen gerathen.

„Nehmen Sie vollen herzlichen Dank! Ich werde dieser Sammlung den Platz neben den mir vom Großherzoge verehrten Werken der Mediceer anweisen und nur Würdigen und Wissenden sollen sie da zugänglich bleiben. Es trifft übrigens jetzt recht schön manches zusammen, um Shakspeare's Schatten mir näher heraufzuführen: Tieck's Dichterleben, Tieck's Lesen (neulich «Julius Cäsar» vortrefflich!), Ihre Sendung, und das Lesen des Originals selbst, mit einer englischen Familie allwöchentlich fleißig getrieben! Besonders aber diese von Ihnen verdeutschten Documente einer leidenschaftlichen Männerfreundschaft haben mir die mannichfaltigsten Betrachtungen veranlaßt."

So war denn nach und nach wieder ein Jahr vorübergegangen und gleich der Anfang des folgenden (1832) wurde mir merkwürdig, namentlich durch die Mitwirkung Tieck's zur Feier des 3. Jan., welche nun einmal den Meinigen und unsern Freunden typisch zu werden den Anschein hatte. Es war das erste mal, daß wir ihn mit all seinem feinen Humor so ganz zum engern Kreise zählen durften, und Freund

Ungern-Sternberg war es, der ihn für diesen Abend besonders angeregt hatte, indem er einen dramatischen Scherz dichtete, der durchgreifend genug war, um von Tieck mit trefflicher Laune gelesen, eine ganze Gesellschaft von Freunden und Freundinnen in heiterste Stimmung zu versetzen. — Nach dem Vorbilde der „Frösche" des Aristophanes, mit deren Lesung Tieck uns in vorausgehenden Tagen einigemal im engsten Kreise erfreut hatte, war hier geschildert: Dr. Hahnemann's Fahrt in die Unterwelt, um sich einen Nachfolger zu holen. Natürlich geht es ihm dabei nicht besser als dort dem Dichter, der mit Herakles' Keule kommt und nichtsdestoweniger bedeutend geschlagen wird. Der Homöopath muß vor Pluto's Thron eine Disputation mit Telesphoros überstehen, der ihn alsbald kurz und vollständig widerlegt, worauf er dann weiter genöthigt ist, einer Feier beizuwohnen, welche für einen gerade heute geborenen Arzt und Naturforscher veranstaltet wird, als von welchem man denn allerhand Neues und Großes prophezeit. Die harten Verse der Voß'schen Uebersetzung des griechischen Lustspieldichters waren hierbei gut genug nachgeahmt, und die grotesk eingewobenen Figuren der Architekten Schurig und Weinbrenner nahmen sich gleichfalls in Tieck's Vortrage gar lustig aus, und so verfloß der Abend völlig zu allgemeinem Ergötzen.

Was nun wieder meine wissenschaftlichen Arbeiten betraf, so beschäftigte mich zu jener Zeit, wo übrigens immer noch rings um unser auch bis dahin unangetastetes Land die Schrecken der Cholera*) herrschten, die Ausarbeitung meiner „Briefe über das Erdleben", ein Buch, in welchem ich die große organische Anschauung des Naturganzen zu feiern gedachte, worin ich nun einmal die mir allein homogene und nach allen Seiten gerechtfertigte sah, sodaß ich denn eigentlich

*) Auch Böhmen war nun von der Seuche ergriffen.

allerdings die Abſicht hegte, hier eine Vermählung der Wiſſenſchaft und des poetiſchen Geiſtes ſoviel als möglich zu verwirklichen. Die Arbeit daran ſchritt nur langſam fort, ich las einzelne Briefe in kleinern Freundeskreiſen vor, rundete und vollendete ſoviel ich konnte, und kam denn doch erſt mehrere Jahre ſpäter dazu, das Ganze einigermaßen abzuſchließen und herauszugeben, wo es denn, gleich manchen andern meiner Werke, das Schickſal hatte, von einigen enthuſiaſtiſch aufgenommen und mit Beifall überhäuft zu werden, während ebenſo viele es auf das härteſte beurtheilten und verfolgten, andere endlich überhaupt es nicht beachteten.

Nebenbei hatte ich auch in den letzten Monaten des vorigen Jahres eine ausführliche Anzeige von der damals, mit franzöſiſcher Ueberſetzung Soret's, neu herausgegebenen „Metamorphoſe der Pflanzen" von Goethe für die berliner „Jahrbücher wiſſenſchaftlicher Kritik" geſchrieben, und ſo kam mir nun in einem Briefe Varnhagen's von Enſe aus Berlin noch ein beſonderer Dank des alten Dichterfürſten zu. Was Goethe ihm darüber geſchrieben, hatte er nicht verfehlt reinlichſt abzuſchreiben und wie nachſtehend mir zu ſenden:

„Für die verſchiedenen intereſſanten Mittheilungen danke zum allerſchönſten, worunter der liebenswürdigen Anzeige meiner neueſten botaniſchen Bemühungen von Herrn Carus vor andern erwähnen muß. Es iſt ſo erfreulich, ein klares Wort über das zu hören, was uns im Innerſten glücklich macht! Er durchſchaut die Natur, und wird am beſten und reinſten beurtheilen, was redlich geſchieht, um ihr das Mögliche abzugewinnen. Danken Sie ihm aufs beſte, bis ich Raum finde, es ſelbſt zu thun. Sie wiſſen, wenn man ſich zur Abreiſe anſchickt, ſo finden ſich am Ende mehr Schulden und Reſte abzuthun, als man denken konnte."

Waren doch ein paar Jahre vergangen, daß ich keine unmittelbare Mittheilung mehr von dem werthen Manne

erhalten, von Monat zu Monat konnte man dem Verluſte des Trefflichen entgegenſehen, und wirklich blieb dies denn auch der letzte Gruß an mich; denn ſchon bald nach des Märzen Idus (am 22.) war er uns entriſſen. Ich gebe hier, was ich damals darüber an Regis ſchrieb:

„Der langgefürchtete Schlag iſt gefallen! und wie wir auch vorbereitet zu ſein glaubten, ſo hat uns doch dies, wie faſt immer, ſo recht unerwartet einbrechende Geſchick heftig erſchüttert.

„Ja, hat mich doch dieſer Tod eigentlich zwiefach betrübt! denn er erſcheint mir zugleich ſymboliſch, wie der Tod einer Blütenzeit der Nation, und zwar wie der einer Blütenzeit gefüllter Blumen, welche keine oder nur dürftige Früchte hinterlaſſen; denn geſtehen Sie nur, daß von der nächſten Folge in ſeinem Sinne wenig Troſt zu hoffen iſt. Wenn ich ſo die neueſten Schreier deutſcher Zunge, Börne und Heine z. B. betrachte, welche nach Goethe's Abgange ihr Weſen um ſo frecher treiben werden, ſo kommt es mir wol vor als ſei auf einem Theater eben aufs würdigſte Iphigenia gegeben worden, und nun während die Lichter verlöſchten, ſtritten ſich nur noch widerlich allerhand Statiſten hinter dem gefallenen Vorhange.

„Es liegt mir ein angenehmes Gefühl darin, daß ich glauben darf, meine Anzeige ſeiner «Metamorphoſe» habe ihm noch «vor den letzten Sonnen» ein heiteres Wohlgefallen «abgewonnen».“

Das Frühjahr brachte mir übrigens noch vielfache Erinnerungen an den Dahingeſchiedenen, und namentlich war es mir höchſt intereſſant, als der langjährige Freund Goethe's, der Kanzler Müller, auf einige Tage aus Weimar hier eintraf, und ich nebſt Tieck mit ihm mich an der Tafel des Prinzen Friedrich zuſammenfand. Natürlich gab es hier merkwürdigen Austauſch von Mittheilungen! Einmal kamen wir

hierbei auf Goethe's Anſichten über Dämonologie, und zwar im reinſten Sinne, wo Dämon mit Idee — Urbild — Gottesgedanken — zuſammenfällt. Da wurde denn erzählt, wie er ſich einmal ſpät abends darüber ausgeſprochen, wie es denn doch ſogar verſchiedene Dämonen gebe, darunter enige höhern Ranges — Urgeiſter, welchen die kleinen Dämonen manches in den Weg zu legen ſuchten, die aber trotz allem doch immer wieder durchdrängen und gewiſſermaßen ſchon in ihrem Menſchendaſein ſich von unverwüſtlicher Natur zeigten; dann, wie es gar wol in der Macht des den göttlichen Funken in ſich bewahrenden und erhellenden Dämon ſtehe, zur eigentlichen individuellen Unſterblichkeit ſich hindurchzuarbeiten, da der getrübte und ſchwache dagegen allmählich wie ein Licht verlöſche, und dergleichen tiefſinnige Bemerkungen mehr! Endlich aber war er in tiefſter Nacht vom Tiſch aufgeſtanden, ſagend: „Es iſt unrecht, daß ich mich über dieſe Dinge hier ſo ausſpreche, darüber ſpreche ich eigentlich nur mit Gott!“

Müller ſelbſt, damals ein Mann in den höhern Funfzig, machte mir überhaupt einen günſtigen Eindruck! Ich ſah ihn öfters und er kam ſpäterhin nie nach Dresden, ohne mich aufzuſuchen. Man durfte von ihm ſagen, daß er ganz in ſeinem großen Freunde lebte. Auch von dem vollendeten Fauſt erzählte er viel, wie ihn Goethe vor ſeinem letzten Geburtstage verſiegelt, und darüber beſtimmt habe, daß er erſt nach ſeinem Tode bekannt gemacht werden ſolle; ja auch von andern Sachen, welche dalägen und erſt im Jahre 1850 zu eröffnen ſein würden u. ſ. w.

Andere Mittheilungen über Goethe's letzte Tage kamen brieflicherweiſe nach Dresden durch Fräulein Seidler, die Malerin, doch zeichne ich dies hier nicht auf, da ſeitdem all dergleichen längſt öffentlich vorliegt. Es war mir wirklich zu jener Zeit als habe ſich die Atmoſphäre etwas verfinſtert, und ſo traf es ſich glücklich genug, daß diesmal gerade das

Frühjahr uns nach Pillnitz rief, wo ich eben ein kleines Landhaus für eine mäßige Summe käuflich an mich gebracht hatte, deſſen Einrichtung und einfache Verzierung denn nun etwas mehr Bewegung in unſer Leben bringen mußte. Fehlte es doch außerdem nicht, daß zuweilen das Einerlei des Geſchäftslebens, wie es meine zu jener Zeit ſehr ausgebreitete Praxis mit ſich brachte, mir wieder, wie in alten Tagen, manche ſchwarze Stunde machte, woran freilich hier und da ein tieferer, unruhiger Herzſchlag und manches ungeſtillte Sehnen zugleich, ſeinen Antheil haben konnte. So heißt es in einem Briefe jener Tage an Regis einmal: „Dieſe ewigen Repetitionen des Lebens, die doch, weil ſie wieder irgendeinem fremden Leben ſehr wichtig ſind, auch ihren eignen Ernſt fordern, braten mich mitunter an einem gelinden Feuer. Da zuckt und windet ſich denn zuweilen die arme Seele an der Lebensnadel, wie der Schmetterling an der Todesnadel, und beide werden dabei ſchwach, bis ſie wirklich verenden. Beim Himmel, es macht mir zuweilen eigene Gedanken, wenn ich darauf komme, daß ſolches Einerlei täglichen Treibens uns am Ende ſo weich machen könnte, daß man dann für die letzten Lebensjahre kein Mark mehr in den Gliedern behielte; o, dann lieber fort und dahin zur rechten Zeit! wenn wir noch friſch und frei zum Sternenzelt aufblicken können!“

An dergleichen kranken Stimmungen mochte es indeß auch mit Antheil haben, daß ich zu jener Zeit mehrfach von hypochondriſchen, ja zum Theil an wahrer Monomanie leidenden Kranken heimgeſucht wurde, die mit ihren verrückten Vorſtellungen mich auf Schritt und Tritt verfolgten und oft nur ſchwer einigermaßen gebeſſert werden konnten. Wenn ich mich indeß all dergleichen innerer und äußerer Trübung nicht immer vollſtändig entſchlagen konnte, ſtellte ich mich wol vor des ehrlichen Albrecht Dürer „Ritter mit dem Tod und Teufel“, von dem mir durch unſere Freundin, Gräfin Ein-

ſiedel, aus den reibersdorfer Sammlungen ein vorzüglich ſchöner Abdruck zugekommen war, der ſtets neben meinem Pulte hing, und ſah dem alten Kriegsmann feſt ins Geſicht, wie da alle Nachtgeſpenſter ihm doch nichts anhaben dürfen, eben weil er es vollkommen verſteht, den Teufelsſpuk entweder unter die Hufe ſeines Roſſes zu bringen, oder ihn tapfer an die Lanze zu ſpießen! Beruhigter wandte ich mich dann gewöhnlich dem wirklichen Leben wieder zu!

Meinen diesjährigen Frühlingsaufenthalt in Pillnitz ſah ich übrigens auch durch einen Trauerfall geſtört, indem die Gemahlin des Prinzen Friedrich, die Prinzeß Karoline von Oeſterreich, eine lange ſchon kränkelnde und an Krämpfen leidende Dame, durch einen plötzlich eintretenden Tod hinweggenommen wurde. Gleichſam als Gegengewicht hierfür geſchah es denn, daß, als im hohen Sommer die Gemahlin des Prinzen Johann unter etwas Beſorgniß erregenden Umſtänden ebendaſelbſt ihre Niederkunft erwartete, ich mich wieder dahinaus beordert fand, allwo damals wirklich nicht ohne große Gefahr, aber doch glücklich, im Monat Auguſt, ein dritter Prinz geboren wurde, welcher den Namen Georg erhielt, und auch nicht ohne Einfluß auf unſer Familienleben bleiben ſollte, da 21 Jahre ſpäter mein älteſter Sohn das Glück hatte, dieſen Prinzen auf ſeiner Reiſe durch Italien und Sicilien als Arzt zu begleiten, ja ihm auch ferner als getreuer Arzt zur Seite zu ſtehen.

Wir laſen bei dieſem zweiten Landaufenthalte einmal wieder die Goethe'ſchen „Wanderjahre" durch, und es war natürlich, daß jetzt, wo all unſere Gedanken noch ſo ganz vom Bilde des Verfaſſers erfüllt waren, dies merkwürdige Werk mit um ſo ſchärfern Zügen ſich wieder einprägte.

„Dies iſt auch eins von den Büchern", ſchrieb ich, „von denen Carlyle ſagt, daß ihre Kenntniß erſt nach funfzig Jahren zur Sprache der Tagesblätter durchgedrungen ſein werde!

Nach welchen Regionen ſtreckt nicht dieſer gewaltige Geiſt da ſeine Fühlfäden aus! Iſt er nicht ſelbſt ein Makarios, deſſen Schauen auf geheimnißvolle Weiſe durch das geſammte Sonnenſyſtem ſich ausdehnt!“ Auch ein Bild ging endlich aus all dieſen Gedanken hervor, das wol verdient, daß ich ſeiner etwas ausführlicher gedenke, zumal da ich noch einiges Hübſche mittheilen muß, was Tieck einſt vor demſelben uns ausſprach. Da ich nämlich außer Stande war, dem Dichter das Monument zu errichten, deſſen er würdig war, ſo hatte ich verſuchen wollen, ein ſolches zu malen. Man ſah da alſo in klarem Sommermondſchein in ein wunderbares Felſenthal hinein, wo auf großer, von Klippen umragter Platte ein dunkler Sarkophag ſich erhob, deſſen Mitte eine hohe metallene Harfe zierte, zu deren beiden Seiten Bilder von betenden Engeln knieten, von Nebelſilberduft umzogen und von ſchlanken Tannen überwachſen. Das ganze Bild trug den Ausdruck von Stille, Einſamkeit und Klarheit, und ziert noch, indem ich dieſes ſchreibe, unſere Zimmer. Eine eigene Begeiſterung wehte in dem Ganzen, und es verfehlte nicht ſeinen Eindruck auf viele, die es betrachteten.

Einſt kam Tieck mit Ungern-Sternberg um Mittag zu uns, und in günſtiger Beleuchtung ſtellte ich ihm das fertige Bild vor. Auch bei ihm war ſofort eine tiefere Bewegung unverkennbar, und endlich ſagte er: „Ach! warum habe ich doch nicht den Plan einer Dichtung ausführen können, die mir ſo lange in Beziehung auf Goethe im Geiſte vorſchwebte und an welche mich nun der Blick auf dieſe tiefe Einſamkeit lebhaft erinnert! So hatte ich wollen das Märchen von der ſchlafenden Schönen neu umgeſtalten. Die deutſche Poeſie ſollte es ſein, die unter dem Bilde der ſchlafenden Königstochter mitten in einer Wildniß, und verborgen von Fels und Dorngeſträuch, ſchlummerte, bis der glückliche Jüngling geboren wurde, deſſen Beſtimmung es war, den Zauber zu

lösen. Endlich kam denn der Auserwählte; als getreuer Eckart erschien ihm der ehrliche Meister Hans Sachs, der vor ihm die Dornen auseinanderbog, und so drang er denn durch alle feindlichen Mächte, küßte die Schöne auf den Mund, dieser öffnete sich und Goethe's Dichtungen drangen hervor zum Erstaunen der Welt."

Leider hat wirklich Tieck nie diese schönen Gedanken ausgeführt!

In diesem Jahre ging denn auch ein anderer Geist aus diesem Leben, der meinem Denken vielfältig Anregung gegeben; Krause starb in München, wo er noch einige Jahre Vorlesungen gehalten hatte, und ließ auch dort mehrere enthusiastische Verehrer, seine Familie aber in sehr dürftigen Umständen zurück. Ich hatte übrigens in den letzten Jahren keinen weitern Verkehr mit ihm gehabt, und kann auch nicht sagen, daß mir seine spätern Schriften einen irgend nachhaltigen Eindruck gemacht hätten. Ist doch gewiß kaum sonstwo der Boden so gefährlich für den Geisteswanderer als im Empyräum der Philosophie! Nirgends mehr als dort straft sich die Einseitigkeit so sehr, nirgends ist die Versuchung, sich ganz und gar in sich einzuspinnen oder zu verbeißen, so groß, und nirgends wird dann der Wissende auch so von der Menschheit allein gelassen als hier. Krause hatte manche schwere Erfahrungen der Art zu machen gehabt, und doch war er eine so sehr bedeutende Erscheinung im Felde des Geistes.

Was mich betraf, so wurde mir in der zweiten Hälfte dieses Jahres eine schwere Aufgabe gestellt, nämlich von meiner vergleichenden Zootomie, die ich nun schon eine Reihe von Jahren mit vielen Noten durchschossen hatte, jetzt wirklich die neue Ausgabe zu vollenden. Viel mußte hier zugefügt werden, die Tafeln waren neu zu zeichnen und zu stechen, Präparate und eine Menge von Büchern waren nachzusehen, Gehülfen mußten herbeigezogen werden, kurz, die Arbeit war nach jeder Richtung sehr gewaltig. Gleichsam als sollte ich

indeß dazu von allen Seiten ermuntert und angeregt werden, kam mir jetzt ganz unerwartet vom Inſtitut de France die ſchon oben erwähnte goldene Medaille für Förderung der Phyſiologie zu, und ſo iſt denn auch wirklich dieſe ſchwere Aufgabe nach und nach ziemlich glücklich gelöſt worden. Das Werk erlebte bald nachher eine franzöſiſche Ueberſetzung durch Jourdan, welcher zugleich die Ueberſetzung meines Werks über die Ur-Theile des Schalen- und Knochengerüſtes zugegeben wurde, und hat in dieſer Form auch in andern Ländern viel mitgewirkt, den Sinn für alle dieſe Forſchungen nach jeder Richtung zu verbreiten. *)

Eine andere Freundlichkeit, die ich in den ſchon verrinnenden Tagen dieſes Jahres noch erfuhr, war, daß mir unſer gelehrter Choulant (Profeſſor an der Chirurgiſch-Mediciniſchen Akademie, deren Director er ſpäter wurde), ſeine neue Ausgabe des Benvenuto Cellini widmete und verehrte. Ich hatte nämlich von der italieniſchen Reiſe einen neuern Druck mitgebracht, in welchem nach aufgefundenen Manuſcripten jene ältere Ausgabe, nach welcher Goethe uns ſeine Ueberſetzung gegeben, vielfach bereichert und vervollſtändigt erſchien. Dieſe unſerm vielbeleſenen Freunde mitzutheilen, hatte ich denn nicht verfehlt, und daraus war nun unter Zuziehung vieles andern literariſchen Apparats, das ſauber gedruckte Büchlein entſtanden, womit ich unerwartet erfreut wurde. Man findet darin die Abbildung des berühmten Salzfaſſes des trefflichen Künſtlers, ſowie die ſeines Perſeus und einiger andern Werke. Das Ganze, indem es mich an Italien und an Goethe zugleich erinnerte, gewährte in den abnehmenden Tagen die angenehmſte Unterhaltung, hat aber immer noch nicht Veranlaſſung gegeben, nun auch die deutſche Ueberſetzung nach dieſen Bereicherungen zu vervollſtändigen.

*) Wurde überdies in Belgien nachgedruckt und dadurch noch mehr im Auslande bekannt.

Noch kam es vor, daß das ſchöne Octoberwetter uns alle einmal wieder in die Berge der Sächſiſchen Schweiz lockte, wo wir denn auf der mächtigen Platte des Prebiſchthores eines der prachtvollſten Sonnenuntergänge, die man ſehen kann, uns erfreuten. Das tiefblau Nebelhafte der gewaltigen Thalgründe, der ernſte Ton der Felswände und das zauberhafte Schimmern des Abendgewölks, über dem die Mondſichel hervortrat, während unter ihm die glühende Kugel der Sonne rein hinter den fernen Geiſing des Erzgebirges hinabſtieg, es war ein unvergeßlicher Eindruck! Ich fühlte wohl, wie friſch belebend dies Aufathmen in freier Luft wieder auf mich gewirkt hatte, ſodaß ich mit ungewöhnlicher Empfänglichkeit an einem der nächſten Abende Tieck den „Macbeth" vorleſen hörte und mit größerer Ruhe und Feſtigkeit nun den Blick auch in ſolche Abgründe der ethiſchen Natur des Menſchen verſenken konnte. — Ein merkwürdiges Gegengewicht gegen all dergleichen Höhen und Tiefen gewährte es übrigens, wenn ich dann wieder der fortgeſetzten Ueberlieferungen des Kanzler von Müller über Goethe'ſche Lebensweisheit gedachte. Er ſagte uns da einmal: „Von Rom her, aus der Mitte reichſten und großartigſten Lebens, datirt ſich die ernſte Maxime der Entſagung, die Goethe ſein ganzes Leben hindurch geübt hat und in der er die einzig ſichere Bürgſchaft innern Friedens und Gleichgewichts fand." Es traf mich damals dies Wort, was doch eigentlich nur die alte Inſchrift vom Tempel zu Delphi „nichts zu viel" bedeutet, ſehr eigenthümlich, und erſchloß mir gewiſſermaßen zum erſten mal ſeinen tiefern Sinn, ſodaß ich noch in einem alten Gedenkbuche das Folgende von mir niedergeſchrieben finde: „Entſagendes Zuſammenhalten eines vollkräftigen Daſeins, die Wurzel hoher freier Thätigkeit in den Reichen des Geiſtes! War es nicht dieſe Zauberformel, der Goethe den weſentlichſten Theil ſeiner Titanenkunſt zu danken hatte! Und wie ſehr misverſtehen ihn die,

welche ihn nur als in jedem Ueberfluß ſchwelgend ſich vorzuſtellen gewohnt ſind! Bedenke ich das, und wieder alle Erfahrungen der letzten Tage, ſo flammt eine Stimmung hervor, wie ſie zu allem Tüchtigen und Schönen das rechte Aufgelegtſein gibt. Möge dieſe Flamme in ſolcher Glut ſich erhalten, ſie wird dann unfehlbar zu den rechten Werken leuchten!"

Endlich kam denn auch Humboldt in dieſer Zeit abermals nach Dresden; und da ich ihn diesmal nicht blos im ſtillen Raume des Studirzimmers, ſondern auch in einer kleinen Abendgeſellſchaft bei Prinz Johann ſah, ſo wurde mir zum erſten mal jener geglättetſte Weltton und große Volubilität der Sprache auffallend, die es bei ihm für einen Augenblick zweifelhaft laſſen können, ob er mehr dem Salon oder mehr dem Muſeum urſprünglich gehöre. Die Spitze ſolcher Aeußerungen war es, als er mit humoriſtiſcher Ausführlichkeit aus ſeiner ſibiriſchen Reiſe beiden Prinzen die Einrichtungen in den kleinen Tempeln der Diener des Buddha beſchrieb, wo bald Windfahnen, bald Waſſerräder ſich angebracht finden, um durch ihre Bewegung das Umdrehen jener geſchriebenen Gebetrollen zu bewerkſtelligen, worin dort ein weſentlicher Theil des Cultus beſteht, und als er dann auf die Frage: „Was denn in aller Welt ein ſolches mechaniſches Drehen helfen könne?" mit größter Geläufigkeit und äußerſter Leichtigkeit des Tons hinzufügte: „Ebenſo viel als wenn man ſelbſt betet, königliche Hoheit, aber es iſt bequemer!" — Den Mann der Wiſſenſchaft in ihm zog ich indeß immer dem Manne des Salons vor, obwol ſelbſt dieſe letzte Eigenſchaft in ihm viel genützt hat, um im großen und ganzen an einflußreichen Orten zum beſten der Wiſſenſchaft zu wirken.

Was mich betraf, ſo blieb mir, mitten unter anſtrengenden literariſchen und praktiſchen Arbeiten, nächſt der edeln Malerkunſt, die Muſik (obwol ich dieſe nie ſelbſt übte) eine beſondere Freude und Kräftigung. Es gelang in dieſem

Herbſte wieder einmal, die alten ſchönen Hymnen von Paleſtrina, Vittoria und Lotti durch Schneider's Mitwirkung in unſern Räumen zur Aufführung zu bringen, und über manche andere gehörte, große muſikaliſche Werke ſchrieb ich von dieſem Jahre an mitunter Gedanken nieder, welche zum Theil in meiner „Mnemoſyne" abgedruckt worden ſind und hier und da wol einige Zuſtimmung gefunden haben mögen. Freilich darf ich auch nicht verſchweigen, daß damals, und ſo das ganze folgende Decennium, die Muſik in dem merkwürdigen und in dieſer Macht und Schönheit wol ſo leicht nicht wiederkehrenden Genius der Schröder-Devrient hier einen Vertreter gefunden hatte, welcher ſelbſt die Trägen und wenig Begabten hinriß, den Wiſſenden und Empfindenden aber ein fortwährender Gegenſtand des Studiums und der Bewunderung blieb. Wie viel auch mir durch ſie erſchloſſen wurde, kann man ſchon aus den Worten abnehmen, die ich in jenen Tagen nach dem „Don Juan" niederſchrieb: „Es liegt in dieſer Frau etwas, das durchaus zur Antike hinanſtrebt. Eine volle, große geſunde Natur, welche die Kraft ſich bewahrt hat, einen Gedanken Mozart's vollſtändig zu faſſen! Das Recitativ «Schon ſank der Abend nieder» habe ich noch nie ſo ſingen hören. Alle Glut eines italieniſchen gewitterhaften Abends breitete ſich über die mächtig gehaltenen Töne! Iſt es doch wunderbar mit ſo einem herrlich gewaltigen Werke wie dieſer «Don Juan»! das kommt immer ſo von Zeit zu Zeit, wie Mahadö aus den himmliſchen Regionen herab, ſchwebt, mehr oder weniger getrübt und verdunkelt von irdiſchem Dunſt und Rauch, einen Strich über die Erde hin, und verſchwindet dann wieder in Nacht und Oede; in ſich aber iſt es ewig, und in dauernden Gedanken vermögen wol auch wir es uns ſo zu befeſtigen."

Ueberlege ich jetzt manchmal alle die großen und ſchönen Einwirkungen, die ich in ſolcher Weiſe erfahren habe, ſo erkenne

ich recht deutlich, wie mein inneres Wiſſen und Erkennen, in ſeinem ganzen Umfange keineswegs etwa blos durch den, und an dem Buchſtaben der Ueberlieferungen fortgewachſen iſt, ſondern wie alles dies einzelne concrete Schöne ſo ganz beſonders dazu beitragen mußte, mich auch im Abſtracten zu erleuchten und zu klären, ja ich erwähne das ausdrücklich hier um ſo mehr, da mir oft ſcheinen will, daß der echte platoniſche Cultus des Ur-Schönen, in der Neuzeit weit mehr als billig vernachläſſigt zu werden pflegt.

In Wahrheit lag mir dieſer Cultus von jeher tief im Blute, und ich entſinne mich, daß ich deshalb ſelbſt mit ſonſt Naheſtehenden, z. B. mit Regis, den bei aller Tüchtigkeit ein gewiſſer angeborener Cynismus zu Dingen nach Art des Gargantua von Rabelais herunterziehen konnte, mancherlei Streit und Zwieſpalt erlebte. Wirklich ſendete der Genannte mir ſeinen verdeutſchten Rabelais mit dem Anfange des Jahres 1833 fertig zu, und wie ſehr ſich mein Sinn doch unwiderruflich gegen alles empörte, was gleich dieſem von der Sonne der höhern Schönheit ſich abkehrt, entnimmt man am beſten aus folgender damals geſchriebenen Erwiderung: „Sage Ihnen alſo für dieſen hänflichen ſinnigen, pampigen innigen, reckenhaft minnigen Wälzer beſten Dank, und weiß wohl, daß es nicht fehlen wird, daß eine ſo tüchtige Arbeit auch allgemeinen Dank kritiſch Beleſener deutſcher Zunge Ihnen zuziehen wird. Schon klingt dergleichen aus Wolfgang Menzel's Literaturblatt, und aus Tieck' Worten, wie aus denen des äſthetiſchen Gaſtronomen, oder gaſtronomiſchen Aeſthetikers Rumohr hervor. Möchten Sie ſich nur auch ſchnell noch den zweiten literariſch-kritiſchen Theil vom Halſe ſchaffen, damit dieſe, Ihre Zototomie nicht ſo weit hinter meiner Zootomie zurückbleibt, und dann lüften Sie ſich wieder im Freien! War gewiſſermaßen in Zweifel, ob man die «Anatomie der Faſtnacht» nicht geradezu in die vergleichende Anatomie der

Thiergeschlechter aufnehmen sollte, denn am verfänglichsten ist offenbar der Wille dieses Unthiers «wie drei Nuß in einer Schal», doch wollen wir ihn einstweilen noch bei den Menschen lassen, wenn auch mehr bei den Calibans."

Wie groß erschien mir jetzt dagegen der Genius Goethe's, selbst bei allem scharf naturalistisch Gezeichneten im „Faust"! Ich hatte dazumal gerade in einer Auction das sonderbare Buch erstanden: „G. R. Widman wahrhaftige Historie von den grewlichen und abschewlichen Sünden und Lastern des Dr. Joh. Faustus (Hamburg 1599)", und wenn man da einen Blick hineinthut und bedenkt, was der Dichterfürst aus solchem Stoff geschaffen hat, dann erst muß man ihn recht verehren!

Wirklich war es übrigens auch für mich eine besondere Segnung des neuen Frühjahrs 1833, daß mir nun wirklich die Vollendung des zweiten Theils von „Faust" zukam. — Bevor ich indeß noch dazu gelangte, mich hier tiefer zu versenken, diente mir fürerst eine Aufführung der Passion des Sebastian Bach zu wahrer Erhebung, und über beides schrieb ich damals: „Diese Passion (sie wurde am Palmsonntage mit großem Comitat im alten Opernhause aufgeführt) ist ein Werk, welches ganz den Eindruck jener alten, großen, gothischen Münstergebäude mir erneuert hat*), und in welchem die großartigste, reinste und andächtigste Gesinnung sich mit unendlicher Zierlichkeit der Ausführung paart; was aber die Goethe'sche Beschließung des «Faust» betrifft, so zähle ich auch sie zu dem gewaltigsten von allem, wessen der Geist des Menschen jemals Meister geworden ist. Freilich liegt das Werk da, wie die Partitur einer großen Symphonie! Nur dem, der Noten lesen, der sich den Klang und die Harmonie aller Instrumente bei den schwarzen Notenköpfen deutlich machen

*) Man s. einen ausführlichern Aufsatz darüber in der Mnemosyne.

kann, und der zugleich den Geist mitbringt, die durchgeführte Idee des Meisters zu fassen, dem ist eine solche Partitur etwas, während ein anderer, Nichtwissender, wol im Stande ist, das alte Papier ruhig liegen zu lassen, ja, es als Makulatur zu verwenden. Und ist es doch immer so! Die Totalität des Menschen ist es, worauf alles zuletzt ankommt. Nur der tüchtige, der edelgesinnte Mensch, wird etwas wahrhaft Tüchtiges, etwas Edles vollbringen, und sei es die kleinste Handlung, das kleinste Gedicht, es wird stets den Abdruck des Ganzen tragen! Da hatte ich eben von ungefähr des Wendt «Hauptperioden der schönen Kunst» vor mich genommen, um einen Ueberblick davon zu gewinnen. Aber o Himmel! wenn man's liest, möcht's leidlich scheinen. Er weiß so ziemlich, wer und was sich hervorgethan hat, er hat wirklich «viel gelesen», aber es steht doch schief darum, es fehlt an dem lebendig belebenden Hauche, er führt nirgends dem Sinn und Geiste das innere Feuer jener großen Kunstleistungen des Menschengeschlechts, dieser wahren Immortellenkränze am Baume der Menschheit heran, und man bleibt kalt, während man zugleich für bloße trockene Wort- und Sachkenntniß nirgends genug gefördert wird."

Wie gesagt! jene Fortsetzung und Beschließung des „Faust" wirkte nun, je weiter ich eindrang, um so mehr, ich sprach Freunde und Bekannte viel darüber, hielt auch einst in der früher gedachten Löwenstern'schen Familie, wo noch andere Freunde und Freundinnen sich versammelt hatten, einen eigenen Vortrag über dieselbe, die prägnantesten Stellen lesend, das übrige aber erzählend und möglichst erklärend, und so kam es endlich auch, daß bald nachher sich in meinem Geiste die Grundgedanken zu jenen „Drei Briefen über Goethe's Faust" krystallisirten, welche allerdings dann erst im Jahre 1835 herauskamen, dafür aber auf lange hin manchen strebenden Gemüthern zugute gekommen sind und ihnen geholfen haben,

in dieſem ungeheuern Werke mehr und mehr ſich zu orientiren.

Gleichſam als ein Ausruhen von dergleichen ſchweren Gedanken beſchäftigte mich nebenher in einzelnen Mußeſtunden auch die Lektüre der „Promessi sposi“ des Manzoni, auf welche mich namentlich Tieck gebracht hatte, der ſie ſelbſt ſehr hoch hielt und dem ich bald hierin vollkommen beiſtimmte. Dieſe klare reine Geſinnung, dieſe Kraft der Plaſtik, dieſe Friſche der Schilderung, und dieſer echt italieniſche Hauch, der ſich über das Ganze breitet, ſie hielten mich lange feſt und laſſen mich jetzt noch oft wünſchen, daß dem Werke größere Beachtung des an dergleichen Erzählungen ſich erfreuenden Publikums zutheil werden möchte!

Was Tieck ſelbſt betraf, ſo feierte er am letzten Mai dieſes Jahres ſeinen ſechzigſten Geburtstag, und da ich ihn doch einigermaßen zu vergelten wünſchte, was er durch ſeine Lektüre ſo oft in mir gewirkt hatte, ſo widmete ich ihm ein im letzten Winter entſtandenes Bild, gemalt nach der um die Weihnachtszeit geſehenen wunderbar ſchönen Conſtellation dreier Planeten mit dem Neumonde, und gab dazu jenes kleine Gedicht, welches ſo viel ſpäter am Schluſſe des gedachten Aufſatzes über Tieck in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuch“ (1845) abgedruckt iſt, urſprünglich aber gewiſſermaßen zur Erklärung jenes Bildes dienen ſollte.

Wir waren diesmal ſchon im Frühjahr in Pillnitz, ich aber kam zu jenem Tage herein nach der Stadt und fand den Dichter in ſeiner Wohnung am Altmarkte gegen die Mittagsſtunde, umgeben von Frau und Töchtern, Gräfin Finkenſtein und einer Menge glückwünſchender Freunde und Freundinnen, heiter, bequem in ſeinem Armſtuhle ſitzend, und ironiſch wohlwollend alle Huldigungen in Empfang nehmend. Ach! er ſollte ſich auch nicht lange mehr eines ſo vollzähligen Kreiſes erfreuen!

Indeſſen war nun auch an unſerm Hofe in dieſem Frühjahr eine wichtige Veränderung vorgegangen, die abermals nicht ohne Rückwirkung auf mein Leben bleiben ſollte. Der Prinz-Mitregent, deſſen erſte Gemahlin, wie oben gedacht, im vorigen Jahre verſtorben war, vermählte ſich am 24. April mit Maria Anna Leopoldine von Baiern, derſelben, welche mich einige Jahre früher in Dresden mit ihrer Mutter ſo freundlich aufgeſucht, einige meiner Bilder an ſich gebracht hatte, und ſpäter ſo viele Jahre hindurch mir eine huldvolle und gnädige Fürſtin geblieben iſt. Der Einfluß, den dieſe Verbindung auf den Prinzen zeigte, war ein in jeder Beziehung höchſt günſtiger. Lange namentlich war mir an ihm ein gewiſſer trüber Zuſtand des Gemüths, verbunden mit manchen kleinen körperlichen Beſchwerden, bemerkbar geworden, ohne daß es mir irgend gelungen wäre, den hohen Herrn zum freien ſich Ausſprechen über ſein Befinden zu vermögen, und alſo auch ohne ärztlich wirkſamen Rath geben zu können, um damit eine entſchiedene Beſſerung herbeizuführen. Gegenwärtig änderte dieſes ſich bald. Die Nähe eines geliebten und liebenden Weſens von ſo hohem und lebendigem Geiſte, als dieſe junge Fürſtin war, ſchloß ihm das Herz auf, und von da an erlangte auch ich es, daß er über alles Krankhafte, das er empfand, mir offenere Mittheilungen gab, und ſo nun wirklich die Möglichkeit gewährte, vieles zur Herſtellung und Erhaltung ſeiner Geſundheit rathen zu können, wodurch ich ſomit das Glück erreichte, mehr als zwei Decennien hindurch ſeines meiſtens ungetrübten Wohlſeins mich erfreuen zu dürfen, bis endlich das traurigſte Ereigniß ihn plötzlich und ſchrecklich uns entreißen ſollte. Auch das Hofleben erfuhr jetzt manche wohlthätige Veränderung, denn bei aller ſorgfältigen Bewahrung der Gewohnheiten des greiſen Königs und des ebenfalls hochbejahrten Prinzen Maximilian, drangen doch geiſtige Intereſſen immer mehr in die

Tages- und Abendordnungen des Hofes ein; schon in jenem Sommer sah ich mich veranlaßt, einigemal abends, während die ältern Herrschaften zum Spiele niedersaßen in andern Räumen, den jüngern aus meinem italienischen Reisetagebuche zu lesen, und später dehnte dies in der Stadt noch dahin sich aus, daß kleine anderweitige Vorträge gern gehört wurden, Tieck zuweilen dort dramatische Lektüren gab, und Musik auf genußreiche Weise in kleinen Kreisen gehört wurde. Kurz! das meiste von dem, was nur ein fein gebildeter weiblicher Geist richtig anzuordnen und auszuführen im Stande ist, wurde jetzt durch diese Fürstin mehr und mehr auch am Hofe einheimisch.

Mein pillnitzer Aufenthalt dauerte diesmal, weil Kreyßig sich dispensirt hatte, da hinauszuziehen, ziemlich lange, kam mir aber sehr zu statten, um in der großen Stille und Einsamkeit meines Zimmers im Schlosse (da es mir gestattet blieb, mich von den gewöhnlichen Diners und Soiréen fern zu halten), auf das fleißigste an der zweiten Ausgabe der vergleichenden Anatomie fortzuarbeiten, welche denn nun auch im Drucke rasch vorrückte. Im ganzen hatte ich daher diesmal weniger dazu gelangen können, die Gegend wie sonst weidlich zu durchstreifen, dafür aber war es eigentlich in diesem Jahre, daß ich den reizenden Fleck Erde, die Insel, vor meinem Fenster mitten auf der Elbe, welcher ich weiter oben schon gedacht habe, in seinem Innern gewissermaßen zuerst entdeckte. Seit vier Sommern schon bewunderte ich ihre schönen Baummassen aus meinem Fenster, und — so ist ja der Mensch mit manch ihm nahe liegenden Glück — niemals hatte ich noch den Einfall gehabt, mich dahinüber rudern zu lassen und tiefer in diese liebliche Wildniß einzudringen. Endlich an einem schönen Sommermittag kam mir der Einfall, und ich war kaum dort ans Land gestiegen, als ich verwundert stand über die Freiheit, Schönheit und Macht dieser von

Menſchen ganz ungeſtörten Vegetation! Ich ſchrieb damals davon: „Dieſer wunderliche Fleck Land, der, langſam zu umgehen, wenig über eine halbe Stunde braucht, iſt ſo angeſchwemmt, bewachſen, ja belaubt von manch hundertjährigen Bäumen, ohne daß Axt und Schaufel je daran gerührt haben. Es wuchert hier alles in Ueppigkeit übereinander, in der Mitte die Wieſe wird mitunter gemäht, das übrige bleibt, von Vogelſchwärmen belebt und von Seeſchwalben umflogen, ganz ſeinem Schickſal überlaſſen. Da bin ich nun diesmal, nachdem ich einmal es aufgefunden, öfters, bald allein, bald mit befreundeten Gemüthern geweſen, und ich kann nicht ſagen, wie ganz eigenthümlich mich dies Stückchen Erde beſchäftigt hat. Es ſchwebt mir ein Bild vor, worin ich dieſe Empfindung ganz ausſprechen möchte, aber meine Arbeiten laſſen mich nicht zum Malen kommen.“ Dieſen Worten ſei indeß hier gleich beigefügt, daß ich ſpäter doch wirklich, nach mannichfaltigen Studien da drüben es durchgeſetzt habe, ein großes Bild dieſer merkwürdigen Natur zu vollenden, welches noch jetzt Kunſtfreunde erfreut, und eine Erinnerung an eine Wachsthumsfülle bewahrt, von welcher (wie ich auch ſchon früher bemerkt habe) die Cultur ſpäterhin ſo manchen Reiz hinweggenommen hat.

In all dieſen Jahren, beſonders aber damals, wo mein ärztlicher Geſchäftskreis in der Stadt noch ſo groß war, daß ich ihn nur mit Hülfe eines oder zweier zuverläſſiger ärztlichen Gehülfen (zu jener Zeit war es der Sohn meines zweiten Oheims Jäger in Leipzig, ein junger Mann, der ſpäter als Arzt nach Texas ausgewandert iſt), vollſtändig verſehen konnte, lebte ich übrigens im Sommer immer eine eigene Art von Doppelleben, indem ich den einen Tag in der Stadt eine Menge von Kranken ſah, Conſultationen zu geben und Freunde für den Beſuch von Bädern zu berathen hatte, dann aber den andern Tag auf dem Lande (da ernſte Erkrankungen in der

königlichen Familie doch glücklicherweise eine Seltenheit blieben) mich ganz der Stille und Einsamkeit des Naturlebens hingeben durfte, was mir denn allerdings in hohem Grade zur Erholung und Erhaltung frischen Lebensmuthes gereichte. Im ganzen jedoch hatte ein solcher steter Wechsel verschiedener Lebensaufgaben immer etwas Quälendes, und ließ es mich um so dankbarer erkennen, wenn hie und da auch außer meinem Hause eine aus feinfühlendem Herzen kommende Theilnahme sich mir zuwendete, oder besondere, das Gemüth ansprechende Begegnungen mich wohlthuend berührten.

In einem alten Gedenkbuche finde ich ein paar solche kleine Ereignisse dieses Sommers eingezeichnet, und ich nehme sie hier um so mehr auf, damit, wenn ich die Mühen und Arbeiten schilderte, die oft Muth und Heiterkeit zu rauben schienen, der Leser auch einen Einblick erhalte in Das, was zuweilen schnell mich wiederherstellte.

Erstes: „Gestern hörten wir eins jener Sommercoucerte in den neuerlich wiederhergestellten Räumen des Palais im Großen Garten, womit unsere Kapelle etwa einmal jährlich zu mildem Zweck das Publikum erfreut. Der farbigste Sonnenschimmer führte einen schönen Abend herauf, die Pracht des alten Saals aus den Zeiten der Könige von Polen, mit seinen weiß und goldenen Arabesken, Deckenbildern und Säulen, stimmten im voraus poetisch, und Mozart, Spohr und Rossini gaben dann einen trefflichen Dreiklang zu vollem freudigen Genuß; zumal der erste, von dem man die Schlußscene des «Don Juan» aufführte, die man auf dem Theater gewöhnlich entbehren muß, und von dem man immer sagen darf, was Goethe von Hafis:

Was andere wollten,
Hast du schon!

„Indeß auch ein anmuthiges und wunderschön vorgetragenes Quartett Rossini's mußte gelobt werden. Das war

ſolche Muſik wie Glut eines echt italieniſchen Abends, wo man einen Kreis lebensfroher Gemüther um kleinen Tiſch in blühender Laube bei ſprudelndem Champagner verſammelt wünſchen möchte, um vieler Noth des Lebens augenblicklich zu vergeſſen!"

Zweites: „Es war wirklich als ſollte das, was ich oben von echter Lebensheiterkeit geſchrieben hatte, bald nachher beſtens in Erfüllung gehen, als ich mich nebſt Frau und Kindern in dieſen Tagen zu Goethe's Geburtstag auf ein altes Schloß in der Lauſitz eingeladen fand. Auch hier war ſchon die, ſeit lange im Beſitz der Grafen Einſiedel befindliche Oertlichkeit eigenthümlich intereſſant; ein paar runde Thürme an beiden Flanken des Mittelgebäudes, vor langen Jahren zur Vertheidigung der Burg beſtimmt, waren jetzt wohnlich gemacht und enthielten gemüthliche Zimmer mit alten Bildern und einer kleinen noch ältern Bibliothek, der Burggraben war zugeſchüttet und in einen Blumengarten mit anmuthiger Laube verwandelt, ein offener Park mit breiten Waſſer- und Wieſenflächen nebſt ſchöner Waldung umgab das Ganze und überall hatte die Hand der uns ſeit Jahren befreundeten, liebenswürdigen Gräfin, neben Erhaltung eines gewiſſen alterthümlichen Hauchs, zugleich den vollkommenſten Comfort der Gegenwart verbreitet. Den frühen Morgen des 28. Aug. verbrachte ich allein im Park, und einige Strophen an jenen mächtigen Dichtergeiſt floſſen mir dort zu, die noch beim Frühſtück neben den Meinigen vor unſerer angenehmen Wirthin vorgeleſen wurden, und gerade für ſolchen geſelligen Zweck hinreichend waren, ohne daß ich ihnen ein längeres Gedächtniß zu ſtiften, mich hätte bewogen finden können. Der Mittag fand uns dann, ohne ſonſtige Geſellſchaft, wirklich in blühender Laube um kleinen Tiſch vereinigt, und die mouſſirenden Gläſer klangen in gehobener Stimmung dem großen Dahingeſchiedenen und allem Schönen zu!

„Nach manchen Wegen unter ſchattenden Eichen ſammelte man ſich zur Lektüre des Sternbald um den mondbeſchienenen Theetiſch, und ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſer noch um einen Tag verlängerte Aufenthalt bei allen die glücklichſten Erinnerungen zurückließ.“

Eine zweite längere Excurſion und geſellige Unterbrechung meiner einſamen Thätigkeit gab dann im September meine Reiſe nach Breslau zur elften Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte. Den 15. Sept. abends fuhr ich im Eilwagen dahin ab, mit der Ausſicht, dieſe Nacht, dann den ganzen Tag, und dann wieder eine Nacht zu fahren und erſt den 17. Sept. früh anzukommen, eine Zeit, welche jetzt kaum mehr gebraucht wird, um bequem Paris oder London zu erreichen. Die erſte Nacht hielt der Poſtwagen über eine Stunde in Bautzen ſich auf, und ich war ſomit wieder nahe bei jenem Schloſſe, wo ich kurze Zeit zuvor ein paar ſo ſchöne Tage verlebt hatte. Ich wanderte eben gedankenvoll im Sternenlicht durch die mitternächtigen Straßen, aber bald raſſelte der alte Poſtwagen über das holpernde Pflaſter, und, der in unſern Tagen faſt ſchon mythiſch gewordene Ton des Poſthorns verſammelte alsbald auch die andern ſchlaftrunkenen Paſſagiere unter ſeinem braunledernen Dache. Es war darunter ein Profeſſor der Botanik, Meyer aus Königsberg, eben daſſelbe Ziel mit mir anſtrebend, ein feiner, gebildeter Mann, ſodaß ſich denn doch einige intereſſante Geſpräche ergaben, nichtsdeſtoweniger war ich froh, als nach der zweiten Nacht die Thürme von Breslau mir das Ende der Reiſe verkündeten. Infolge einer Art von Eigenſinn und jener gewiſſen Freundesſchwärmerei, die mich vielfach ſchon zu Aufopferungen und Leiden vermocht hatte, waren von mir mehrere Anerbieten

ſchöner Wohnungen von der Hand gewieſen worden, blos um einem Verſprechen gemäß in das derangirte kleine Hageſtolzenquartier von Regis auf der Heiligen Geiſtſtraße zu ziehen, wo ich freilich nicht eben beſonders mich befinden konnte. Die Verſammlung ſelbſt war ſehr zahlreich und fand für die öffentlichen Vorträge in der prächtig decorirten, noch aus der Jeſuitenzeit ſtammenden Aula ein ſehr ſchönes Local. Auch Humboldt war damals anweſend und trug zuerſt den ſpäter im „Kosmos" erſchienenen Aufſatz vor: „Ueber Einfluß der Landſchaftsmalerei und des Anbaues exotiſcher Gewächſe auf Belebung des Naturſtudiums." Die übrigen Vorträge wechſelten in intereſſanter Folge, und in der dritten öffentlichen Verſammlung gab auch ich eine Abhandlung über ein ſeltſames paraſitiſches Geſchöpf (Leucochloridium parodoxum), welches das Innere einer Schnecke (Succinea) bewohnt, und zuweilen bis in deren Fühlhörner heraufſteigt, dieſen dann ein ſonderbares weiß- und grüngeſtreiftes Anſehen verleihend. Es war eine Entdeckung, die ich mit Freund Thienemann auf der pillnitzer Inſel gemacht hatte. Saubere Zeichnungen erläuterten das ſeltene Ereigniß, und die Sache verfehlte nicht, allgemeines Intereſſe zu erregen.

Ebenſo boten die Sectionen der einzelnen Wiſſenſchaften manchen intereſſanten Stoff, die öffentlichen Feſtlichkeiten waren nicht zu zeitraubend und ablenkend, und ſomit verfloſſen fünf bis ſechs Tage in aller Weiſe lehrreich und dankenswerth.

Da ich für Vollendung meiner zweiten Ausgabe der vergleichenden Zootomie noch einiges auf dem großen Muſeum zu Berlin nachzuſehen wünſchte, ſo nahm ich meine Rückreiſe über dort, und Regis begleitete mich bis dahin. Der König hatte aber damals, nicht ohne Beirath Humboldt's, die Pfaueninſel bei Potsdam zu einer Art von kleinem naturhiſtoriſchen Paradieſe umgeſtalten laſſen, und man ſah da eine Menge

ſeltener ausländiſcher Thiere (wie jetzt im Zoologiſchen Garten bei Berlin) theils frei in Gehegen, theils in zweckmäßig angelegten Häuſern; beſonders aber wurden die Fremden durch das ſchöne und geräumige Palmenhaus angezogen, welches, im indiſchen Stil reich verziert, wirkliche Prachtexemplare verſchiedener Palmen, baumartiger Farrnkräuter, Calladien, Pothos und prächtiger, gleich zart gewirkten Vorhängen von den Galerien niederſchwebenden Lianen enthielt. Hierher machte ich denn diesmal mit Profeſſor Weiß eine Excurſion, und ein ausführlicher Aufſatz über jenes erſte mir erſchienene Bild echt tropiſcher Vegetation findet ſich noch gegenwärtig unter meinen Papieren und bezeugt die Tiefe des Eindrucks, den mir damals dieſe Anſchauung hinterließ.*) Nicht minder waren Rauch und ſeine jüngſtvollendeten Werke etwas, das mich wieder ſehr in Berlin feſthielt. Diesmal folgte mir die „Jungfer Lorenz auf dem Hirſch", dieſes reizendſte derartiger modernen Sachen, von ſeiner eigenen Hand verehrt, auf meiner Heimkehr bald nach. Es iſt die eigene Friſche, das ſchöne lebendige Gefühl in ſeinen Werken, was uns ſo anzieht! und wenn ich bedenke, daß ſeit der Zeit, wo er dies ebengenannte Werk ſchuf, ſeine Productivität noch ziemlich ein Vierteljahrhundert vorhielt, ja ſich erhöhte, und jetzt, da ich dies ſchreibe, noch immer fortgrünt, ſo muß ich auch darin etwas von Goethe'ſcher Natur unbedingt anerkennen. Als Erinnerung an einen andern, hinſichtlich der Dauer und Tüchtigkeit mehr als der ſchönen Productivität nach, ihm verwandten Berliner, kam mir übrigens bald nach meiner Rückkehr eine intereſſante Neuigkeit zu Händen, es war der erſte Band des Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſels. Ich hatte mit Tieck damals einigen Streit darüber, der den Zelter gar

*) Der Aufſatz wurde ſpäter in einem zum Beſten des Gellertmonuments herausgegebenen Gellert-Album abgedruckt.

zu gering hielt und nicht vergessen konnte, daß er einst Goethe brieflich fragt, „was denn Byzanz sei"? während mir doch gar wohl verständlich wurde, warum dieser Dichter gerade diesen Lebens- und Musikkräftigen sich insbesondere zu solchem Gedankenaustausch ausgesucht habe. Zwar schrieb ich einst auch von ihm „es sei doch immer ein Zelter neben einem Pegasus", indeß ist späterhin meine Freude an seinem Wesen stets mehr und mehr im Steigen geblieben.

Beiläufig war ich nun auch während des breslauer Aufenthalts mit einigen Dantophilen über meine Zeichnung des Höllentrichters aus der „Divina Commedia" insofern in Streit gerathen, als man meine Ansicht angriff, nach welcher der Berg der Läuterung im Purgatorio in des Dichters Sinne doch nur der, umgekehrt an der andern Erdhalbkugel nach außen gedrängte, Höllentrichter selbst sein könne; auch Dante eigentlich in diesem Bilde es nur habe anschaulich machen wollen, wie Geburt und Tod im Naturganzen überall die ewigen Gegensätze bleiben, welche dadurch, daß sie einander stets wechselseitig bedingen, ebenso die eine Welterscheinung nothwendig hervorbringen. — Ich ließ mich indeß von jenen Widersprüchen um so weniger irren, als ich nicht verkennen konnte, daß die verschiedenen Abtiefungen der Hölle offenbar den verschiedenen Bergesstufen der Läuterung auf der andern Seite vollkommen entsprechen, und man überhaupt gewiß sein kann, bei Dante immer um so weniger zu fehlen, je tiefsinniger man ihn nimmt. Uebrigens hängt es doch (beiläufig gesagt), meist nur von der Stimmung des menschlichen Gefühls ab, ob uns ein und dasselbe ewige Weltganze zuletzt entweder als fortgehende stete Zerstörung, oder als unausgesetzte Schöpfung erscheinen soll! Und geht denn nicht diese Ansicht selbst über auf die Offenbarung der besondern Idee, welche auch nicht anders als im steten Wechsel von Untergang und Aufgang hervorzutreten im Stande ist! — Schrieb daher in dieser

Beziehung noch nach meiner Rückkehr an Regis: „Fortdauer der sich bewußt gewordenen Idee als Individuum ist Grundansicht meines Denkens, aber Fortdauer in Metamorphose, mit Abstreifung aller Zufälligkeit der Existenz und immer neuer Entfaltung desselben ewigen Geistes, derselben Monade und in stets neuer Form. Goethe's Faustschluß enthält hierüber Herrliches! Wie ahnet man da ein neues Aufgehen von Faust's Grundidee in einer reinern höhern Sphäre!" Könnte denn doch auch nicht sagen, daß ich so viel später irgend Ursache gefunden hätte, von diesem Glaubensbekenntniß wieder zurückzuweichen!

So kam denn nun allmählich wieder der Herbst heran. Im October übernachteten wir noch einmal in der Sächsischen Schweiz auf der Bastei, ich namentlich, um die wunderbaren Wirkungen des Mondlichts auf diesen gewaltigen Felsmassen zu studiren, und ein Aufsatz, der späterhin in der zweiten Auflage meiner Briefe über Landschaftsmalerei abgedruckt worden ist, kann noch jetzt Naturfreunden einigermaßen den Eindruck vergegenwärtigen, den dieses Licht neben diesen Abgründen dort in einer Mondnacht hervorbringt. Man sage nicht, daß man die ganze Wirkung des Mondlichts kenne, wenn man es nicht über eine solche Natur gebreitet gesehen hat.

IV.

Im November fällt denn noch ein Ereigniß, das für die Gestaltung unsers fernern Lebens so wichtig geblieben ist, wie es eben irgend die äußere Form für das innere Wesen nur werden kann, es war der Ankauf der hübschen garten-umgebenen Villa aus dem Nachlaß der Familie Globig in der östlichen Vorstadt Dresdens. Dies Haus war damals in einem sehr verwilderten Zustande. Der letzte Besitzer und Bewohner, Präsident von Globig, war längere Zeit schon erblindet gewesen, nur obenhin waren selbst die durch einige bei der dresdener Schlacht hier hereingeworfenen Kanonenkugeln verursachten Zerstörungen ausgebessert worden, ein Seitenflügel war überhaupt noch gar nicht heraufgebaut gewesen, und ein Speculant, der die Gesammtbesitzung vor mir kaufte und große Gartenflächen davon abtrennte, hatte noch weniger an Wiederherstellung gedacht, sondern war nur auf baldigsten Wiederverkauf mit Gewinn bedacht gewesen. Bei alledem fand ich mich überrascht von dem innern Baustil, namentlich von der Anlage der Treppe, ja noch mehr davon, daß an der Gartenseite über der schönen Bogenthür zu den in den Garten führenden Stufen den übrigen in Stucco ausgeführten Attributen der Künste auch eine große aufgesetzte Palette beigegeben erschien, über welche die Schlange der

Hygiea ſich hervorringelte, ſodaß es wirklich ganz wie eine Hindeutung auf meine eigenen Beſtrebungen ausſah. Mir ſelbſt jedoch in ſolchen Kaufangelegenheiten weniger vertrauend, holte ich erſt den Rath der Freunde ein, und gedenke noch mit Rührung, daß, ſowie die Familie von Einſiedel, auch der treffliche von Lindenau ſelbſt die Güte hatte, alles durchzuſehen und mich mit Rath und Beiſtimmung zu unterſtützen. So wurde es denn mein, am Geburtstage meiner lieben Tochter Mariane den 30. Nov., und als nun ſpäter alles ausgebaut, erneuert, und leidlich verziert war (wozu der ſehr milde Winter 1833—34 die bequemſte Gelegenheit darbot), bin ich ſpäterhin oft genug um das angenehme Beſitzthum beneidet worden, von deſſen früherer Geſchichte, zumal ſeiner altariſtokratiſchen Anlage und jener ſonderbaren prophetiſchen Zeichen wegen, ich übrigens alsbald noch Genaueres nach Möglichkeit auszumitteln bemüht war. Alles jedoch, was ich ſpäterhin, insbeſondere durch Mitwirkung meines verehrten Freundes, des Präſidenten von Langenn, und zwar aus den Erinnerungen des hochbejahrten ehemaligen Oberhofmarſchalls von Reitzenſtein und ſonſt darüber habe erfahren können, iſt Folgendes geblieben: Das Haus iſt unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege, und auf dem Grunde von Brandſtätten, als welche jener Krieg den größten Theil der Pirnaiſchen Vorſtadt zurückgelaſſen hatte, im Jahre 1764 durch Frau von Schönberg, Gemahlin jenes Herrn von Schönberg erbaut worden, welcher den ſächſiſchen Hof zum letzten mal als Miniſter bei der noch von Goethe beſchriebenen Kaiſerkrönung Joſeph's II. in Frankfurt a. M. repräſentirte. Vor dieſer Ehe war genannte Frau von Schönberg mit einem Grafen Bünau verheirathet, und ein Sohn aus dieſer Ehe verband ſich nun mit einer Gräfin Coſel, einer Enkelin jener Coſel, welche auf Stolpen endigte, aus welcher Ehe denn vier Töchter erwuchſen, deren älteſte, eine vermählte Frau von Globig, dies

Haus von ihrer Stiefmutter ſpäterhin erbte. Die andern drei Töchter verheiratheten ſich an einen von Schönberg-Heinsberg, einen Grafen Taube, und einen von Lüttichau, ſpäterhin den Begründer der Lüttichauſtraße, derſelben Vorſtadt. Ich erfahre übrigens als Beitrag zur Geſchichte jener Zeit noch, daß Frau von Schönberg, die Erbauerin des Hauſes, nach dem Tode auch ihres zweiten Gemahls, geraume Zeit hindurch dieſe Beſitzung bewohnend, häufig hier große Geſellſchaften im Garten und Gartenſalon veranſtaltete, und wie anders damals dem all dergleichen noch eingerichtet zu ſein pflegte. Indem es nämlich Brauch war, ſehr zeitig zu Mittag zu ſpeiſen (in früherer Zeit war die Mittagstafel ſelbſt des Hofes ſchon früh 10 Uhr), ſo begannen dagegen die Abendgeſellſchaften bereits um 5 Uhr nachmittags, allwo denn die Gäſte ſich an kleinen Tiſchen im Garten oder Salon vertheilten, meiſtens ſpielten und dann ziemlich einfach ſoupirten. Mitunter wurde auch wol muſicirt oder eine kleine Komödie aufgeführt. Noch hängt in unſerm obern Salon das Porträt dieſer Dame vom Hauſe, eine Copie eines alten Familienbildes, welche wir der kunſtgeübten Hand einer ſpäter uns ſo lieb und werth gewordenen Freundin, Ida von Lüttichau, verdanken, und manchmal haben wir wol bei dem Blick auf dies vorhundertjährige Coſtüm und den eigenen capriciöſen, altariſtokratiſchen Ausdruck dieſes Geſichts, unſere Betrachtungen gehabt über eine ſo ganz vorübergegangene Zeit. Scheint es doch zuweilen, als müßte ſelbſt das Klima im vorigen Jahrhundert noch ein anderes geweſen ſein, denn den großen Salon, worin auch damals die Geſellſchaft zuſammenkam und längere Zeit weilte, fand ich noch mit Steinplatten gepflaſtert, wie es jetzt etwa nur in Italien gut ertragen zu werden pflegt, und ſelbſt für kalte Sommerabende ſich bei uns nicht mehr eignen will. Außerdem war dieſer Raum für kältere Jahreszeit kaum mit einem kleinen Kamin verſehen,

während wir ihn jetzt in solchen Tagen, nachdem er durch hölzerne Fußboden geschützt ist, und wol noch mit Teppichen reichlich belegt wird, mittels viel kräftiger Heizung kaum hinreichend zu erwärmen vermögen.

So verging denn also jener Winter im Bauen, Ausmessen, Eintheilen, Einrichten, Ausschmücken des Hauses, im Ordnen eines neuen Planes für den Garten, Aufrichten eines Weinlaubenganges und allerhand dergleichen Vorkehrungen, in denen der Mensch seinem flüchtigen Dasein irgendwie einen Reiz, eine Beschwichtigung, oder heitere Erleichterung zu geben gedenkt und mitunter wirklich gibt. Der 3. Jan. 1834 fand uns jedoch noch fest in den Räumen der Moritzstraße, und abermals führte mancherlei gute und echte Musik eine erhobenere Stimmung in den Kreis versammelter Freunde, während ein griechischer Brief unsers von Stakelberg, den ich eben noch einmal aus schwerdrohenden Leiden wieder so weit hergestellt hatte, daß er mit dessen mündlicher Uebersetzung die Gesellschaft selbst zu vergnügen im Stande war, noch dadurch besonders gehoben wurde, daß eine junge Griechin, in welcher wir unter der Kleidung nach Stakelberg's griechischen Volkstrachten alsbald meine geliebte, jetzt längst verklärte Charlotte erkannten, dieses Schreiben auf einem zierlichen Korbe mit smyrnaer Feigen, Rosinen und Orangen überreichte, und so wirklich etwas von der Heiterkeit und Süßigkeit des Orients in die trüben Wintertage hereinbrachte.

Gleichzeitig wurden mir an andern dieser Winterabende dramatische und musikalische Genüsse zur Würze, wodurch ein sonst oft so angestrengtes und arbeitsvolles Leben Erfrischung und Aufrichtung erhielt. Tieck war in der Fülle seiner trefflichen Lektüren, und zunächst ging mir Shakspeare's „Wintermärchen" hier zum ersten mal in seinem tiefern Verständniß auf. „Ich kenne doch nichts von ihm", schrieb ich damals, „wo die muthigste romantische Laune so frei und doch so mild,

wie Wolkenzüge über Berg und Thal, dahinzieht." Nach anderer Seite aber begeisterte mich durch höchst tragische Wirkung die unvergeßliche Schröder-Devrient, wenn sie im fünften Acte der „Capuletti von Bellini" diese leidenschaftlichen Melodien in seelenvollstem Vortrage zur vollkommenen Geltung brachte, und aus Dingen, die ohne solch tiefes Verständniß und solche eigene Productivität fast in Nichts zerfließen müßten, Kunstwerke schuf, als deren einziger Mangel nur die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit ihrer Erscheinung angeklagt werden konnte.

Gleichsam zum Abschiede aus unsern bisher bewohnten Räumen hörten wir im März noch einmal im kleinen rothen Saale die alten Lobgesänge von Leo, Durante und Palestrina, und mit jedem mal-mehr Hören gruben sich der Ernst und die Liebe, die darin walten, tiefer ein und wurden vollkommener verstanden! Das ist ja so recht der Segen alles Tüchtigen und Großen, daß ebenso wol, wenn wir ihm in der Gegenwart recht nahe kommen, als wenn wir uns auch wieder einmal eine Zeit lang ganz davon entfernen und nur von weitem darauf zurückblicken, immer die Macht und die Schönheit desselben um so mehr uns fühlbar werden muß; während alles Mittelmäßige meist nur aus einer gewissen Entfernung, und selbst da doch nur zeitweise, uns erträglich werden kann!

Endlich mit dem Frühlingsanfange und nachdem ich noch kurz vorher die zweite Ausgabe der vergleichenden Anatomie völlig beendigt hatte, bezogen wir jetzt das neue, oder vielmehr erneute Haus, und gefielen uns darin ebenso wohl wie es den Freunden da gefiel, unter welchen namentlich Tieck mir in seiner humoristischen Weise erklärte, „er habe bereits einen Plan entworfen, mich aus dem Possess zu treiben", worauf ich ihm freilich mit Wallenstein antwortete: „Mit Kettenkugeln will ich Sie empfangen!" Dabei gab es übrigens immer auch des Schweren, ja des Bedenklichen manches!

Unter vielen Kranken machte einer mir beſondere Sorge, und das war Prinz Friedrich, deſſen trübe, quälende Gemüthsſtimmung von körperlichen Leiden bedingt wurde, gegen welche, wie ſich immer deutlicher herausſtellte, nur eine durchgreifende Brunnen- und Badecur wirkſame Hülfe verſprach. Eine Cur im Marienbad wurde endlich genehmigt und feſtgeſetzt, daß ich mit Anfang Juni ihn dahin begleiten, oder vielmehr dorthin ihm bald nachfolgen ſollte, was denn nun wieder meinerſeits mancherlei Vorkehrungen und Einrichtungen erforderte, auf die ich im Winter noch nicht gefaßt war, und namentlich die Arbeit an meinen Briefen über das Erdleben, die ich jetzt ernſtlich zu fördern gedacht hatte, wieder ganz unterbrach. Da war es denn gut, daß bei alledem der Segen der Kunſt und Literatur nicht verfehlte, Sinn und Geiſt friſch zu halten und zu dem Schatten auch das nöthige Licht in das Lebensbild zu bringen! Es gehörte zunächſt dahin mehreres, was der jetzt wieder recht kräftig aufleben de von Stakelberg an intereſſanten Anſchauungen uns zuführte. So war z. B. eben aus Rom die zierliche Amazone angekommen, welche er bei Salamis aufgefunden und dann in Thorwaldſen's Atelier mit nöthigen Reſtaurationen, und einem, nach ſeinem Syſtem farbiger Architektur verzierten Sockel hatte verſehen laſſen, und alles erfreute ſich an dem reizenden Werke, welches gegenwärtig in der dresdener Antikengalerie ſich aufgeſtellt findet. Ebenſo kam ein bedeutendes Werk von Everdingen, der große Waſſerfall, den man jetzt in der hieſigen königlichen Bildergalerie ſieht, zur Ausſtellung. Er ſtammte zunächſt aus Weimar, wo er ſich im Beſitz der Frau von Heigendorf befunden hatte, und gab mir hier Veranlaſſung, durch ſeine eigene große, man darf ſagen, hiſtoriſche Naturbehandlung, einen Aufſatz darüber zu ſchreiben, welcher in der zweiten Auflage meiner Briefe über Landſchaftsmalerei abgedruckt worden iſt.

In Beziehung auf Musik dann wurden mir die Quartetten der vier Gebrüder Müller merkwürdig. Dieses vollkommenste Zusammengehen in Reproduction Mozart'scher, Beethoven'scher und Haydn'scher Werke war mir so außerordentlich, daß ich damals darüber schrieb: „Ich sage Ihnen, diese Quartetten machen mir fast einen religiösen Eindruck, denn was ist Religion, wenn nicht vollkommene Verbindung, Verbrüderung, im Sinne gegen das Eine, Höchste!"

Nicht minder wirkten mir interessant die jugendlichen Gebrüder Eichhorn, in der ganz eigenthümlich klaren Behandlung ihrer Violinen, und gaben Betrachtungen Raum über die Frage, wie weit eigentlich Reinheit des Tones gehen könne, von denen noch ein Aufsatz in der „Muemosyne" Kunde gibt.

Im Dramatischen endlich war eben die neue Uebersetzung des „Macbeth" durch Dorothea Tieck beendet worden, und wir hörten eine vortreffliche Lesung derselben durch Tieck selbst, sowie auf der Bühne der kleine Master Burton, einer von den dramatischen Wunderkindern Englands, oder den „jungen Nestlingen", wie sie Hamlet nennt, uns einige Rollen aus Shakspeare — namentlich den Juden im „Kaufmann von Venedig" — vorführte und dadurch eben nur die erste entfernte Ahnung gewährte von dem sonderbaren typischen Charakter der englischen Bühne überhaupt.

So war denn der Anfang des Juni herangekommen, der Prinz-Mitregent nebst Gemahlin und Gefolge gingen nach Marienbad ab, und am 6. Juni reiste ich ihnen nach, meine Charlotte mit mir nehmend, um die langen Tage des Badelebens mir nicht zu lang werden zu lassen. Ich finde noch unter alten Heften eine Art von Tagebuch jener Zeit — nach Ovid's Vorgange „Tristia" überschrieben — (denn durch so vieles an Dresden gefesselt, mußte ich mir dort wol eigentlich immer etwas wie in Verbannung lebend vorkommen), kann jedoch jetzt nur hie und da einiges davon mittheilen, da

vieles davon zu individuell bleibt, um ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen zu dürfen.

Tristia. (Auszug.)

Der erste Tag führte uns bei heiterm Wetter nach Annaberg. Von Tharand den Berg hinauf wanderte Goethe's Enkel, den ich schon in Dresden gesehen, mit seinem Mentor rüstig gen Freiberg hinaus. Möge etwas von dem Einflusse, den das Geheimnißvolle alles Bergwesens immer auf den Großvater gehabt hatte, auch ihm zugute kommen! Weiterhin beschäftigten mich die eigenen Physiognomien der Bergleute. Meist kluge, stille und in sich zusammengefaßte Gesichter! Ist es doch merkwürdig, wie selbst gemeine Naturen durch eine gleichmäßige, nicht ohne Gefahr geübte, und auf wissenschaftlicher Basis ruhende Thätigkeit sich zu veredeln pflegen! Ihr Wesen stimmt recht zu dem Eindrucke der öden und dabei innerlich reichen freiberger Gegend, mit ihren Halden, ihren grauen, spitzgebauten Pferdegöpeln und alten Schmelzwerken! Wir machten noch abends einen Spaziergang um das reinliche Annaberg, und weilten mit Interesse auf dem Kirchhofe am Dresdener Thore, am Leichensteine jener Barbara Uttmann, der Erfinderin des Spitzenklöppelns, welche im 16. Jahrhundert hier verstarb. Auch steht da eine alte Linde, eine Art Heiligthum der Stadt; denn vor ein paar hundert Jahren wurde sie von einem eifernden Geistlichen als Symbol der Auferstehung umgekehrt mit der Krone in die Erde gesetzt, sodaß nun Pfahl- und Nebenwurzeln sich zu Zweigen entwickeln mußten; denn so sollten sie beweisen, daß ein einmal wahrhaft Lebenskräftiges, auch unter den sonst zerstörendsten Einflüssen, doch sein eigenstes Wesen zu erhalten die Kraft habe; und wirklich wurden hier die Wurzeln zu Aesten, ihren frühesten Typus übrigens immer noch deutlich

genug verrathend. Grau und eintönig hoben ſich jetzt einzelne Häuſer, zumeiſt aber die alte hohe Kirche, über die verfallende Stadtmauer herauf, und ein ſpätes Abendroth ſchimmerte unter ziehendem Gewölk friedlich über der einſamen Landſchaft.

Am andern Tage im nebeligen Morgen über den Kamm des Erzgebirges, am Fichtelberg vorüber und durch das arme graue Joachimsthal hinaus nach dem luſtigen Karlsbad, wo die verſchiedenſten Phyſiognomien der Menſchen wie des Bauſtils ſich begegnen! Wir ſpeiſten an reichbeſetzter Wirthstafel im „Paradieſe“, und wirklich war die mannichfaltigſte, wenn auch nicht immer ganz paradieſiſche Gemeinde da zuſammengekommen! Dann ein Gang zum Sprudel, dieſem wunderbaren Phänomen, an welchem man nun ſchon ſo lange herumerklärt, faſt wie an einem Genie! von beiden hat ja doch eigentlich noch niemand recht ſagen können, wie ſie eigentlich begründet werden und zu Stande kommen! Abends dann über Petſchau und Einſiedeln nach Marienbad, wo wir dicht neben dem Königswarter Hauſe, der Wohnung unſers Prinzen, eben da uns ein bequemes Quartier bereitet finden, wo ich bei meinem erſten Beſuch dieſes Ortes die Arbeitsleute noch mit Ausrodung des Waldes beſchäftigt ſah.

Den nächſten Morgen mit dem Prinzen am Brunnen, machte ich die Bekanntſchaft Dr. Heidler's, des mir ſchon ſeit mehrern Jahren durch brieflichen Verkehr und vielfache Kranke verbundenen dortigen Brunnenarztes, deſſen ärztlicher Sorgfalt ich auch gegenwärtig unſern hohen Herrn beſtens empfohlen hatte. Er blickte auf als ich zu ihm trat, ſieht mich ruhig an: „Der Anblick entſpricht dem Bilde, das ich mir von Ihnen gemacht hatte“, ſagte er, „freue mich um ſo mehr Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft.“ Von nun an glichen die Tage meiſtens einander vollkommen: früh Brunnenbeſuch, auch wol ein Bad; Conſultationen fremder Kranker; mittags

geſellige Tafel beim Prinzen, nachmittags zuweilen Partien, gewöhnlich aber Spaziergänge mit Lottchen durch die ſchönen marienbader Waldungen, wo man an den Stämmen uralter Fichten das Abendroth verglühen ſah, endlich in den ſpäteſten Stunden, ich oft zeichnend, und Lottchen mir den „Phädon" des Plato oder den Heſiod vorleſend. Letzterer gab mir einſt zu ſonderbaren Vergleichungen von antik und modern Veranlaſſung! Eines Morgens nämlich waren mir die „Mémoires de Silvio Pellico" in die Hände gefallen, und zufällig ſchlug ich folgende Stelle auf: „Vivre libre est chose bien plus douce que vivre en prison, qui en doute? Et cependant, même dans la détresse d'une prison, quand on y pense que Dieu est présant, que les joies de ce monde sont éphémères, que le véritable bonheur réside dans la conscience et non dans les objets extérieurs, on peut encore trouver du charme à se sentir vivre!" Ich ſchlug unwillig das Buch zu, ohne gerade die Geſinnung ſelbſt unbedingt verwerfen zu wollen, aber ich gedachte ſofort einer Stelle, die ich abends zuvor im Heſiod gefunden und die ein ſo viel größeres, reineres, muthigeres Empfinden des Schmerzes ausdrückt, daß mir gegen ihre Einfachheit und Tüchtigkeit die Weichlichkeit des Modernen geradezu unerträglich ſchien. Gibt es doch auch für den Schmerzvollen eine edlere Aufrichtung! Man höre den Alten!

Denn wenn einer mit Gram im tiefverwundeten Herzen
Starr daſitzt und das Leben ſich abhärmt, aber ein Sänger,
Treu im Dienſte der Muſen, die löblichen Thaten der Vorwelt
Preiſt im Geſang' und die Götter auf ſeligen Höh'n des Olympos,
Schnell durchdringt ihn des Leids Vergeſſenheit, keiner Betrübniß
Denkt er hinfort, ihm lenkte der Göttinnen Gabe das Herz um.

Geſtehe ich es nur, in ſolchem Badeleben, wo das ſich gewöhnlich ganz verwirklicht, was Leſſing einmal ſo treffend „die wenige Muße und die viele Langweile" nennt, waren

mir, der durchaus an eine gewisse Folge strengerer Thätigkeit von jeher gewöhnt war, solche Kernworte aus alter Zeit ein ganz besonderer Segen — haben sie mir doch auch sonst über manche Steppen des Lebens hinweggeholfen!

Von besondern Persönlichkeiten, die mir in diesen Tagen begegneten, will ich zunächst bei Streckfuß, den Uebersetzer des Dante, und bei Sulpiz Boisserée, etwas näher verweilen. Den erstern traf ich einst unerwartet an der Tafel des Prinzen, wo der mir befreundete Adjutant, Obrist von Lützerode, mich mit ihm bekannt machte. Auch ich hatte früher den ersten allgemeinen Ueberblick jenes ungeheuern Werkes seiner Uebertragung verdankt, bald aber, nachdem ich mich mehr in die Tiefe des Originals versenkt, diese Nothbrücke weit hinter mir gelassen. Die Vergleichung der Individualität des Uebersetzers mit seiner Arbeit war mir daher jedenfalls interessant. Eine gewisse Uebereinstimmung in beiden blieb nicht zu verkennen. Der Mann ist groß von Gestalt, aber in sonderbarem Gegensatze dazu stehen die weichlichen Züge des Gesichts, die nicht festgezeichnete Nase und die etwas unsichern Augen, und so scheinen denn auch in seinem geistigen Leben die entgegengesetztesten Elemente sich zu vereinen: eine gewisse tüchtigere Seite zieht ihn gegen das Große und Mächtige, aber der Zug hält nicht vor, denn, versucht er so Gewaltiges zu reproduciren, so fehlt es nicht, daß er sogleich, anstatt des wahren und erhabenen, einen schwächern Charakter ihm aufdrückt.

Was Sulpiz Boisserée betrifft, so schrieb ich damals folgende Bemerkung über ihn nieder: „Es gibt Menschen, welche, ohne selbst irgendwie sehr bedeutend zu sein, doch entschieden anregend auf uns wirken und merkwürdig geeignet sind, oft wahrhaft bedeutende Gedanken in uns zu entbinden, und wieder andere sind, vor denen, ohne daß wir ihnen gerade eine unmittelbar feindliche, gehässige, oder durchaus geringe Natur

zuſchreiben müßten, unſer Inneres ſich gewiſſermaßen zuſchließt, vor denen kein friſcher, freier Gedanke uns aufgeht, und welche nicht ſelten eine geradezu lähmende hemmende Einwirkung auf uns üben; wobei übrigens ſeltſamerweiſe, zuweilen eine ſolche Wirkung ſogar uns von Menſchen kommen kann, denen wir außerdem ganz gern einen Blick in den innern Reichthum unſers Lebens vergönnt hätten. Es gehört dergleichen zu den merkwürdigſten Offenbarungen jener verwickelten magnetiſchen Verhältniſſe und vielfachen geheimen Anziehungen und Abſtoßungen des innern Lebens der Menſchheit, wie ſie nur irgend dem tiefern Beobachter klar werden! Boiſſerée iſt eine Natur der erſtern Art! ruhig und mehr behaglich als geiſtreich in ſeinem Weſen, hatte er doch offenbar etwas eigenthümlich Anregendes, und ich verſtand von nun an beſſer, warum Goethe einſt näher mit ihm ſich befreunden konnte. Er kam noch vor meiner Abreiſe mit ſeiner Frau zu uns, und ich las ihnen aus dem Tagebuche meiner italieniſchen Reiſe, aus welchem ich ſchon einigemal auch dem Prinzen vorgeleſen hatte, unſern Einzug in Rom und den Abend im Coliſeum vor, nicht ohne auch dieſe beiden zu lebhafter Zuſtimmung zu bewegen."

Eine dritte intereſſante Begegnung war mir Graf Kaspar von Sternberg, auch einer der noch überlebenden Freunde Goethe's, der dem Prinzen hier einen Beſuch abſtattete und den ich am 15. Juni an der Tafel deſſelben antraf. Wieder hatte ich an ihm der Erſcheinung eines im höhern Alter noch friſch und aufrecht ſich haltenden Geiſtes mich zu erfreuen! Er brachte allerhand Neues mit aus den Steinkohlenlagern Böhmens; Zeichnungen ihrer vorweltlichen Gewächſe, mit wunderbaren Formen von Stämmen, Blättern und Früchten, noch ungekannte Geſtalten eines zu der Familie der Trilobiten gehörigen Thieres jener uralten Sümpfe und Seen; kurz, die Mit-

theilungen, die er machte, waren ebenso anziehend als die Persönlichkeit des Mittheilenden selbst.

Sodann habe ich doch auch noch einer für den Prinzen arrangirten Fahrt nach Königswart, der Besitzung des Fürsten Metternich, zu gedenken, wohin auch mein Töchterchen uns begleitete, die ich somit dort als „Lottchen am Hofe" scherzend begrüßen konnte. Die Gebäude des Schlosses sind klein, und die Zimmer nichts weniger als glänzend eingerichtet; dafür war mir das Verhältniß des Ganzen zu dem weiterhin gelegenen Städtchen Königswart, und besonders zu der oberhalb desselben gelegenen alten mit Bäumen durchwachsenen Burgruine, deshalb sehr merkwürdig, weil ich nicht umhin konnte, durch all diese Oertlichkeiten ganz entschieden an die der berühmten Goethe'schen Novelle erinnert zu werden. War denn nicht Goethe so oft in Marienbad? muß ihm nicht auch diese Scenerie genau bekannt gewesen sein? und kann man wol die angelegten Gänge in der Ruine und die hoch darüber sich wölbenden Bäume umwandeln, ohne des Ortes zu gedenken, wo der Löwe von dem wunderbaren Kinde besänftigt wird? — Die Gesellschaft speiste in dem fürstlichen Saale des Schlosses, und sah nach der Tafel jene, unter Obhut des ehemaligen Scharfrichters von Eger stehende, ja großentheils von diesem geschaffene Curiositätensammlung durch, deren in den Briefen aus Goethe's Badeleben oft genug Erwähnung geschieht. Eine gewisse unordentliche Ordnung oder ordentliche Unordnung, ging dort allerdings bis ins Einzelne. Da liegen die Münzen Napoleon's unter den türkischen (vielleicht andeutend für die Zukunft), und die der Hansestädte unter denen von Marokko und Indien. Einige Mumien, von Prokesch-Osten herübergebracht, zeichnen durch schöne Malereien der Mumienkästen sich aus, die Hellebarte von der Ermordung Wallenstein's fehlt auch hier nicht, ein

trefflich skeletirter, sicilianischer Stierkopf aber mit ungeheuern glänzend polirten gewundenen Hörnern erschien mir damals als die Krone der ganzen Sammlung.

Nach all diesen Betrachtungen stieg man zu Wagen und rollte durch das schmuzige Städtchen Königswart, dessen sämmtliche ärmliche Bevölkerung an die Thüren stürzte, die sechsspännigen Wagen zu sehen, bis der Fuß des Burgbergs erreicht war, dessen schöne Laubgänge dann durchwandert wurden. Wohl ist es hübsch, wie da aus den verfallenen Mauern und aus Zwinger und Burghof hohe Tannen und Buchen sich erheben, wie die schlanken Farrnkräuter sich auf den umgestürzten Felsblöcken wiegen, und aus den öden Fensterbrüstungen junge Ebereschen hervorwachsen! Wie gesagt aber, als ich von da oben hinabschaute, ging besonders die ganze Goethe'sche Novelle mir am Geiste vorüber!

Auf dem Rückwege nach Marienbad leuchtete uns dann noch ein schönes Abendlicht durch die tiefdunkeln Massen der dichten Nadelwaldung!

Während alledem schritt nun die Cur unsers hohen Kranken sehr regelmäßig vor, sein Befinden war von Tag zu Tag besser, und so wurde es denn mir möglich, zunächst auf kurze Zeit wieder nach Dresden zurückzukehren, wohin allerdings die dringenden Wünsche so mancher Kranken mich riefen. Ich fuhr mit meinem geliebten Kinde zuerst nach Karlsbad, allwo mich auch mehrere Consultationen erwarteten, und traf dann den 20. Juni abends wieder in Dresden ein. Seltsam unvergeßlich war mir indeß der Morgen dieser Fahrt des letzten Tages! Gibt es doch so eigene halb prophetische, halb träumerisch-hellsehende Stimmungen, die den Menschen in einzelnen vorzüglich stillen Augenblicken heimsuchen, und dann mehr oder weniger klar für immer ein gewisses phosphorisches Leuchten in der Seele zurücklassen. Dieser Morgen war ein solcher! Es war auf dem Wege hinter Annaberg,

da, wo die ſchön begrünten Hügel vor Wolkenſtein ſich erheben, als mich die ſonderbarſte Regung befiel! Wie ich ſo ruhig in ſchöner Morgenſonne auf die blühenden Wieſenblumen und ſchwärmenden Inſekten blickte, ſo klar den Geſang der Vögel und das Rauſchen der Luft in den jungen Blättern vernahm, da kam es mir vor, als ſei jetzt mit einem male die Natur mir ganz durchſichtig geworden, ich gedachte des Geheimniſſes der Metamorphoſe der Pflanzen und ihrer Spiraltendenz; die bewundernswerthe, nie ganz zu ergründende Eigenthümlichkeit ihrer innern Structur, und all ihre wunderbaren Zahlenverhältniſſe traten mir vor das Bewußtſein; die bedeutungsvollen Bildungsverhältniſſe ihrer Blätter und Blüten, die unzähligen merkwürdigen Organiſationen der von ihnen genährten Inſekten, die feinen Gebilde, welche das Luftleben und die Stimmen der Vögel bedingen. — Alles vereinigte ſich zu einem heiligen Chor der Gedanken, welche dieſen einzigen, in das Gewand der Schönheit gekleideten Moment des auf den Einklang göttlicher Ideen gegründeten Naturlebens, gleichſam nur durch einen Act geiſtigen Hellſehens mit ſolcher Klarheit aufzufaſſen vermochten. Es war ein eigenthümlicher, durchaus ſeliger Zuſtand! kurz — wie alles höhere Glück dieſes Daſeins.

Das Schickſal liebt ſchneidende Contraſte — gleich darauf wurde Lottchen unwohl. Indeß war es diesmal noch nicht von gefährlicher Dauer! und abends begegneten wir in Tharand fröhlich den uns entgegenkommenden Unſerigen!

Schnell vergingen in Dresden acht Tage unter den Meinigen und unter meinen Kranken, und ſchon der 29. Juni fand mich wieder auf meinem Poſten in Marienbad, wo indeß

die Cur des Prinzen ſich auch ihrem Ende zuneigte. Diesmal hatte mich Mariane begleitet, und wir wählten zur Abwechſelung den Weg über Teplitz, um mich wieder einmal an der großartigen Ausſicht von der Nollendorfer Höhe zu erfreuen. Das Wahrnehmen der ſchon ſo raſch zunehmenden Cultur in der Nähe all dieſer Straßen — der Vorläufer des ſpätern Eiſenbahn-Zeitalters — brachte mich zu der nachſtehenden Einzeichnung in die Schreibtafel, welche in ihrer Gültigkeit vielleicht jetzt ſogar noch angemeſſener erſcheinen möchte als damals:

„Sehen wir in all dergleichen, wie der Menſch die Elemente des Erdlebens mehr und mehr zu bewältigen trachtet, wie er überall das Rauhe zu glätten, das Unbeſtimmte zu begrenzen, das üppigſt Bewachſene zu lichten und das Oede zu bepflanzen bemüht iſt, ſo werden wir dabei nie verkennen können, wie ihm nichtsdeſtoweniger in alledem, und nach allen Seiten hin, noch ſo unendliche und unermeßliche Aufgaben übrigbleiben, daß zuletzt immer wieder, er habe gethan, was er wolle, noch die Unendlichkeit eines noch weiter zu Thuenden vor ihm ſteht. Iſt doch im Geiſtigen wie im Sinnlichen das das Außerordentliche und Geheimnißvolle unſers Daſeins, daß wir, indem allerdings jeder bei der Unendlichkeit des Weltganzen als deſſen beſonderer Mittelpunkt ſich empfinden darf, doch überall von Elementen für die Ausbildung unſerer Kräfte umgeben ſind, welche, während wir ſie ſcheinbar mit großer Leichtigkeit in unſerer Nähe bewältigen, andererſeits wieder in ſo ungeheuere Fernen ſich ausdehnen, daß ſofort alles, was wir etwa daran zu bilden und zu ändern vermochten, hiergegen gehalten, ſogleich wieder in ein wahres Nichts zu zerfallen ſcheint. Fühlen wir aber dann unſere Wirkſamkeit zuletzt wirklich in ſolchem Grade reducirt und gewiſſermaßen vernichtet, ſo drängt uns dies jedenfalls zuletzt zu der Ueberzeugung, nicht ſowol unſer Thun

ſelbſt, als vielmehr unſer Streben, und die in dieſem Streben erreichte Entwickelung der Monas in unſerm Innern, ſei eigentlich das, worauf es ankomme, und bleibe denn auch der eigentliche und unvergängliche Gewinn dieſes Daſeins.“

In Teplitz verfehlten wir damals nicht eine Stunde des ſchönen Abends im Park, unter den prachtvollen Eſchen und Weiden, die dort um breite Waſſerflächen hangen, uns zu ergehen, dann aber erquickte ich meine von Staub und Hitze gequälten Glieder in einer der zierlichen Badezellen des Fürſtenbades. Sind dies doch die wahren Bäder im Sinne der Alten! Dieſe ſchönen abgeſtuften Baſſins mit röthlichen und weißen Flieſen belegt, von den kryſtallreinen Wellen dieſer meergrünen, angenehm warmen vulkaniſchen Gewäſſer erfüllt! Viele Kranke ſchon hatte ich hergeſendet und badete jetzt ſelbſt zum erſten mal hier! es war mir wunderbar zu Muthe! Das eigene Gefühl, von dem Centralfeuer des Planeten unmittelbar auf ſo milde erquickende Weiſe erwärmt zu werden, belebte mich ſonderbar!

Du Geiſt der Erde biſt mir näher!

rief ich mit Fauſt und ſenkte mich tiefer in die klaren Wellen.

In der folgenden Nacht fuhren wir durch das alte Saatz, und kamen am folgenden Tage über Karlsbad wieder in Marienbad an, wo ich abends gleich wieder die Lektüre meines italieniſchen Tagebuchs vor dem Prinzen fortſetzte, deſſen Gemahlin eben auf einige Tage nach Baiern abgereiſt war.

Die nächſtfolgenden Tage verliefen nun wieder in ähnlicher Weiſe wie früher, doch wurde die Geſellſchaft durch mehrere fürſtliche Beſuche bald etwas belebter. Schon vor mir war die Schweſter des Prinzen, Prinzeß Amalia, die Schriftſtellerin, eingetroffen, welche ebenfalls für mein Tagebuch ſich lebhaft intereſſirte und weſentlichen Antheil hatte, daß ich ſpäter mich zu deſſen Herausgabe entſchloß; dann

traf die Zwillingsschwester der Gemahlin meines königlichen Herrn, Erzherzogin Sophie von Oesterreich, ein, eine der höhern weiblichen Naturen, vor denen uns gern das Herz aufgeht, angenehmer Gestalt und, bei aller Hoheit, voll der liebenswürdigsten Freundlichkeit. Ich hatte das Glück, an unserer kleinen Tafel ihr zur Seite zu sitzen, und das belebteste Gespräch ließ mich ihr schnelles Wiederabreisen um so mehr beklagen! Später erfolgte auch noch die Ankunft des Prinzen Maximilian sowie des Prinzen Johann.

Nun darf ich jedoch nicht vergessen aufzuzeichnen, wie es uns bei dieser zweiten marienbader Anwesenheit gelang, unerwarteterweise auch einen Beitrag zur dortigen Flora zu entdecken. Es war an einem der ersten heißen Julitage, daß ich mich mit Mariane tief in die Schatten dieser Wälder verloren hatte. Ein Kohlenmeiler fand sich dort vor, das Holz war aufgeschichtet und ein kleiner Wall schwarzer, mit Kohlenstaub reichlich vermischter Erde umgab den flachkegeligen Haufen. Kaum waren wir näher herangekommen, als Mariane ausrief: „Ach, wie der schwarze Wall noch innerlich glüht!“ und beim ersten Anblick glaubte ich dasselbe, denn glühend rothe, größere und kleinere Flecken, mit weißlich aschenhaften Rändern umgeben, fanden sich in Menge an der Innenseite des niedrigen Walles. Nähere Untersuchung zeigte indeß bald, daß das ganze hübsche Phänomen durch eine feuergelbe und zinnoberrothe Pilzvegetation bedingt wurde, welche nach Art eines Schimmels sich hier vielfältig entwickelt hatte, und, gleich als wollte sich die Natur einmal blos in einer Farbenspiegelung gefallen, ganz den Effect machte, als glühe eine nicht mehr rauchende, nur von Asche hier und da etwas verdeckte Kohlenmasse aus schwarzer Erde hervor. Unwillkürlich wurde ich an meine Schilderung des Vesuv erinnert, die ich noch abends zuvor dem Prinzen vorlas, wo ich des seltsamen rothen, grünlichen und giftig gelben Farbenbeschlags im

Innern des Kraters gedachte, wie er gleichsam das Züngeln des Feuers in seinem Innern abbildet und wie er eigentlich verglichen werden könne, halb und halb den vegetabilischen Moos- und Flechtenbeschlägen der Bäume und Felsen, und halb den animalischen Beschlägen aus Sertularien, Balanen und Korallen an unterseeischen Felsen. Es war wieder ein guter Beleg zu der wunderbaren Mannichfaltigkeit, mit welcher die Natur so oft ein oder das andere Thema tausendfältig zu variiren weiß!

Der Fund wurde des andern Tags unter dem Mikroskop genauer zergliedert und gezeichnet, und gab späterhin, nachdem ich ihn dem großen deutschen Pilzkundigen Nees von Esenbeck, als er mich in Dresden besuchte, vorgelegt hatte, Veranlassung zu einer Abhandlung in den Acten der Leopoldo-Karolinischen Akademie, in welcher er von mir als „Pyronema Marianum" beschrieben und abgebildet worden ist. Ich brauche nicht zu sagen, daß das Ganze auch den Prinzen sehr interessirte, welcher sich bereits anderweit viel um bessere Kenntniß der Flora von Marienbad verdient gemacht hatte.

Unter sonstigen merkwürdigen Persönlichkeiten, denen ich diesmal hier begegnete, hebe ich endlich noch das Bild des bekannten Arztes Malfatti aus Wien hervor, welcher von Karlsbad herüberkam und mich zur Consultation bei einer hier die Cur brauchenden Fürstin Narischkin einlud. Es waren jetzt 18 Jahre, seit er mich das erste mal in Dresden besuchte, er hatte meine mannichfaltigen literarischen Productionen seitdem stets mit Interesse verfolgt, und erfreute mich abermals durch sein frisches lebendiges Wesen. Im ganzen hatte er wol etwas gealtert, die Formen waren weicher und breiter geworden, aber im Auge leuchtete doch noch ein unverwüstliches italienisches Feuer, auf eine eigene Energie seines innern magnetischen Princips deutend, dem er ja auch als Arzt und Magnetiseur manche wichtige Erfolge verdankt hatte.

Am 6. Juli kehrte unſere verehrte Prinzeß Marie aus Baiern, wo man ſie mit großen Feſtlichkeiten, mittelalterlichen Aufzügen und aller Lebendigkeit eines, ſeinem Fürſtenhauſe treu anhängenden Volks empfangen hatte, zu ihrem Gemahl zurück, der nun bald zur Abreiſe ſich rüſten ſollte. So war denn auch meine Anweſenheit nicht weiter nöthig, und da eben Prinz Johann gleichfalls zur Rückkehr nach Dresden ſich anſchickte, ſo erhielt ich die Einladung, denſelben bis Karlsbad zu begleiten. An einem ſchönen, heitern Sommermorgen (8. Juli), als alle Berge infolge eines ſtarken Gewitters am Abend vorher in blaulichem Dufte dampften, ſtieg ich daher allein und ohne Gepäck in den leichten Reiſewagen des Prinzen (Mariane folgte etwas ſpäter in meinem Wagen mit Diener und Koffern nach) und hatte alſo die Freude, unter Geſprächen, die ſich viel um Dante bewegten, Berge und Thäler der im Sonnenglanz luſtig ſich erhellenden Gegend, meiſt zu Wagen, zuweilen aber auch zu Fuß, in Geſellſchaft eines mir immer huldvollen, fürſtlichen Herrn zu durchſtreifen, deſſen heller Geiſtesblick und lebendige poetiſche Geſinnung auch ſonſt ſchon den beſten Eindruck auf mich gemacht hatte, und von dem ich damals noch weit entfernt war zu ahnen, daß 20 Jahre ſpäter ein ſchrecklicher Fall mich plötzlich in die Lage verſetzen würde, nun ihn ſelbſt als unſern angeſtammten König verehren zu dürfen.

In Karlsbad ſah ich mich wieder von mancherlei Kranken in Anſpruch genommen, und endlich fand ſich auch mein Töchterchen wieder zu mir, mit welcher ein gemeinſamer Spaziergang dann noch den Tag beſchloß. In Wahrheit! an ſolch herrlichem Sommerabend dies bunte Gewühl verſchiedenartigſter Menſchen, dieſe ganze luſtige Oertlichkeit, die ausgelegten Schätze der Kaufleute, die überall hereinſehenden hohen, üppig belaubten Bergwände, der durchziehende Fluß und die mancherlei hier und da aus dem Stegreife ſich ergebenden

Feſtlichkeiten, es vermag wol in die heiterſte Stimmung zu verſetzen! Wir gingen über die ſogenannte Wieſe, welche eben alles andere eher iſt als eine Wieſe, und ſtiegen dann den Berg gegen „Marianens Ruhe“ hinan. Hier ſchallte nun der Lärm von Bereitern und Gymnaſten, dort flog eine aëroſtatiſche Figur mit zwei kleinen Ballons in die Luft, und drüben lagerten bunte Menſchengruppen auf den wahren Bergwieſen, während von überall her Muſik tönte — man glaubte ſich kaum mehr in einem Lande des halben Nordens! Von da nun hinauf, unter tüchtig gewachſenen Kiefern und Buchen, an den ſchönen, mit großen Feldſpathkryſtallen gezierten Granitfelſen vorbei, zu jener umwaldeten Felsſpitze, welche, nach alter Sage von Entdeckung des Bades, mit dem Namen des Hirſchenſprunges bezeichnet wird; und hier war denn die Umſicht wirklich die reizendſte! Weſtwärts, im Lichte der untergehenden Sonne das weite Egerthal mit der großartigen Kette des Erzgebirges, oſtwärts aber und zu unſern Füßen das enge Thal der Tepel mit ſeiner reichen Vegetation, und ſüdwärts endlich, über dunkeln Tannenbergen eine prächtige, hellerleuchtete Gewitterwolke, ruhig hingelagert:

come il lion quando si posa! —

Zurückgekehrt, ſtiegen wir nach leichtem Souper um 9 Uhr zu Wagen und fuhren bei ſinkender Nacht und milder Sommerluft gegen die Höhen des Erzgebirges hinan. Nach und nach wird es dunkel, Gewittergewölk erhebt ſich von mehrern Seiten, es leuchtet, und ein aufgeregter Luftſtrom verkündet „geſchäftige Bewegung am Himmel“. So gelangen wir nach Joachimsthal, wo wir Pferde wechſeln und genau in der Mitternachtsſtunde wieder abgehen. Es gab nun eine eigene Fahrt ſo in dieſe weitſchichtigen Berge hinein. Blitze umleuchteten uns; dann wieder alles ſo dunkel, daß der neben den Pferden wandernde Poſtillion kaum den Weg ſah, dabei

Rauſchen der Tanneuwälder, aber kein Sturm! der Donner nur ſelten als fernes Rollen hörbar. Immer feſter zieht ſich jetzt die Wolkendecke des Himmels zuſammen, und als wir endlich zwiſchen 1 und 2 Uhr bei dem auf der äußerſten Höhe gelegenen Zollhauſe ankommen, gießt der Regen ſo in Strömen herunter, daß ſelbſt die mühſam angezündeten Wagenlaternen auszulöſchen drohen. Endlich Ruhe! Im Hinabfahren bricht die erſte Morgendämmerung durch die Wolken, und von da an nun der indifferente Weg nach Annaberg und ſo fort bis Dresden.

Das Einförmige letztern langen Weges ließ ich mir einige Stunden hindurch mit Vorleſen aus „Wilhelm Meiſter“ verkürzen, und fühlte mich doch immer wieder von neuer Bewunderung dieſes ſeit einer Reihe von Jahren nicht angeſehenen Werkes tief durchdrungen. Muß man auch da nicht immer wieder ausrufen:

O! Glück der Jugend! O! goldner Stern!

Welch andere Friſchheit der Darſtellung hier! ſelbſt gegen das Außerordentlichſte der ſpätern Sachen, und namentlich gegen jenes ſonſt ſo tiefſinnige Bild der „Wahlverwandtſchaften“! Und ſo ſchloß ich denn damals dies Tagebuch meines Badelebens mit jenen, eine ſo vielfältige Anwendung im Leben geſtattenden Worten:

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und danke ihm, wenn er dich wieder entläßt.

V.

Bald nachdem ich somit wieder in Dresden heimisch geworden war, siedelten wir nach Pillnitz über, allwo am 16. Aug. dem Prinzen Johann und dem Lande abermals eine Prinzessin geboren wurde, deren Taufhandlung ich nun (was mir auch eine neue Function war) mit zu assistiren hatte, indem ich, als diensthabender Leibarzt, in Uniform, dem Zuge des Hofs zur Kapelle mich anschließen mußte und so die gesammten, durch den Bischof im großen Ornat verrichteten Ceremonien auf das vollständigste zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Täufling erhielt den Namen Sidonia, wuchs zu einer schönen, sanften und liebenswürdigen Prinzeß heran, welche ihre hohen Aeltern nur einmal betrübte, indem sie im Jahre 1860 durch einen bösartigen Typhus dahingerafft wurde, und so die Reihe schmerzlicher Verluste beschloß, durch welche so große und gottergebene Gemüther geprüft zu werden bestimmt sein sollten.

Was meine wissenschaftliche Thätigkeit betraf, so beschäftigte ich mich damals ernstlich mit Herausgabe des Tagebuchs der italienischen Reise, welches ebenfalls bei Fleischer erscheinen sollte, während von meinem sonstigen Treiben ungefähr nachstehende Brieffragmente Zeugniß zu geben im Stande sind: „Meine Psychologie ist seit einiger Zeit eine Speise für

mehrere recenſirende Würmer geworden, die ſich bald lobend, bald tadelnd daran ergehen, ohne mich eben ſonſt in meinen Forſchungen weſentlich zu fördern. W. Menzel hat meine Liebe zu Goethe abermals durchaus nicht verwinden können, und was wird er erſt ſagen, wenn er das ihn Betreffende im «Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel», V, 65 und 354 ſelbſt lieſt.

„Dieſe Zelter'ſchen Briefe beſchäftigen mich übrigens vielfach; ſo iſt Goethe's Wolken- und Wettertheorie in eben jenem Bande mir doch ſehr merkwürdig geweſen. Dagegen, was ſeine Kunſtſchemata betrifft, ſo kann ich ihnen im ganzen keine große Bedeutung beilegen; denn es kommt ja wol hier vor, daß er, der Bequeme, dem mitunter etwas ignoranten Zelter, als «neueſten Philoſophen» ein Schema hinſtellt, was jenem vielleicht deshalb um ſo abſonderlicher vorkommen mußte, da es ihm gerade «klar wie die Sonne» entgegenleuchten ſollte. Nach meiner Anſicht iſt aber der Sinn ſeiner Darſtellungen kürzlich folgender: Die mittlern Werke verſchiedener im Gegenſchein befindlicher Literaturperioden ſetzen ſich allerdings ſchnurſtracks in Oppoſition und verhalten ſich ſomit völlig polar. Die vortrefflichſten Werke derſelben Perioden hingegen, in ewigem Aether der Schönheit ſchwebend, deuten zwar auch einen gewiſſen Gegenſatz des Sinnes an, jedoch nur in ſanften Schönheitswellenlinien, und dadurch, wie in elaſtiſcher Biegung, zu unmerklichem Uebergange ſich vermählend.

„Seine dort erwähnten Kunſtſchemata bringen mich übrigens auch noch darauf zu erzählen, daß, ehe wir nach Pillnitz zogen, der Redacteur des Kunſtblattes, Schorn (ſpäter an Meyer's Stelle in Weimar), bei mir war, ohne daß ich jedoch recht herausbekommen konnte, weß Geiſtes Kind er eigentlich ſei, ja, ob überhaupt Geiſteskind, oder nicht vielmehr ein Artefact — eine Art von Homunculus!

„Viel studire ich in Goethe's zweitem Faust-Theil. Es geht mir mit dem Buche wie mit gewissen Bergaussichten. Man steht da oben, ein Nebel umlagert uns — jetzt öffnet sich eine Durchsicht, die schönste Gegend liegt vor uns — dann öffnet sich's einmal wieder nach einer andern Seite hin — aber ganz will der Nebel doch nicht weichen.

„Namentlich in der classischen Walpurgisnacht sind mir prachtvolle Sachen recht gegenständlich aufgegangen!

„Auch Keferstein's «Naturgeschichte der Erde» war mir in diesen Tagen eine merkwürdige neue Erscheinung. Man darf sie den ersten Versuch eines das Specielle hinreichend Kennenden nennen, zu dem organischen Leben des Erdballs tiefer hindurchzudringen. Ich hoffe davon noch manchen Nutzen für meine Briefe über das Erdleben."

Der Herbst dieses Jahres führte mir nun wieder mannichfaltige Fremde herbei. Der eine, Buchhändler Mainoni aus Leipzig, in dessen Hände damals der Verlag meiner „Gynäkologie" übergegangen war, kündigte mir abermals eine nothwendige Arbeit an, nämlich eine neue (die dritte) Auflage dieses Werkes vorzubereiten, wobei er denn mit einer Art von Entsetzen von fünf Nachdrücken sprach, welche die ersten beiden Auflagen desselben im Würtembergischen und in Wien nach und nach erfahren hatten. Ein anderer Gast war der Pastor Schwarz aus Rügen nebst Familie, der mehrerwähnte alte Freund Friedrich's, welchen Dresdens Kunstschätze einmal wieder hierherzogen; ein wunderlicher, ästhetisch-gemüthlicher, mild guter Seelenhirt, an dem, als Nachfolger Kosegarten's auf jener stillen Insel, man alles studiren konnte, was Ruhe, Einsamkeit und weithin hallendes Meer in dem Menschen an Fühlung, aber oft auch an Beschränkung hervorrufen. Er war ein rechtes Gegenstück zu einer dritten Individualität, deren ich hier nun, mehrere andere übergehend, etwas ausführlicher zu gedenken habe; nämlich zu der des Bildhauers

David d'Angers aus Paris. David hatte bereits vor mehrern Jahren durch einen gewiſſen kosmopolitiſchen Cultus Deutſchlands ſich bemerklich gemacht, indem er plötzlich in Weimar eintraf, um die koloſſale Büſte Goethe's zu modelliren, welche er dann in Marmor von Paris aus wieder nach Weimar ſendete, wo ſie jetzt noch auf der großherzoglichen Bibliothek aufgeſtellt iſt. Ebenſo kam er nun nach Dresden, um von Tieck eine ähnliche Büſte auszuführen, und gleichzeitig für ſeine „Galerie des Contemporains", in welcher er, in Form kleinerer Medaillons, die Porträts aller irgend in Kunſt und Wiſſenſchaft berühmten Perſonen auszuführen beabſichtigte, mehrere Porträts zu vollenden. Für letztern Zweck kam er denn auch zu mir, mit der Bitte ihm einige Stunden zu ſitzen, damit er mein Reliefprofil machen könne, und ſo lernte ich ihn zuerſt kennen. Ich darf ſagen, wir kamen uns bald näher und ſagten uns wechſelſeitig zu. Er verband eine gewiſſe Tüchtigkeit des Künſtlers mit der Liebenswürdigkeit und Friſche des gebildeten Franzoſen, und die Großartigkeit, mit welcher er von der Kunſt dachte, fand in mir ihren vollkommenen Widerklang. Tieck mußte ſich nun auch entſchließen, ihm ausführlich für die Koloſſalbüſte zu ſitzen, und zwar geſchah dies im Atelier des Profeſſors Vogel, welcher denn nicht verſäumte, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um von Tieck ein hinſichtlich des Kopfes ſehr befriedigendes, lebensgroßes Bild zu malen*) und zugleich die ganze Gruppe des Originals, der Büſte und des modellirenden Künſtlers, nebſt den im Atelier verſammelten Freunden des Dichters, zu einem kleinhiſtoriſchen Bilde zu verarbeiten, welches ſich noch in der nachgelaſſenen Sammlung König Friedrich Auguſt's II. befindet.

*) Wurde das Eigenthum von Tieck's nahem Freunde, dem Hiſtoriker Friedrich von Raumer.

Ich unterließ nun bei dieſer Gelegenheit natürlich nicht, David auch zu Friedrich zu führen und ihn, der noch von deſſen neuer und eigenthümlich poetiſcher Art der Behandlung der Landſchaft gar keinen Begriff hatte, in dieſe Vorſtellungsweiſe einzutauchen. Die Wirkung war ſchlagend! David war, womit vielleicht überhaupt ſeine Verehrung Deutſchlands zuſammenhing, einer der wenigen Franzoſen, welche dergleichen Richtungen unſers Genius wirklich verſtehen können, und ſo brach denn auch vor einem der neuern ſeltſamen Bilder Friedrich's jenes von mir anderweit ſchon erwähnte hübſche Wort hervor: „Voilà un homme qui a découvert la Tragédie du paysage!"

Auch manche von meinen Bildern wirkten in dieſem Sinne bedeutend auf unſern neuen Freund, welcher denn nicht verfehlte, einige Gemälde Friedrich's anzukaufen und ein paar andere von mir anzunehmen, gegen welche er mir ſpäter ſeine koloſſale Büſte von George Cuvier und einige ſeiner lebensvollen kleinen Statuetten ſendete. Auch die Meinigen aber gewannen den überrheiniſchen Künſtler lieb, und ſo führte er ihnen auch ſeine angenehme und lebendige kleine Frau zu, der es bei uns denn ebenfalls gut zu gefallen ſchien. Beide nahmen Antheil, als im November, am Geburtstage meiner Frau, zum erſten mal ſich die meiſten unſerer Freunde und Freundinnen in dem hohen und ſchönen büſtengezierten Saale meines neubewohnten Hauſes verſammelten, um an trefflich ausgeführten Quartetten von Mozart und Beethoven, mit welchen der damalige Concertmeiſter der königlichen Kapelle, Rolla, nebſt einigen Kammermuſikern uns zuweilen erquickte, ſich zu erfreuen; und ich konnte dabei überdies den Künſtlern noch eine beſondere Augenweide verſchaffen, indem aus meiner damals ſo zahlreichen Clientèle unter den Fremden, ein paar ſchöne polniſche Gräfinnen in reicher und originaler Toilette meiner Einladung gefolgt waren und neben den

tiefſinnigern Genüſſen des Ohrs auch dem Auge eine reizende, David namentlich ſehr willkommene Zierde des Saales darboten.

Es verfloſſen uns ſomit die paar Wochen, welche unſere fränkiſchen Freunde hier weilten, ganz angenehm, und da ich jetzt ſchon Plane hatte, vielleicht nächſtes Jahr ſelbſt einen Monat in Paris zuzubringen, ſo wurden noch, bevor ſie uns verließen, manche Vorſätze durchgeſprochen, welche bei dieſem Gegenbeſuche zur Ausführung kommen ſollten. Vor ſeiner Abreiſe führte David noch eine kleine Statuette des in ſeinem Armſeſſel ſitzenden Tieck aus, von welcher ich einen Abguß noch verwahre, welche zwar bei der gebrechlichen Bildung dieſes Freundes keinen äſthetiſch erwünſchten Eindruck machte, aber doch von ſeiner geſammten Haltung immerhin ein ſprechendes Abbild uns erhalten hat, was nie fehlen kann, ſeinen Freunden ſtets ein werthes Andenken zu bleiben.

Von Tieck ſelbſt machte um dieſe Zeit die Novelle, welche, unter dem Namen der Vogelſcheuche, gewiſſe, ihm vielfach zur Beläſtigung gereichende dresdener Zuſtände und Perſonen ironiſch und humoriſtiſch ſcharf abzeichnete, vieles Aufſehen. Er hatte ſie uns zum Theil ſelbſt vorgeleſen, wir hatten ſie größtentheils mit Gemüthsergötzung gehört, und wenn wir auch nicht alles überall billigen konnten, ſo waren doch wieder dichteriſch bewundernswürdige Sachen darin, ſodaß wir denn nicht unterlaſſen durften, wo immer möglich den oft genug geärgerten, und hier endlich zu einer kleinen äſthetiſchen Rache ſchreitenden Poeten gegen männiglich zu vertheidigen. Man muß, indem man ſich wirklich auf einem zum Echten und Tüchtigen führenden Wege befindet, es erfahren haben, von Ueberläſtigen und Unzulänglichen auf hundertfältige Weiſe gekreuzt und behindert zu werden, um nachſichtig zu werden, wenn der Pegaſus gegen ſolche Mückenſchwärme einmal etwas derber ausſchlägt; gingen doch auch

ſo viel ſchöne und leuchtende Strahlen von ihm aus! — Jedenfalls konnten wir übrigens mit ſolchen Arbeiten Tieck's uns beſſer befreunden als mit andern belletriſtiſchen Neuigkeiten, wie ſie damals die Zeit herbeiflutete. Erinnere ich mich doch z. B., daß ich von dem neuen berliner „Muſenalmanach" in jenen Tagen ſchrieb: „Auch in dieſe Sammlung habe ich geblickt, es war mir aber gerade als ſehe ich in eins der großen offen ſtehenden italieniſchen Spitäler hinein; mitunter wol eine intereſſante Phyſiognomie, aber alles krank!" Nur den Liebesgedichten Rückert's, in dem 1834 erſchienenen Bande, geſtand ich eine tiefere Wirkung zu, wobei jedoch auch manches Individuelle der Situation entſchiedenen Antheil haben konnte. Und ſo näherte denn auch dies Jahr ſich ſeinem Ende. Im neuen Hauſe waren wir völlig eingerichtet, ein eigenes nach Norden gelegenes Malerzimmer, ſo ich mir gebaut hatte, lud mich zu fernern Studien auf das beſte ein, der Druck meiner italieniſchen Reiſe näherte ſich ſeiner Vollendung, der der Landſchaftsbriefe wurde vorbereitet, vielfältige praktiſche Thätigkeit nahm mich außer dem Hauſe in Anſpruch, und im Hauſe waren Großältern, Aeltern und Kinder heiter vereinigt, kurz, das Schiff des Lebens lief damals mit dankenswerth günſtigem Winde!

Mit dem Anfange des Jahres 1835 erhielt ich jetzt von Regis als Glückwunſch zum 3. ein merkwürdiges Heft, „Proben aus altengliſchen Schauſpielen", welches er zur Förderung eigener Studien aus alten Originalien überſetzt und zuſammengeſtellt hatte, und womit er denn mir, der ich nicht dazu kam, dergleichen ſelbſt aufzuſuchen, eine beſondere Freude bereiten mußte. War mir doch an dieſem wunderlichen Freunde das immer ſo bedeutend und durch und durch antik vorgekommen, daß er in ſeinen Lucubrationen eine Menge Arbeiten vornahm und mühevoll durchführte, keineswegs, wie jetzt all dergleichen getrieben zu werden pflegt, nur um eilig damit

zum Buchhändler zu laufen und den Druck, ja wenn das Glück gut ist, ein Honorar zu erlangen, sondern in Wahrheit rein um der Sache selbst willen und aus Anerkennung eigenen daher zu entnehmenden Wachsthums! So hatte er auch hier Vorgänger und Zeitgenossen von Shakspeare ernstlich durchgearbeitet und Bruchstücke aus Thomas Middleton und John Cook übersetzt, welche in ihrem entschiedenen, kecken, humoristischen und sehr lebensvollen Stil gar wohl geeignet sind, zu zeigen, daß ein gewisser Theil von dem, was wir hinsichtlich des Schwunges der Form an jenem Genius bewundern, schon vollkommenes Eigenthum der Zeit gewesen ist. Ich schrieb auch bald darauf dem Geber, dankend: „Diese Fragmente nenne ich wahrhaft lehrreich, denn sie erheben wieder den Blick vom Menschen auf die Menschheit, und zeigen uns Shakspeare nicht mehr als das vom Himmel herabgekommene Meteor, sondern als den aus dem Pflanzenwalde seiner Zeit allein in ganzer Vollendung aufschießenden Blütenschaft."

Dieser damals noch so lebhafte Verkehr mit Regis hatte übrigens auch Einfluß darauf, daß die Briefe über „Faust", deren schon oben gedacht worden ist, in diesem Winter weiter fortgeführt und, als an Regis gerichtet, wirklich vollendet wurden. Selbst die darin enthaltene Schilderung jenes schönen radirten Blattes von Albrecht Dürer, welches unter dem Namen „Melancholia" allen Liebhabern mittelalterlicher Kunst bekannt ist, wurde dadurch veranlaßt, daß mir dasselbe (ebenfalls an diesem 3. Jan.) als Liebesgabe dargebracht worden war, ein Blatt, in welchem ein seltsamer Anflug Faust'schen Geistes, mit der Individualität dieser frommen, stillen Künstlerseele, wunderbar genug contrastirt.

Ich darf denn wol sagen, daß diese drei Briefe, welche ich zu jener Zeit, sowie sie nach und nach vollendet wurden, hier und da vorlas, eine große Wirkung hervorzubringen nicht verfehlten. Mein Freund, Professor Förster, selbst eine feine

und ſinnige Natur, war der unter den männlichen Zuhörern, auf den ſie den tiefſten Eindruck machten, und ihm hatte ich denn auch ſpäterhin die Redaction des Druckes übergeben, welcher indeß erſt während meiner pariſer Reiſe wirklich ausgeführt wurde. Ich bin ſpäterhin von vielen Seiten darum angegangen worden, dieſem erſten Hefte eine Folge zu geben und meine Gedanken über dies merkwürdige Gedicht weiter auszuführen; allein, ſoll ich es offen geſtehen; das, was meine tiefſte Anſicht über Bedeutung und Gang deſſelben im allgemeinen war, glaubte ich in dem Geſchriebenen vollkommen ausgeſprochen zu haben, aber als Commentator zu dienen für all die einzelnen, ihrer antiken, mythologiſchen oder myſtiſchen Bedeutung nach ſchwer verſtändlichen Stellen, war mir weder zuſagend, noch einladend genug, und wurde auch ſehr bald von andern Schriftſtellern, unter denen es hier genug ſei, Löwe, Deycks und Weiße zu nennen, hinreichend ausgeführt, ſodaß denn allerdings, ſo ein werther Gefährte auch das Buch ſelbſt mir fortwährend blieb, und zu ſo viel Gedanken es mich auch fernerhin noch veranlaßt hat, es mir doch nie weiter in den Sinn gekommen iſt, eigens darüber zu ſchreiben.

Mit jenen Briefen zugleich kamen nun auch die Erdlebenbriefe wieder an die Reihe, wozu es beitragen mochte, daß die ſchönen lithographirten Studien des „Debret aus den Urwäldern Braſiliens“ damals gerade meinen Blick wieder bedeutend erweiterten, und des Dr. Pöppig Reiſe, welche eben erſchien, nachdem ihr Verfaſſer an der leipziger Hochſchule ſelbſt eine feſte Stellung als Profeſſor erhielt, mich gleichermaßen in transatlantiſche Gebiete verlockt hatte. So ging ich alſo mit erneuter Luſt wieder ans Werk, und um ſchneller vorzurücken, verſuchte ich wieder, was ich ſeit den früher gedachten Grundzügen vergleichender Anatomie und Phyſiologie nicht gethan hatte, einige Briefe, deren Gegenſtände im

Durchdenken am meiſten gereift waren, geradezu in einigen Abendſtunden zu dictiren, was denn an größerer Bequemlichkeit des Stils von Leſern, welche ſolche Aufmerkſamkeit dieſen Dingen zuwenden wollen, leicht herausgefunden werden wird.

Was ſonſtige Literatur betraf, ſo gab der damals herausgekommene „Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde" meiner Correſpondenz mit Regis mancherlei Nahrung. Letzterm hatte doch das Seltſame und Ueberſchwengliche des Buchs eigen imponirt, und ich antwortete ihm einſt: „Was Sie über «das Kind» ſchreiben, hat mir wohlgefallen, und auch ich leſe den Briefwechſel nicht ohne Intereſſe. Hätte er Ihnen auch nur den Gedanken gegeben: «daß in der Menſchheit viel himmliſche Seelen verborgen ſind», ſo wäre das ſchon mir für Sie viel werth, und, es gibt deren doch noch andere als dieſe! Uebrigens ſtimme ich Ihnen wirklich inſoweit bei, daß herrliche Sachen dort vorkommen, dagegen iſt eine gewiſſe forcirte Ueberreife und eine Oſtentation mit carikirter Natürlichkeit, auch das wahrhaft Unglückliche dabei, und das, wodurch jeder Gedanke an einfache, wahre Seelenſchönheit mir gänzlich getrübt wird. Tieck iſt zumal für dergleichen ein unerbittlicher Richter! Einmal drückte er mir ſeinen Unwillen über dieſe Art Frauen, deren anderer aber wirklich geiſttiefere Repräſentant die Varnhagen'ſche Rahel iſt (ich weiß nicht, ob Sie die drei Bände ihrer geiſtreichen und doch oft etwas verwirrten Briefe durchgeſehen haben) nicht übel dadurch aus, daß er ſagte: «es ſind aus dem Paradieſe entlaufene Affen!» und wirklich ſieht bei dieſem liebenwürdigen «Kinde» doch das Schwänzlein oft merklich genug heraus." *)

*) Es fällt mir dabei ein, daß ich zu jener Zeit einmal ſelbſt geſprächsweiſe von Bettina ſagte: „In ihren Schriften ſind ſelbſt die guten und auserleſenen Gedanken doch immer etwas von der Art, wie im Tanz «el Ole» fein das Röckchen aufgehoben und auf die Wade aufmerkſam gemacht!" Denn der Cultus, der mitunter mit dieſen Sachen getrieben wurde, ging damals wirklich oft zu weit.

Daß ich überhaupt jenem Buche gegenüber etwas kälter blieb, mochte auch darin begründet ſein, daß ich ein paar Jahre früher der Verfaſſerin einmal in der Wohnung Stakelberg's begegnet war, wo ſie in Geſtalt einer alten Virago, die Brille auf der Naſe, deſſen Zeichnungen durchſah und in ermüdender Suada dabei ſich hören ließ. Wurde doch damals von ihr erzählt, ſie ſelbſt ſei es geweſen, die einmal Goethe adorirend zu Tieck geſagt haben ſollte: „von Goethe muß ich ein Kind haben!" Einleitungen, welche nun freilich nicht eben gemacht waren, dem romantiſchen Schwung ihrer neuern kindlichen Mittheilungen großen Succeß bei mir zu verſchaffen.

Intereſſante Abendlektüre gewährte dagegen zu jener Zeit die etwa ein Dutzend Jahre früher erſchienene „Naturhiſtoriſche Reiſe nach Venedig", von von Martens, ein naives Buch, in welchem, neben vielem wiſſenſchaftlich Merkwerthen, manches iſt, das mich ſo in die Luft von Oberitalien zurückzuverſetzen im Stande war, wie es vorher nur etwa die „Promessi Sposi" vermocht hatten. Unter anderm findet man im zweiten Theile deſſelben das Haus des Petrarca in Argua in all ſeiner Alterthümlichkeit gut beſchrieben; auch eine leidliche Abbildung deſſelben iſt darin mitgetheilt. Ferner gingen damals zuerſt der Mrs. Jameſon „Shakſpeare'ſche Frauencharaktere" durch meinen literariſchen Horizont. Die Schilderung der Portia fand ich namentlich einer fein gebildeten Frau ganz würdig, während dagegen freilich andere Bilder, und namentlich das der Julia, in ſeiner Zuſammenſtellung mit dem von Wallenſtein's Thekla, ziemlich ſtark die Farbe des engliſchen Blue-stocking trugen, womit am Ende auch die Erſcheinung der ehrenwerthen Miſtreß, welcher ich einſt bei Tieck begegnete, ſehr übereinſtimmte.

Im Mai konnte ich endlich meine drei Briefe über Fauſt, zierlich ins Reine geſchrieben, an Regis abſenden, nachdem

auch der Kanzler von Müller vorher beiläufig Einsicht davon genommen hatte, und die Antwort, die ich darüber aus Breslau zurückerhielt, war im hohen Grade anerkennend, obwol hier und da durchleuchtete, daß man dort mitunter dem Gedanken Raum gab, der Faust, von welchem in jenen Briefen die Rede war, sei vielleicht mehr „der von mir Gedachte" als der Goethe'sche selbst; worauf ich denn freilich erwidern mußte: „Niemand kann am Ende völlig aus seiner Individualität heraus! Sie waren ja immer einer von denen, die die Blumen am liebsten pflücken, wie sie Gott wachsen ließ! und so mögen Sie denn auch mit diesen fürliebnehmen." Uebrigens ging es mir auch sonst mit diesen Briefen seltsam genug; denn nachdem vielfach der Wunsch laut geworden war, das zarte Heftlein gedruckt zu sehen, glaubte ich wol eine oder die andere Buchhandlung werde Betrachtungen dieser Art, von denen gültige Richter es ausgesprochen hatten, daß sie zu dem Besten gehörten, was in diesem Felde geschrieben worden sei, gern dem größern Publikum vorführen, und nun mußte ich erfahren, daß angesehenste Verlagshandlungen in Leipzig und Breslau höflich jedes Anerbieten der Art ablehnten, bis denn mein alter Gerhard Fleischer, rückkehrend aus der Schweiz (und zwar als stark dort enttäuschter Demokrat) die Sache erfuhr und wieder, gern wie sonst, mit dem kleinen Unternehmen sich befaßte, außerdem auch die Nachträge zu den Briefen über Landschaftsmalerei drucken ließ, welche sodann mit den Blättern des ersten Drucks als eine zweite vermehrte Auflage des Ganzen ausgegeben worden sind.

Den Frühling brachten wir wieder bis zum Juni in Pillnitz zu, und ich hatte dort gerade Muße genug, um manche Arbeiten noch abzuschließen, deren Beendigung um so dringender erschien, als mir im Juli eine Reise in die böhmischen Bäder, und dann im August die Reise nach Paris in Aussicht stand.

Zu der erstern veranlaßte es mich, daß mein königlicher

Herr, der Prinz Friedrich, dies Jahr zum zweiten mal Marienbad beſuchen und dann noch eine Nachcur in Franzensbrunn brauchen ſollte, wohin ich denn ihn zu begleiten beſtimmt war; zu der zweiten lag der Plan mir lange ſchon vor, und durfte endlich nicht mehr auf noch ſpätere Zeiten verſchoben werden.

Die erſtere Reiſe wurde ziemlich eilig vollendet, denn am 29. Juni fuhr ich mit dem Geheimrath von Minkwitz gen Marienbad ab, fand Se. Hoheit den Prinzen ſehr von der Cur befriedigt, und begleitete ihn am 2. Juli nach Franzensbrunn, wo ich bis zum 8. Juli verweilte, jedoch nicht ohne dieſe Zeit noch theils zu einem Ausfluge nach Karlsbad benutzen zu müſſen, als wohin mehrere Conſultationen mich riefen, und theils in der Nähe von Franzensbrunn den Kammerbühl und das benachbarte Alexanderbad aufzuſuchen. Einige Worte über letztere Excurſion mögen daher hier wol noch beigefügt werden.

Am Kammerbühl nämlich hatte man einige Jahre früher, nach Anordnung des Grafen Sternberg, intereſſante Arbeiten vorgenommen, um den Vorgang eines hier in der Urzeit ſtattgehabten plutoniſchen Durchbruchs glühender baſaltiſcher Maſſen vollkommen aufzuklären. Ein Stollen namentlich war von der Seite her in den Hügel getrieben, welcher nun den ſchönſten Aufſchluß gewährte über den Weg, den dieſer Ausbruch ſich gewählt hatte, und über die Durchglühung und mächtige Veränderung, welche hierbei in den durchbrochenen Felsſchichten ſich ergeben mußte. Lange kletterte ich durch dieſe Gänge und über den Trümmerhaufen umher, unterſuchte die im Aufſteigen erkaltete baſaltiſche Maſſe und ſchlug mir Stücken ab von dem durch ihre Glut einſt rothgebrannten Thonſchiefer, bis endlich das Ganze mir ſo recht in die Vorſtellung eingegangen war. Ich konnte daher nachmals mit Recht davon ſchreiben: „Die Geſchichte dieſes Hügels, über

den früher ſo viel verhandelt worden, und die auch Goethe einſt ſo anhaltend beſchäftigte, ſcheint mir jetzt ſo klar, als ob ich bei ſeiner Entſtehung zugeſehen hätte.“ Nicht minder merkwürdig waren mir dann aber in Alexanderbad die ungeheuern Granittrümmer, welche dort auf der Höhe der Luchsburg, von Waldung ſchön überwachſen, geſehen werden. Ich verwahre noch einige Zeichnungen, die ich von ſolchen hausgroß aufeinandergethürmten Felsmaſſen damals entworfen habe, und zu wie viel ausführlichern Studien wäre noch ſonſt da Gelegenheit geweſen. Uebrigens war es jedenfalls ein recht angemeſſenes Zuſammentreffen, als ich gerade dort, mitten unter ſo ungeheuern geognoſtiſchen Thatſachen, dem Grafen Münſter aus Baireuth (ſelbſt einem der tüchtigſten Geognoſten) begegnete und mich mit ihm über dergleichen etwas ausſprechen konnte. Daß es mich ferner in anderer Beziehung ebenfalls intereſſiren mußte, auf dem Wege zu ſo großen Naturwerken den kleinen Ort Wunſiedel zu berühren, und mich dabei des Verfaſſers mancher merkwürdigen, wenn auch ſehr an eine gewiſſe Zeitperiode gebundener poetiſchen Werke, des Jean Paul Friedrich Richter, zu erinnern, wird man ebenſo leicht verſtehen. Von dort fuhr ich endlich noch nach Radewitz, wo eine große chemiſche Fabrik meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſah dann die ſehr reich verzierte alte Kloſterkirche der Abtei Waldſaſſen, und kam abends ſpät, und noch durch den ſeltenen Anblick eines hellerleuchteten Mondregenbogens erfreut, nach Franzensbrunn zurück.

Bei alledem verſäumte ich nicht ein andermal auch die Alterthümer von Eger ſelbſt aufzuſuchen und ſogar manches davon zu zeichnen. Ich traf es gerade recht einſam dort auf dem alten von Trümmern umgebenen Hofe der Burg. Die Frühſonne ſchien ſo warm auf die Fliederbüſche, die aus den gothiſchen Bogenfenſtern jenes Saales hervorwuchſen, wo

einſt Wallenſtein's Generale ermordet wurden, alles war ſtill umher, nur eine friſche Morgenluft ſtrich durch die Luken des alten Thurmes, der die uralte Kapelle mit ihren ſeltſamen byzantiniſchen Säulenknäufen enthält; es war als könne nie auf dieſem Boden irgendetwas Fürchterliches begegnet ſein, und doch! Aber wie bald verſchwinden nicht auf der Erde ſelbſt die Spuren vulkaniſcher Verwüſtungen, um wie viel leichter nicht die Spuren vergoſſenen Blutes des ſchnell vergänglichen Menſchen!

Den 9. Juli reiſte ich von Franzensbrunn ab, wo die Cur dem Prinzen trefflich zugeſagt hatte, welcher nun noch einen Ausflug über München nach Tirol zu machen beabſichtigte, und ging diesmal über das Voigtland, um die neu in Aufnahme gekommenen Quellen von Elſtra, für welche ſchon damals die Regierung etwas zu thun beabſichtigte, und welche ſeitdem ſo wichtige Rivale von Franzensbrunn ſelbſt geworden ſind, etwas näher kennen zu lernen und darüber in Dresden, der damaligen Landesregierung, zu berichten. Ich ſah hierbei zugleich noch im Fluge die merkwürdige Perlenfiſcherei, wie ſie in den flachen Bächen um Oelsnitz betrieben wird, deren Boden mit dieſen Muſcheln ſtellenweiſe wie gepflaſtert bedeckt iſt, und fand, daß dort eigene Leute beſtellt ſind, die immer nach einer Reihe von Jahren in jeder Abtheilung nachzuſehen haben, ob Perlen angeſetzt haben, welche dann geſammelt und regelmäßig eingeſchickt werden. Um Mitternacht kam ich zuletzt nach Chemnitz, von wo ich des andern Tages nach der Gegend von Noſſen mich wendete, um mittags auf Gersdorf, einem andern Güte der Familie des Grafen Einſiedel, einzutreffen, allwo denn Frau und Kinder ſich bereits vorfanden, welche tags vorher dort angekommen waren, ſodaß wir nun nach einem heitern Mittagsmahle, abends, froh des Wiederſehens, endlich alle zuſammen nach Dresden zurückkehren konnten.

In nächster Zeit gab es sodann alle Hände voll zu thun, um mich zur pariser Reise hinreichend vorzubereiten. Wie ein Segen aus anderer Welt erschien es mir dabei, als gerade jetzt, wo nun auch der Druck meiner drei Briefe über den Faust beginnen sollte, ich ganz unerwartet durch Kanzler von Müller aus Weimar, nebst seinem herzlichen Schreiben über jene Briefe selbst, noch einen liegen gebliebenen letzten Brief Goethe's zugeschickt erhielt, der sich auf die frühere Uebersendung meiner Vorlesungen über Psychologie bezog und somit noch in den letzten Monaten seines Lebens mir die ungetrübt erhaltene freundliche Gesinnung des verehrten Mannes bezeugte. Ich nahm das theuere Blatt als günstiges Omen für die Reise an, welche ich denn wirklich am 17. Aug. antrat und über welche ich hier kein Wort weiter zu sagen habe, da alles Gute, was mir das Durchstreifen der Rheingegend, alles Bedeutende, was drei Wochen meines Aufenthalts in Paris mir brachten, sowie alles, was noch auf dem Rückwege mir durch den Besuch der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bonn, und eines kurzen Verweilens in Göttingen, an Interessantem zutheil wurde, in den beiden Bändchen niedergelegt ist, welche späterhin (1836) unter dem Titel „Paris und die Rheingegenden" bei G. Fleischer erschienen sind und hier und da manchen freundlichen Leser gefunden haben.

Mit dem Anfange October hatte ich mich jetzt in Dresden wieder ganz eingearbeitet, sah mich dort wie sonst in gewohnter Weise thätig, und fing nun auch an, die Reiseerinnerungen sorgfältig in Ordnung zu legen. Der Ausflug hatte mir im ganzen gut gethan; obwol ich nach und nach bei damaligen langsamen Reisen 13 Nächte durchfahren hatte, fühlte ich mich frisch und gekräftigt, und insofern war es ein guter Moment gewesen, den David d'Angers, der früher gedachte Freund, gewählt hatte, um in Paris auch meine Kolossalbüste

zu modelliren, welche er mir dann späterhin, ebenso wie früher an Tieck dessen Büste, beide vielleicht mehr in einer tüchtigen als sehr ähnlichen Weise in Marmor ausgeführt, nach Dresden übersendete.

Wie es immer nach längern Abwesenheiten zu gehen pflegt, hatten auch diesmal die Geschäfte sich sehr gehäuft und in erster Zeit kam ich daher selten dazu, in der Literatur nachzuholen, was unterdessen eben der Zeitstrom wieder Neues herangeflutet hatte. Eins der ersten Bücher, die unter den nicht medicinischen nachhaltige Anziehungskraft übten, waren die Briefe von Merck, welche aus der Goethe-Periode so viel des Dankenswerthen enthalten. Ich schrieb damals darüber: „Alles in allem genommen, macht mir Herder doch oft und vielfach den Eindruck einer gezierten Natur, ich habe mich über einige seiner Briefe wahrhaft geärgert: Goethe dagegen erscheint hier immer wieder hoch zu Roß, und auch der erste Brief von Schlosser hat mir einen schönen Begriff von dieser Individualität gegeben."

Noch einmal hatte ich in diesem Herbste die Freude, meinen alten Freund Heinroth auf einige Tage bei mir zu sehen und durch ihn unser Fremdenzimmer einweihen zu lassen, auf welches bei der Eintheilung meines neuerworbenen Hauses besondere Rücksicht genommen worden war. Außer den vielfachen Reiseerinnerungen wurde besonders der Plan zu einer Arbeit über die Thierseele durchgesprochen, der, damals mich viel beschäftigte und doch bisher niemals zur Ausführung gekommen ist. Jedenfalls hätte wol der Gegenstand zu viel Rückkehr zu Studien gefordert, die ich mehr und mehr abgeschlossen hatte, und ist es mir doch meistens so gegangen, daß ich mein Bestreben nur als ein rastlos vorwärts dringendes, keine Umkehr gestattendes, walten lassen mußte, wenn es zu irgendeinem Resultate führen sollte.

Unter den Büchern, die mich übrigens bei dem Fixiren

meiner Erfahrungen und Betrachtungen über Paris beſonders gefördert haben, waren mir namentlich das große „Tableau historique et pittoresque de Paris", und ein neueres Werk von Dulaure, „Histoire civile physique et morale de Paris", in 10 Bänden, deſſen Mittheilung ich dem trefflichen von Lindenau verdankte, äußerſt wichtig. Sie gaben mir zunächſt Veranlaſſung, einen Ueberblick pariſer Zuſtände zu einer Vorleſung auszuarbeiten, welche zunächſt in der Geſellſchaft „Albina" die dankbarſte Aufnahme fand. Viele Curioſa von dort wurden mir ſelbſt bei dieſen Nachſtudien erſt vernehmbar, wie es denn z. B. mich namentlich ſehr beſchäftigte, in dem Erbauer des ſo prachtvollen Louvre hier einen ärztlichen Collegen zu entdecken — Charles Perrault, den königlichen Leibarzt — der nebenher zugleich als ein ſo wahrhaft ausgezeichneter Architekt ſich bewieſen hat. Konnte es dabei ferner als Nachtrag zu meiner pariſer Anthologie betrachten, daß Freund David, wie früher ſchon erwähnt wurde, mir im November noch den Gipsabguß der koloſſalen Büſte von G. Cuvier zuſendete, deren Contour ſpäterhin das Titelblatt meines Reiſetagebuchs zierte, und welche auf höherm Poſtament noch jetzt eine ſchattige Partie meines Gartens angenehm decorirt. Ihn ſelbſt, den großen Forſcher, und in vielen meiner Beſtrebungen ſo lange mein Vorbild, hatte ich leider in Paris nicht mehr unter den Lebenden angetroffen, doch war es mir ein eigener Troſt geweſen, als ich in den Gebäuden des Jardin des plantes die Bibliothek des kürzlich Verſtorbenen betrat, und hier (wie oben vorläufig erwähnt) die nicht lange zuvor von Jourdan ausgeführte Ueberſetzung meiner vergleichenden Anatomie (welcher man zugleich die der Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüſtes beigegeben hatte) auf ſeinem Leſepult aufgeſchlagen fand; ein Beweis, daß die Blicke auch dieſes werthen Mannes noch zuletzt auf Arbeiten geruht hatten, die ein Nachgeborener, ſeiner ehrend gedenkend, vollendet hatte.

Meinen alten Freund Friedrich hatte ich nach meiner Rückkehr leidend und fast unfähig zum Malen gefunden. Die Folge eines Schlagflusses machten sich in quälender Weise kenntlich, und ich schöpfte nur daraus einige Hoffnung, daß eben jetzt die Gelegenheit sich ihm geboten hatte, für 1200 Thlr. seine Bilder nach Rußland zu verkaufen, und somit nun die Möglichkeit sich herausstellte, doch etwas mehr für seine Gesundheit thun zu können. Zu eigenen künstlerischen Versuchen fehlte mir jetzt die Zeit gänzlich. Ich schrieb damals: „Wenn so eine Woche vorüber ist, begreife ich kaum, wo sie hinging! Geht es Ihnen nur auch so? Mir kommt es doch vor als liefe die Zeit immer schneller, je älter wir werden, und je mehr wir immerfort in den Tag zu pfropfen wünschen müssen!“ Dagegen kamen mir nun schon von verschiedenen Seiten manche liebe Rückwirkungen zu von meinen Briefen über Faust, ja sie kleideten sich zuweilen sogar in etwas originale Gewänder, wie denn z. B. der gemüthliche Oberhofmeister des Prinzen Johann, Borromäus von Miltitz, mir einst versicherte, daß er eine Messe darüber componiren und mir dieselbe dediciren wolle, was indeß ebenso unausgeführt geblieben ist als meine eigene Fortsetzung dieser Briefe selbst, von welchen zwar noch jetzt ein angefangener vierter unter meinen Papieren liegt, ohne daß es mir indeß nach oben mitgetheilten Gründen je möglich geworden wäre, ihn fortzuführen, oder noch weitere Mittheilungen daran zu knüpfen.

So kam denn das Jahr 1836 heran, es sollte in mancher Beziehung mir ein merkwürdiges, inhaltschweres sein! Scheint es doch der Gang menschlicher Geschicke überhaupt nicht zuzulassen, daß irgendein seiner Art Vollendetes, nach zu ausgedehnten Zeiten sein Bestehen zählen dürfe! und wirklich durfte ich damals unserer ganzen Art von Existenz wol den Namen einer in sich vollendeten geben! Patriarchalisch in angenehmen Haus- und Gartenräumen vereinigt, lebten ja

Großältern, Kinder und Enkel, umgeben von Freunden und Freundinnen bei ehrenvoller Stellung und reichlichem Auskommen in tiefem Frieden zusammen, meine praktische Thätigkeit war eine höchst gesuchte, im Sommer kamen Fremde von allen Richtungen herbei, meinen Rath zu hören, meine literarischen und selbst künstlerischen Arbeiten wurden viel verlangt und geehrt — kurz! wir konnten es nur im vollsten Sinne als besten Wunsch gelten lassen, wenn die als dilettantische Malerin viel gerühmte und von Goethe noch wohlgekannte Gräfin Julie Egloffstein, welche, auch uns nahe befreundet, diese Zeit in Dresden lebte und öfters auch mit Gräfin Einsiedel unser Haus besuchte, es aussprach: „Möge doch nur das alles so schön erhalten bleiben!“

Ach! und haben doch auch günstige Sterne noch so manches davon weit hinaus erhalten, ja haben sonst noch viel des Ungeahnten und Großen heraufgeführt! Aber von jenem eigenthümlichen patriarchalischen Ganzen, wie ich es eben schilderte, lösten schon mit diesem Jahre die ersten Blätter sich los! Meine geliebte Charlotte schied in ihm, erst lebend und liebend aus unserm Hause, um dann kaum zwei Jahre später uns aus dem Leben selbst hinweggenommen zu werden; in meinem praktischen Wirkungskreise, früher fast immer und überall mit Glück gekrönt, häuften sich einzelne schwere Unglücksfälle, das höher werdende Alter meiner Aeltern rückte die Aussicht auf Verluste in dieser Richtung ebenfalls näher; kurz! mehr und mehr kamen Mahnungen an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, denen freilich später noch schwere, ja zerreißende Entbehrungen folgen sollten, und doch nicht so, daß nicht auch zeitweise Herrliches wieder erschienen wäre, genug, um aufrecht zu halten, was dem Menschen immerfort das Unentbehrlichste genannt werden darf: den liebenden Muth, die Hoffnung und den Glauben!

Um dies Jahr nun in Wahrheit hier einzuführen, denke

ich es das beſte, ſogleich, nach einem Briefe an Regis, aus der zweiten Hälfte des März Einiges mitzutheilen, das vielleicht am meiſten geeignet iſt, jene gewiſſe Friſche der Sinnesart fühlbar zu machen, die mir oft auch über das Schwere, das die Zeit herbeiflutete, endlich tröſtend hinweghalf:

„Der Frühling zieht nun wirklich zu allen Thoren herein! Hyacinthen und Crocus blühen vor meinem Fenſter, und der Raſen begrünt ſich täglich mehr. Möge auch Ihnen dies alles beſtens zugute kommen! Ich dachte Ihnen bald Druckbogen von dem franzöſiſchen Reiſetagebuche zu ſenden, allein der Fleiſcher hemmt ſchon wieder das Drucken, angeblich wegen Papiermangel, welchen ich, bei ſo viel Lumpen in der Welt, durchaus nicht begreife. Dagegen ſpanne ich ſehr auf Ihren Shakſpearealmanach. «Im Ernſt — im Ernſt ihr Herren», ich freue mich ſehr auf das Ding! Muß Ihnen nebenbei berichten, was Großes theatraliſch durch mein Sehfeld neuerlich gegangen! Hamlet will zuerſt genannt ſein — Macbeth ſodann, und zuletzt, nicht der letzte, Mozart's «Don Giovanni», nebſt der ſchönen ſonſt immer weggelaſſenen Schlußſcene. O! nur eins von dieſen dreien gemacht zu haben! Heinz! ich gäbe viel darum, vielleicht ſelbſt meine Praxis! Sie macht mir ohnehin oft Noth genug! Ich habe in dieſer Zeit ſchwere Fälle und traurige gehabt, die mich ſehr ergriffen haben! Drei Todesfälle hintereinander am bösartigen Scharlach, meine drei einzigen Scharlachkranken dieſer Wochen daher, und alles dreies ſchwer gemißte Perſonen! Eins, ein ſehr lieber elfjähriger, früher von mir ſelbſt aus gefahrvollen Leiden geretteter Knabe ruſſiſcher Aeltern, ein anderes, das Kind einer Marquiſe Cubieres, die dritte eine funfzigjährige Gräfin Baudiſſin (Gemahlin des Grafen Wolf Baudiſſin, der mit Tieck die Shakſpeareüberſetzung vollendete), die Großtante

jenes Kindes, welches sie selbst gepflegt und von ihm die Ansteckung empfangen hatte. Vergeblich war alles was Wissenschaft und Erfahrung nur an die Hand geben konnte, von mir aufgeboten worden; von früh bis abends war ich um diese Kranken — alles umsonst! Glauben Sie mir, das sind sehr harte Erfahrungen, wo man sich zusammenzunehmen hat, um sie ruhig zu tragen! Nun der Himmel gebe künftig ein Besseres! und so immer wieder Glück auf!

„Im übrigen leben wir ganz still hin! Ihr Mitgeburtstäger, mein Albert, hat sein Maturitätsexamen rühmlich überstanden und wird nach Ostern nach Leipzig abgehen, um doch wieder Medicus zu werden; so stellt sich immer neue Mannschaft zum Sturme auf, wenn die Bresche offen liegt! Wirke das denn auch auf Sie! Lassen Sie weder Buchhändler noch Wetter, die Lust am Leben und Wirken sich nehmen! Am Kiel jeden Schiffs brechen sich mancherlei unlustige Wogen; sind aber die Segel gespannt und — fehlt's an Wind — doch die Ruderer kräftig, so geht es immerfort vorwärts, und gibt Gelegenheit, manche Küstenländer zu sehen und ihrer sich zu erfreuen, bis endlich das unausweichbare unfreiwillige Schicksal selbst der Fahrt ein Ziel setzt."

Vermögen nun einigermaßen diese Zeilen dem Leser von der Lage und Gesinnung des jungen Mannes in jenen Tagen eine deutlichere Vorstellung zu geben, so muß ich jetzt sogleich auch noch hinzufügen, daß es mir damals eine merkwürdige Anregung wurde, als im vorgerückten Frühlinge ich den Besuch des Professors Stark aus Jena erhielt, eines Mannes, den ich als Verfasser geistvoller, pathologischer, völlig in meinem Sinne gearbeiteter Untersuchungen sehr schätzte, und daß ich durch ihn auf das entschiedenste aufgefordert wurde, doch an die Ausarbeitnng einer Physiologie ernstlich zu denken. Er behauptete namentlich, daß das Material, welches aus meinen vergleichend anatomischen Studien mir geworden sei,

nur dadurch erst wahrhaft verwerthet werden könne, daß daraus ein in echt philosophischer Weise gegliedertes System der Physiologie hervorgehe, und nahm mir gewissermaßen das Versprechen ab, daß hier das Feld meiner nächsten wissenschaftlichen Arbeiten abgesteckt werden solle; ein Versprechen, welches ich denn treulich gehalten, indem der erste allgemeine Theil eines solchen Systems bereits ein Jahr später wirklich erschienen ist, obwol die Vollendung des Ganzen sodann noch einige Jahre mehr in Anspruch nehmen mußte. Außerdem arbeitete ich in diesem Jahre mehreres für die berliner „Kritischen Jahrbücher", wodurch mir manche Wechselwirkung mit Varnhagen von Ense und Henning entsprang. Bemerken darf ich wol, daß insbesondere meine Kritik des großen Schadow'schen Werkes, „Polyklet", in welchem ich eigentlich die ersten Keime von dem niedergelegt hatte, was ziemlich 20 Jahre später in meiner „Proportionslehre" über den wahren organischen Modul der menschlichen Gestalt veröffentlicht worden ist, ganz aus jener Zeit datirt, und so ging denn das Schaffen und Treiben und Arbeiten nach wie vor immer unausgesetzt weiter, wurde mir gelegentlich auch dadurch mit vergolten, daß der ehrwürdige preußische Veteran, Dr. Johann Nep. Rust, mir den 47. Band seines vielgelesenen „Magazins für die gesammte Heilkunde" dedicirte, ihn durch mein, nach dem Zöllner'schen Steindruck in Stich ausgeführtes Porträt zu zieren die Güte hatte und mir den Band mit freundlichem Schreiben zusendete.

Im Anfang Juni erkrankte jetzt schwer unser greiser König Anton; ich befand mich gerade zum Dienst in Pillnitz, meine Collegen Franke, Kreysig und Hedenus waren verreist oder selbst krank, kurz ich hatte einige schwere Tage und Nächte mit der Pflege des würdigen alten Herrn zu bestehen, welcher denn am 6. Juni früh, umgeben von der gesammten königlichen Familie, endlich wirklich den Geist aushauchte und

dadurch den Prinzen Friedrich als König Friedrich August II. auf den Thron rief. Der Vorgang dieses Todes hatte mir doch manches eigen Rührende gehabt. Das einfach anspruchslose Leben eines Mannes, dem die Königskrone keine großen Sorgen gemacht hatte, der sie aber doch mit menschlich würdiger Gesinnung trug, der noch bis fast in die allerletzten Tage, jede seiner kleinen Gewohnheiten, vom Elbbade bis zu dem freilich oft sehr schwierigen Ausreiten, und zum regelmäßigen Rauchen von ein paar halben thönernen Morgenpfeifen, unausgesetzt festhielt, und dabei doch viel Gutes that und manches von der steifen quälenden Etikette seines Vorgängers umgeworfen hatte, es beschloß sich ebenso einfach wie es gelebt worden war. - Die großen Verknöcherungen, welche im Herzen und selbst im Diaphragma sich gebildet hatten, wurden die unvermeidliche Todesursache, und in ruhiger Resignation ließ er denn die paar letzten schweren Tage über sich ergehen, das Ende, dessen Herannahen ihm nicht verborgen blieb, still erwartend. Trat ich an sein Bett, um den Puls zu untersuchen, so nahm er das wie eine angemessene Formalität hin, reichte mir die Hand und sagte: „Nun pulsen Sie einmal Herr Hofrath!“ und dann wurden die Athemzüge wieder schwer und die Augen sanken zu.

Am trüblichen Abende des 10. Juni ging der Trauerzug durch die großen Alleen des pillnitzer Schloßgartens still und feierlich nach der Elbe, wo die große, gewöhnlich zum Uebersetzen der herrschaftlichen Equipagen bestimmte Fähre, mit schwarzem Tuch beschlagen und mit Trauerflaggen behangen, bereit stand, um den Sarg und das nächstangehörige Gefolge zu empfangen, und so schwamm denn das ganze von der Farbe der Nacht umhüllte Fahrzeug, ein großer breiter Charonsnachen, bei sinkender Dämmerung die Elbe hinab und zur Stadt, wo dann die feierliche Beisetzung erfolgte. Ich hatte die Leiche nur bis auf das Schiff zu geleiten und kehrte

dann zu den Meinigen zurück, um dort von den Mühen der letzten Tage auszuruhen.

Es war vielleicht schon kein gutes Omen, daß nun gerade mitten in der tiefen Landestrauer, welche jetzt folgte, sich in meinem Hause der Brautstand meiner geliebten Charlotte erklärte. Mehrere Monate früher nämlich hatte sich ein schon damals geschätzter Künstler, dessen Ruf späterhin indeß von Jahr zu Jahr sich erhöht hat, Professor Rietschel, in meiner Familie einführen lassen, wie man sagte aus Verlangen, meine Büste, nebst denen einiger andern Notabilitäten Dresdens, ausführen zu wollen, in Wahrheit aber wol mehr, weil ihn die große Liebenswürdigkeit unserer Charlotte gerührt hatte, und er wünschte, sein durch den Tod seiner ersten Frau verödetes Haus durch eine so schöne Blüte neu zu beleben. Der erste Wunsch war nicht wohl abzulehnen, und wirklich ging man denn auch bald ans Werk; ich mußte zu mehrern Sitzungen mich entschließen, bei welchen Lottchen zum Vorlesen veranlaßt wurde, und die Büste wurde nach und nach ein recht schönes Werk, wodurch vielen, die sie namentlich späterhin der Büste David's weit vorzogen, besondere Freude erwachsen ist, und nur dem noch später ebenfalls von Rietschel ausgeführten, lebensgroßen Profilmedaillon, welches dem Bilde vor der „Psyche" als Original gedient hat, gab man dann an geistreich aufgefaßter Aehnlichkeit abermals den Vorzug. Wir wußten übrigens alle gar wohl, daß der Künstler durch den Verlust seiner Frau sehr gebeugt worden war, und die Meinigen nahmen ihn ebendeshalb mit besonderer Aufmerksamkeit auf, auch ich selbst erfreute mich vielfach sowol an seinem redlichen, tüchtigen Wesen, als an seiner echten Kunstbegeisterung; bald aber schien denn doch die Schönheit und Lieblichkeit meiner ältesten Tochter ihn weit mehr zu beschäftigen als die Aufgabe, die er für meine Büste sich gestellt hatte. Lottchen sah ihn denn auch gern, beide kamen

sich bei häufigen Besuchen und Einladungen näher — kurz, schon in der zweiten Hälfte des Juni, und wie gesagt, mitten in der allgemeinen Landestrauer, wurde, unter heißen Segenswünschen, die freilich nur unvollkommen in Erfüllung gingen, die Verlobung erklärt.*)

Im Juli zogen wir von Pillnitz wieder zur Stadt, und wenn dies dem jungen Paare der Verlobten einerseits erfreulich war, so durfte auch ich damit zufrieden sein, da es mir zunächst Gelegenheit gab, nun auch einige künstlerische Erinnerungen an die letzte Reise, die mich schon im Frühjahr abwechselnd beschäftigt hatten, mit Sorgfalt zu vollenden. Das eine Bild war das der alten Wernerikirche von Bacharach, welches noch jetzt bei mir den Freunden einen Schatten der Schönheit der Rheinumgebung zurückruft, das andere gab eine seltsam phantastische Erinnerung an Paris, von der ich jetzt fast beklage, daß ein begüterter Russe mir einst keine Ruhe ließ, bis ich sie ihm überlassen. Als ich nämlich in jener Weltstadt einstmals einen Künstler aufsuchte, welcher in der Nähe des Vendômeplatzes die sechste Etage bewohnte, überraschte es mich eigen, über einem Meer von Dächern, Schornsteinen, Kuppeln und Thürmen, die Vendômesäule mit der Bildsäule Napoleon's geisterhaft heraufragen zu sehen. Der Eindruck blieb mir lange in der Seele und wandelte sich

*) Ich bringe hier gleich bei, daß, nachdem unser Lottchen, und noch eine dritte Frau verstorben waren, Rietschel anfing, immer ernster brustleidend zu werden, dergestalt, daß ich ihn, bevor er die Verbindung mit einer vierten Frau eingehen konnte, auf einen Winter nach Palermo sendete, und daß denn dessenungeachtet das Lungenleiden doch allmählich sich mehr und mehr vergrößerte, bis es ihn endlich im Februar 1861 trotz aller erschöpften Kunstmittel hinwegnahm; wobei denn seltsamerweise, neben seiner großen Aufgabe des Luthermonuments, eine seiner letzten Nebenarbeiten, wieder meine, im Frühjahr 1860 vollendete Büste gewesen ist. Sie wurde natürlich weit trefflicher als die erste; das Original aber hatte freilich indeß auch weit tiefere Falten bekommen als im Jahre 1836.

endlich in ein Bild um, welches diese Scene im bleichen Mondschein dem Beschauer vergegenwärtigte. Dies Bild, sowie jenes von Bacharach durfte ich wol unter meine besten Arbeiten zählen, und so veranlaßte das erstere mich späterhin, es mit Abänderungen noch einmal mit Abenddämmerung zu malen, aber ich war wenig dazu geeignet, abgethane Sachen zum zweiten mal mir zurechtzulegen, und so ist denn auch diese Wiederholung mir wenig zu Dank gerathen.

Im Anfang August kam A. von Humboldt wieder einmal zu mir. Schon war ihm der indeß vollendete Druck meines Pariser Tagebuchs zu Gesicht gekommen, und als ich ihm von dem im zweiten Bändchen abgedruckten Briefe über Erdentstehung aus den Erdlebenbriefen sprach, ließ er es sich nicht nehmen, diesen Brief, zu Anbahnung mehr ausführlicher Discussionen darüber, selbst mir vorzulesen, sodaß ich das eigene Gefühl hatte, meine eigenen Denkversuche über solch ungeheuere Vorgänge, hier aus dem Munde eines Mannes wiedergegeben zu hören, der späterhin dieselben Aufgaben in seinem „Kosmos" mit so viel größerer Ausführlichkeit und Vollständigkeit bearbeiten sollte. Ich verlebte damals mit ihm, dem ich auch bei meinem pariser Aufenthalte so viel zu danken gehabt hatte, einige sehr angenehme und interessante Stunden, und es war namentlich der erste allgemeinere Theil meiner Physiologie, der dabei vielfältig besprochen wurde.

Auch von anderer Seite dann führte mir ein Fremder erwünschte Geistesnahrung zu. Dr. Förster aus München, Maler oder vielmehr Zeichner und erfahrener Kunstgelehrter, jetzt aus Italien zurückkehrend, brachte er eine höchst lehrreiche Reihe trefflicher Zeichnungen altitalienischer Bildhauer- und Malerarbeiten hierher, welche zwar Eigenthum des damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern waren, aber dem Künstler vorläufig überlassen blieben, um sie hier und in Berlin vorzulegen. Vieles davon ist seitdem durch den Stich veröffentlicht

worden, und man kann wol denken, wie mir, dem Italien seit der Reise von 1828 ein theueres Ziel der Sehnsucht geblieben war, diese Werke das lebhafteste Interesse abgewinnen mußten.

Von Regis bekam ich dazumal seinen Shakspearealmanach zugeschickt, bekanntlich die merkwürdigen und früher in Deutschland wenig beachteten Sonette des Dichters enthaltend. Die Sendung beschäftigte mich viel, und ich pries mit Recht das Talent des Uebersetzers; dagegen ließen die Sachen selbst durch ihre innere etwas seltsame Richtung es nicht zu Dem kommen, was mir in Dichterwerken immer das Liebste bleibt und was ich am besten vielleicht mit dem Namen der Lebenswirkung bezeichne, eine Wirkung, die gerade bei Shakspeare in seinen übrigen Werken eine so ungeheuere zu sein pflegt und auch mir eine solche vielfältig gewesen war.

Im September ging ich zur Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte nach Jena. Es lag mir am Herzen, bei dieser Gelegenheit Jena, an welches sich bei mir Erinnerungen aus so frühen Jahren knüpften, einmal wiederzusehen, und zugleich Weimar wieder aufzusuchen, wo ich 15 Jahre früher jene merkwürdige Stunde mit Goethe verlebt hatte. Die Versammlung selbst bot des wahrhaft Interessanten nicht sehr viel dar; namentlich zeigten auch hier die eigentlich ärztlichen Verhandlungen großentheils jenen halb trivialen, halb banalen Charakter, der so häufig in diesem an sich so ehrenwerthen Stande das große Wort führt. Merkwürdig war vorzüglich Humboldt's fortgesetzte Mittheilung der Einleitungen zu seinem „Kosmos". Ich selbst trug damals in einer der öffentlichen Versammlungen meine Beobachtungen vor, über das Gefühl eines aufgehenden Bläschens im Ohr beim Ersteigen hoher Gebirge und dessen barometrische Bedeutung. Am dritten Tage waren wir durch den Großherzog sämmtlich nach Weimar eingeladen; alle die dortigen Samm-

lungen waren uns geöffnet, und in den Nachmittagsstunden, in den jetzt leeren und eigens zum Feste geschmückten Orangeriehäusern von Belvedere, war ein großes Diner bereitet, an welchem der Großherzog selbst theilnahm; auch hatte später eine Elite der Gesellschaft, unter welcher ich mich befand, die Ehre, auf dem Schlosse der Frau Großherzogin vorgestellt zu werden, wobei es indeß, da die hohe Dame sehr schwer hört, zu wenig geistiger Mittheilung kommen konnte. Am wichtigsten war mir, daß ich, ehe man nach Belvedere fuhr, noch Zeit gewinnen konnte, Goethe's Haus noch einmal zu besuchen und in der Stadtkirche des Lukas Cranach großes Altarbild gründlich zu betrachten. Das erstere machte mir einen wunderbaren Eindruck! Ich habe manchmal wol im Scherz gesagt: „es müßte hübsch sein, wenn man Häuser aus Gummi-elasticum zu bauen wüßte, damit sie nach dem Bedürfniß der Bewohner bald erweitert, bald zusammengezogen werden könnten"; nun dies Haus schien mir wirklich jetzt ganz zusammengeschrumpft und klein, wie es mir damals, als Goethe dort noch waltete, mächtig und palastartig erschienen war. Dabei war es zur Hälfte vermiethet, die Statuen auf der Treppe sah man hier und da ausgebrochen, das „Salve" oben am Eingange erschien fast verwischt, alles verstäubt! Es gab ein eigenes, wehmüthiges Gefühl, das seinen Höhepunkt erreichte, als das kleine Kämmerchen sich öffnete, worin das alte Hölzerbett stand, auf welchem er starb! Ist nicht jedes solches letzte Schmerzenslager, worauf irgendein Genius oder Heiliger der Menschheit die letzten Athemzüge verhauchen muß, auch eine Art von hölzernem Kreuz gleich jenem, an welches der größte der Heiligen geschlagen wurde! Ob uns diese letzte Qual auf einem Golgatha trifft oder in solchen kleinen Kämmerlein, es ist immer nur eine relative Verschiedenheit, und selig der, welcher, wenn auch nicht wie jener Größte, mit der Bitte um

Vergebung für die Sündigen, doch mit einem Gedanken ſcheiden kann gleich dem: „Mehr Licht!“

Als ich von Jena wiederkehrte, war eben meine koloſſale Marmorbüſte von David aus Paris angekommen und wurde im großen Salon zu ebener Erde aufgeſtellt. Die Künſtler erfreuten ſich an der Vollendung der techniſchen Behandlung des Marmors; an Aehnlichkeit zogen alle die Büſte Nietſchel's vor.

Nun aber bereitete ſich denn wirklich Lottchen's Trauung, welche am Tage der unſerigen, den 2. Nov., gehalten werden ſollte. Ich ſchrieb darüber ſpäter an Regis: „Ihren Glückwunſch habe noch nachträglich Lottchen mitgetheilt. Ach! ich wünſchte, Sie hätten ſie noch einmal als Braut geſehen! dieſe reine jungfräuliche Geſtalt mit den ſchönen braunen Locken, dem Myrtenkranze und ſanft herabwehenden Schleier und dem weißen Atlaskleide mit leichtem Ueberwurf von violetter, mit braunem Pelz zierlich verbrämter Seide! Mir war es eine ſchwere Fahrt zur Kirche! Dies liebe, liebe Kind, ſo aus meinen Armen zu entlaſſen! Nun Gott wende alles zum Beſten! ſie iſt ſehr heiter und glücklich!“

Konnte etwas ſein, was mir damals die Lücke, welche durch Lottchen's Fortziehen und Albert's Univerſitätsleben in dem weiten Hauſe entſtanden war, doch leichter ertragen ließ, ſo war es die Freude an der friſchen Entwickelung und Liebe der übrigen Kinder, unter denen insbeſondere die jüngſtgeborene Eugenie eine Anmuth und eine heitere geiſtvolle Lebendigkeit entfaltete, welche machten, daß ich dies neunjährige, holde Kind, wenn es mit ſeinen feinen blonden Locken ſich an mich ſchmiegte, wol im Scherz „den wahren Philoſophen“ zu nennen pflegte, und gern einzelner hypochondriſcher Gedanken mich ſchämte, wenn ich in dies Geſichtchen ſah. Dabei dachten wir auch bereits daran, daß im nächſten Jahre die goldene Hochzeit meiner Aeltern, welche beide in ihrem

ſtillen Zimmerchen ein geſundes kräftiges Alter friedlich verlebten, ſich vorbereiten müſſe, und ſo war denn immer noch hinreichend für Leben und Bewegung geſorgt.

Was mein Verhältniß zu den höchſten Perſonen unſerer königlichen Familie betraf, ſo durfte ich es ein durchaus erfreuliches und günſtiges nennen. Die Geſundheit meines königlichen Herrn, dem ſeit ſeiner Thronbeſteigung von allen Orten Beweiſe von Anhänglichkeit und Vertrauen entgegenkamen, war ſeit ſeinen zwei Badereiſen eine ſehr zufrieden ſtellende; die Königin umgab ihn mit Liebe und Sorgfalt, und veranlaßte auch jetzt, wie ſchon als Prinzeſſin, vielfältig freiere und geiſtvollere Unterhaltungen, als der königliche Hof ſeit langem geſehen hatte, ja ich ſelbſt fand mich nicht ſelten wieder veranlaßt, in dieſen Abendcirkeln kleine Vorleſungen zu geben, wozu namentlich das pariſer Tagebuch in der letzten Zeit mannichfachen Stoff darbot. Auch Tieck hatte wieder mehreremal das Glück, ſeinen trefflichen, dramatiſchen Leſungen dort Gehör zu verſchaffen, und überdies ſah Prinz Johann faſt allmonatlich einmal in der Stunde von 6 bis gegen 9 Uhr kleine Abendgeſellſchaften von Gelehrten und Künſtlern bei ſich, an denen zuweilen auch der König theilnahm, und in welchen mitunter die intereſſanteſten, freieſten und vielſeitigſten Discuſſionen zu Stande kamen, Discuſſionen, zu welchen jetzt, bei wieder herannahendem Winter, namentlich ein neues und merkwürdiges Phänomen in der Kunſtwelt Veranlaſſung zu geben pflegte, ein Phänomen, welches übrigens ſelbſt einer der wichtigſten Wendepunkte werden ſollte, den das Künſtlertreiben in Dresden ſeit vielen Decennien erfahren hatte.

Man erinnert ſich nämlich, daß in jenen Jahren Düſſeldorf anfing, durch die in ſeinen Mauern aufblühende neue Malerſchule das größte Aufſehen zu erregen. Der älteſte Sohn des greiſen Directors Schadow in Berlin hatte dort

am Rhein als Akademiedirector, und als einer der in Italien von altkatholischer Kunstbegeisterung Ergriffenen, eine Anzahl junger, feuriger Gemüther um sich versammelt; rheinisches Leben, deutsche Romantik in Musik und Poesie, und eine tüchtige, akademische Schulbildung, hatte mancherlei Werke hervorgerufen, von welchen ganz Deutschland mit Aufmerksamkeit sprach, und so waren nun im Herbst 1836 eine Reihe Gemälde von daher zur großen Kunstausstellung nach Berlin geschickt worden, welche nicht verfehlten, auch dort, wo in Hinsicht der Malerei seither sehr wenig des Erfreulichen zu Stande gekommen war, sich viele Freunde und Bewunderer zu erwerben.

So kam es denn bei dem hiesigen akademischen Senat und im Comité des Kunstvereins, dessen Vorstand ich damals geworden war, sehr in Frage, ob man nicht veranlassen könne, daß die vorzüglichsten jener düsseldorfer Gemälde, bevor sie wieder in ihre Heimat gesendet, oder den Eigenthümern ausgehändigt werden möchten, auf einige Wochen nach Dresden zur Ausstellung gesendet würden? Natürlich thaten wir alles Mögliche, um das projectirte Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Die Mittel, um den Transport zu decken, wurden beschafft, der Ausstellungssaal auf der Brühl'schen Terrasse eingeräumt, dem Publikum gegen mäßiges Entrée der Eintritt eröffnet, und bald versammelte sich nun dort alles, was in Dresden irgend auf Kunstbildung Anspruch machte, insbesondere aber waren es der Jeremias auf den Ruinen Babylons von Bendemann, und die Hussitenpredigt von Lessing, welche eine mächtige Anziehungskraft auf sämmtliche Beschauer ausübten.

Es liegt nun in jeder neu aufblühenden Kunstperiode immer ein eigenthümlicher Zauber, jedes neu Hervortreibende, weil es doch irgendeine innere Schöpferkraft beurkundet, ist gleich dem Frühlinge selbst, allemal von einer gewissen, freilich

bald mehr, bald weniger nachhaltigen Wirkung, und dies Geſetz machte ſich denn auch hier und auch bei mir in hohem Grade geltend. Wie faſt immer, wenn neue mächtige Eindrücke mir kamen, ſo auch diesmal fühlte ich mich gedrungen, vielfältige Gedanken, welche bei wiederholten Beſuchen der Ausſtellung in mir aufſtiegen, nach und nach zu Papier zu bringen, und ſo entſtand zuletzt ein Aufſatz, welchen nach ſeinen zwei Serien ich in den Soiréen unſerer Königin vorleſen zu können das Glück hatte, und welcher ſpäterhin im „Kunſtblatt des Morgenblatt" abgedruckt wurde, wo er denn ebenfalls hier und da theilnehmende Leſer gefunden hat. Was aber jedenfalls bedeutender genannt werden konnte, unſer kunſtliebender König ſelbſt war durch dieſe Ausſtellung eigenthümlich bewegt worden, und, ohne daß er darüber irgend weitere Mittheilungen vorläufig gemacht hätte, veranlaßte er jetzt in der Stille durch Miniſter von Lindenau, daß Unterhandlungen eröffnet würden, ob es wol möglich ſei, einige der bedeutendern Kräfte dieſer neurheiniſchen Schule auf hieſigen Boden zu verpflanzen; Unterhandlungen, aus welchen es ſpäter hervorgegangen iſt, daß die Profeſſoren Bendemann und Hübner nach Dresden berufen wurden, denen dann bald noch einige andere ſich anſchloſſen, und was denn alles zuſammen nach und nach dahin gewirkt hat, die Kunſtakademie Dresdens auf eine Höhe zu bringen, wie ſie ſie zuvor noch unter keinem der frühern ſächſiſchen Regenten irgend erreicht hatte.

Was nun ſonſtiges dresdener Leben betraf, ſo hatten wir diesmal einen ſehr kalten Winter, und die Folge davon mochte es mit ſein, daß im Februar 1837 eine ſehr heftige Influenza in der Stadt ausbrach, welche auch mich nicht ganz unberührt ließ, aber beſonders mit ärztlichen Geſchäften dergeſtalt überhäufte, daß für einige Zeit alle andern Arbeiten beiſeitegelegt werden mußten. Trotz des im allgemeinen ſchnellen

und gutartigen Verlaufs der Krankheit erlagen ihr doch so viele, namentlich ältere Personen, daß die Sterbelisten fast auf das Doppelte sich steigerten. Auch die schon seit längerer Zeit von Wassersucht heimgesuchte Frau unsers Tieck unterlag ihrem Uebel im Februar, er selbst jedoch erhielt sich fortwährend kräftig. Am 3. Jan. hatte er uns noch namentlich durch die Lektüre eines altmönchischen Fratzenspiels, die Sündflut genannt, erfreut, wo er so recht seinem verwegenen Humor den Zügel schießen lassen konnte und viel dazu beitrug, die Gesellschaft von Freunden und Freundinnen, welche sich abends zur Ehre des Tages eingefunden hatten, in die heiterste Stimmung zu versetzen. Später, im März, hörten wir ihn auch wieder einmal, an einem unserer Aristophanesabende, welche gewöhnlich zwischen mir und Geheimrath Ungern-Sternberg wechselten und blos Männer versammelten, die „Ritter" so trefflich vorlesen, daß nicht nur die Härten der schweren Voß'schen Uebersetzung gänzlich verschwunden schienen, sondern die gesammte Heiterkeit altathenischer Welt, sowie der strahlende Humor des Dichters im hellsten Lichte erglänzten.

Eine Nachwirkung meines vorjährigen Besuchs in Weimar durfte ich es ferner nennen, daß ich jetzt endlich auch den Gipsabguß von Schiller's Schädel von dort zugeschickt erhielt, nach welchem ich so lange gestrebt hatte. Ist doch von Goethe mit Recht dieses merkwürdige Gebäude, in welchem eine so begabte Psyche lange gewirkt hat, in einem eigenen Gedichte verewigt worden, und mir war nur aufgegeben, als Gegengabe dafür eine lebensgroße Kreidezeichnung meines eigenen Angesichts für das Goethe-Album nach Weimar zu schicken, was ich denn auch mittels eines von Rietschel ausgeführten Profils richtig vollbrachte, späterhin dafür aber von Schiller's Schädel selbst eine sehr sorgfältige

Abbildung in meinem „Atlas der Kranioskopie“ dem Publikum übergab. Ueberhaupt beschäftigten mich in jenen Tagen die Reminiscenzen an Weimar viel, denn eben war mir der zweite Theil des Literaturwerks von Gervinus zu Händen gekommen, wo das, was dort über Goethe gesagt ist, mir ganz eigene Betrachtungen erregen mußte. Ich schrieb darüber: „Wie gering doch alles, was man hier von ihm erfährt! ein Bestreben zum Nivelliren dieses Geistes mit so viel Schwächern ist sicher gar nicht zu verkennen! Die Deutschen haben sich von jeher etwas lumpig gegen ihre großen Geister benommen, und so frappirt mich auch dies so wenig als die weimarische Auction.*) Freilich kann man sagen, daß, so interessant auch Goethe's Sammlungen waren, sie doch immer, gleich dem Hause selbst, an und für sich klein und dürftig bleiben, wenn man sie gegen Museen hält. Wie daher die arme Form des Leibes in Asche verwehen soll, wenn der Geist entschwand, so mögen auch immerhin diese Sammlungen sich zerstreuen und das Haus zerfallen, nachdem der Begründer gestorben; in der Erinnerung werden dann auch sie um so mehr groß und unvergänglich bleiben!“

Sowie übrigens die praktischen Arbeiten mir wieder etwas mehr Muße vergönnten, nahm mich sogleich die dritte Auflage meines „Lehrbuch der Gynäkologie“ tüchtig in Anspruch. Schon fing mir an vieles auf diesem Felde mehr in den Hintergrund zu treten, oder weniger Anziehungskraft auf mich zu üben, und gleichwol war es wichtig, einem so vielverbreiteten Lehrbuche nach jeder Seite hin doch die möglichste Vollendung zu geben!

---

*) Nachdem damals Goethe's Enkel das Gebot des Bundestags für Ankauf des Ganzen als Eigenthum Deutschlands abgelehnt hatten, da es ihnen nicht groß genug schien, so war wirklich von Veranstaltung einer Auction des Goethe'schen Nachlasses die Rede, zu welcher es indeß glücklicherweise doch nie gekommen ist.

Glücklicherweiſe fand ich, daß in Wahrheit nicht allzu viel Zuſätze als wirklich unerlaßliche ſich herausſtellten, und ſo ſchritt denn die Arbeit ohne zu große Mühwaltung ziemlich raſch vorwärts.

Die Hauptaufgabe blieb indeß für dieſen Sommer immerhin mein „Syſtem der Phyſiologie", in welches ich mich je mehr um ſo tiefer verſenkte. Ich ſchrieb in dieſer Beziehung im Juli an Regis: „Humboldt war wieder einmal ein paar Abende bei mir und ich habe ihm abermals allerhand aus der Phyſiologie vorgeleſen. Ich werde doch am Ende mich entſchließen, den erſten Band, welcher ziemlich fertig daliegt, im Herbſt zu langſamen Druck abzugeben, um ihn Oſtern fertig ſehen zu können! Er hat allein des Neuen ſo viel, daß er immer ein Jahr wirken kann, ehe der zweite nachfolgt. Geht mir doch wirklich des Merkwürdigen viel bei dieſer Arbeit auf, und ich fühle wieder recht deutlich, daß allerdings unſer Zulernen immer mehr oder weniger ein Erinnern iſt, denn ich werde vieles hier nur wirklich erſt gewahr, was ich eigentlich ſchon lange beſeſſen habe. Wer nur das alles ſo recht klar, ſcheinbar abſichtslos und doch fortreißend, wer es bequem und doch bedeutend, ruhig und doch gewaltig darlegen könnte! Nun man thut, was man eben kann! Bisjetzt haben die meiſten von der Darſtellung ſich befriedigt erklärt!"

Was Tieck betrifft, ſo hat er uns neulich auch wieder einmal „Das Leben ein Traum" vorgeleſen, und ich bin abermals in wahrer Andacht bei dieſem Werke verweilt! Das iſt jedenfalls das Schlimme in unſerer ſtets druckfertigen Zeit, daß von unſern großen Geiſtern gegenwärtig nun auch jegliches Geringſte aufbewahrt wird und nicht blos ihre mächtigſten Sachen! Muß es doch künftig der Nachwelt immer ein wunderliches Bild geben, wenn dem Geiſte, der jetzt nicht mehr durch die Macht ſeiner lebendigen Perſönlichkeit wirken

kann, fortan auch noch alle seine Windeln und Kinderkleidchen nachgetragen werden! Hätte man von Calderon nur obiges Stück und noch einige andere seiner besten, und ebenso auch von andern immer nur das Beste, mir deucht, es wäre gesünder, concentrischer und begeisternder!"

Mitten aber im Strom all dieser Thätigkeit trat plötzlich mir ein Hemmniß heran, welches auf einmal meinen Bahnen ganz andere Richtungen anwies und eine Reise mir herbeiführte, von welcher ich den Tag zuvor, ehe ich sie antrat, auch noch nicht die leiseste Ahnung haben konnte. Der König nämlich, welcher diesen Sommer wieder, wie schon mehrmals in vorausgegangenen Jahren, eine Reihe von Sommerwochen sich zu einer Gebirgsreise ausgewählt hatte und diesmal einige Gegenden Oberitaliens mit besuchen wollte, war, zurückkehrend aus den Küstengegenden um Triest, in Laibach ernstlich erkrankt. Der ihn begleitende Adjutant, Oberst von Mandelsloh, hatte sofort einen Kurier abgesendet, um anzuzeigen, daß die Umstände nicht unbedenklich genannt werden dürften und die Absendung eines Leibarztes jedenfalls sehr wünschenswerth erscheine. So kam es denn, daß, als ich am 31. Juli mittags ganz unbefangen von meinen Besuchen aus der Stadt zurückkehrte, mir ein Bote eilig entgegenkam, meldend, daß der Kämmerer des Königs mich erwarte und wegen Erkranken des königlichen Herrn meine schleunige Abreise sich unbedingt nothwendig machen werde.

Die Lage der Dinge war schwierig genug. In wenig Wochen sah meine Charlotte ihrer ersten Entbindung entgegen, und daß dabei das liebe Kind die Anwesenheit des Vaters sehr vermissen würde, fiel mir freilich am schwersten aufs Herz. Auch sonst war es nicht leicht, eine weitläufige Clientèle so in Zeit weniger Stunden andern Händen zu übergeben. Doch der gebieterischen Nothwendigkeit mußte alles weichen; der Gedanke, zur Rettung eines geliebten Fürsten

beitragen zu können, erleichterte auch das Schwerſte, und ſo kam ich denn wirklich raſch mit allem zu Stande, und denſelben Abend noch um 8 Uhr fuhr ich davon.

Auch von dieſer Reiſe hielt ich ſchon unterwegs ein ſorgfältiges Tagebuch, welches ſpäter ins Reine gebracht wurde, ohne darüber bisher irgendetwas zu veröffentlichen. Da ich indeß gegenwärtig bei wiederholter Durchſicht doch gewahr werde, daß ſo manches darin auch andern Leſern ſicher nicht unintereſſant ſein dürfte, ſo habe ich nun angemeſſen gefunden, auch von dieſen Aufzeichnungen alles Weſentliche hier einzureihen und es als Vervollſtändigung meines Lebensbildes hinzuſtellen.

SBN 649777

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Erſter Theil.

Seite 56, Zeile 12 v. o., ſtatt: Rafael Mengs, lies: Annibale Carraci,
» 226, » 5 v. u., ſt.: Geräuſch, l.: Strom
» 305, » 15 v. u., ſt.: Egmond, l.: Egmont

Zweiter Theil.

Seite 115, Zeile 17 v. o., ſt.: Deligence, l.: Diligence
» 196, » 12 v. u., ſt.: ſogar nichts, l.: ſo gar nichts
» 230, » 4 v. u., ſt.: Begaße, l.: Begas
» 244, » 2 v. u., ſt.: Pochydermen, l.: Pachydermen
» 270, » 2 v. u., ſt.: sait, l.: sais
» 371, » 13 v. o., ſt.: présant, l.: presant
» 373, » 13 v. u., ſt.: Coliſeum, l.: Coloſſeum

Digitized by Google